

o-bib.

Das offene Bibliotheksjournal

Herausgegeben vom Verein Deutscher Bibliothekare (VDB)

Ausgabe 1/2014

Wir öffnen Welten

103. Deutscher Bibliothekartag in Bremen 2014 -
Kongressbeiträge

Tagungsberichte

Aus dem Verein Deutscher Bibliothekare e.V.



Wir öffnen Welten - 103. Deutscher Bibliothekartag in Bremen 2014

Vorwort des Vorsitzenden des Vereins Deutscher Bibliothekare zur ersten Ausgabe von o-bib	V
Kongressbeiträge	1
Wege zu neuen Infrastrukturen.....	1
Vom Bibliotheksgesetz zum Kulturfördergesetz. Neue Wege der Kulturpolitik in Nordrhein-Westfalen? Eine Kurzbetrachtung.	1
<i>Harald Pilzer, Stadtbibliothek Bielefeld</i>	
Electronic Resource Management System	10
<i>Daniel A. Rupp, Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen Michaela Selbach, Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen</i>	
Vom Sondersammelgebiet zum Fachinformationsdienst für die Wissenschaft.	21
<i>Ivo Vogel, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz</i>	
Das RADAR Projekt: Datenarchivierung und -publikation als Dienstleistung - disziplinübergreifend, nachhaltig, kostendeckend	30
<i>Matthias Razum, FIZ Karlsruhe – Leibniz-Institut für Informationsinfrastruktur Janna Neumann, Technische Informationsbibliothek Hannover</i>	
Bibliotheken: Wir öffnen Daten. Zum Stand der Entwicklung einer offenen Dateninfrastruktur	45
<i>Adrian Pohl, Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen</i>	
Hochschulbibliotheken mit Zukunft	56
Brauchen die Universitäten noch dezentral strukturierte Bibliothekssysteme?	56
<i>Wilfried Sühl-Strohmeier, Universitätsbibliothek Freiburg Konstanze Söllner, Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg</i>	
Publikationsservices im Dienstleistungsportfolio von Hochschulbibliotheken.	71
<i>Ralf Depping, Universitäts- und Stadtbibliothek Köln</i>	
Error in objecto – Warum E-Books keine Bücher sind	92
<i>Ruth Katzenberger, Universitätsbibliothek der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt</i>	
Farbe bekennen – Grüne Bibliotheken auf die Tagesordnung!	100
<i>Petra Hauke, Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität Berlin Klaus Ulrich Werner, Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin</i>	
Ungewöhnliche Kundengruppe?	110
<i>Caroline Leiß, Universitätsbibliothek der Technischen Universität München</i>	
Ein realer Lernort mit digitalem Mehrwert. Die Bibliothek der Universität Konstanz nach der Sanierung.....	117
<i>Oliver Kohl-Frey, Kommunikations-, Informations-, Medienzentrum (KIM) Konstanz Petra Hätscher, Kommunikations-, Informations-, Medienzentrum (KIM) Konstanz</i>	
Management und Marketing	124
Creating Future?! Strategisches Management in US-Bibliotheken – ein systematisierender Blick über den Tellerrand	124
<i>Cornelia Vonhof, Hochschule der Medien Stuttgart</i>	

Auftakt zur Organisationsentwicklung der Deutschen Nationalbibliothek	146
<i>Britta Woldering, Deutsche Nationalbibliothek</i>	
<i>Jürgen Bley, Deutsche Nationalbibliothek</i>	
Conspectus revisited	152
<i>Wolfram Lutterer, Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern</i>	
Was wissen wir über die Nutzung von Patron Driven Acquisition (PDA)? Eine Analyse an der Universitätsbibliothek Leipzig	166
<i>Jens Lazarus, Universitätsbibliothek Leipzig</i>	
Von Mr Classic zu Mr Nerd: Wie Forschende soziale Medien nutzen	174
<i>Doreen Siegfried, ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft</i>	
Für Forschung und Kultur – Öffentlichkeitswirksame Darstellung bibliothekarischer Weltschätze und bibliothekarischer Wissenschaftsservices am Beispiel der Staatsbibliothek zu Berlin	181
<i>Barbara Schneider-Kempf, Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz</i>	
Neue Formen der Erschließung	187
RDA implementation and application: British Library	187
<i>Alan Danskin, British Library</i>	
„Druckt die GND-Nummer in der Publikation ab!“	192
<i>Martin Faßnacht, Universitätsbibliothek Tübingen</i>	
Englischsprachige Erweiterung des TIB AV-Portals	197
<i>Sven Strobel, Technische Informationsbibliothek Hannover</i>	
Die DDC auf neuen Wegen – verbale Sucheinstiege für klassifikatorisch erschlossene Titel	205
<i>Christiane Maibach, Deutsche Nationalbibliothek</i>	
Historisches Kulturgut – neue Aufgaben	220
Konversion des kulturellen Erbes für die Forschung	220
<i>Thomas Stäcker, Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel</i>	
„NS-Raubgut aus zweiter Hand“ - Provenienzrecherchen in der Bibliothek des IGdJ	238
<i>Jörn Kreuzer, Institut für die Geschichte der deutschen Juden</i>	
<i>Susanne Küther, Institut für die Geschichte der deutschen Juden</i>	
Crowdsourcing – neue Möglichkeiten und Grenzen für Bildarchive	249
<i>Nicole Graf, ETH Zürich, ETH-Bibliothek, Bildarchiv</i>	
Besondere Bestände zugänglich machen	254
Bericht über die Pilotphase Handschriftendigitalisierung der deutschen Handschriftenzentren	254
<i>Carolin Schreiber, Bayerische Staatsbibliothek</i>	
Digitalisierung der vollständigen deutschsprachigen Zeitungen des 17. Jahrhunderts in der SuUB Bremen: Ein Werkstattbericht	265
<i>Maria Elisabeth Müller, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen</i>	
<i>Maria Hermes, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen</i>	
Die Digitale Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen	280
<i>Jan-Peter Graeff, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen</i>	
<i>Daniel Beucke, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen</i>	
<i>Thomas Bode, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen</i>	

Es war einmal eine Website	291
<i>Tobias Beinert, Bayerische Staatsbibliothek</i>	
<i>Ulrich Hagenah, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky</i>	
<i>Anna Kugler, Bayerische Staatsbibliothek</i>	
Zeitungssuche interaktiv – Der neue ZDB-Webkatalog.....	305
<i>Jessica Hubrich, Deutsche Nationalbibliothek</i>	
<i>Hans-Jörg Lieder, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz</i>	
Tagungsberichte	312
Der Nutzer als besserer Fachreferent?	312
<i>Robert Scheuble, Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg</i>	
Statt endloser Berufsbild-Debatte: anforderungsgerechte Tätigkeiten wissenschaftlicher Bibliothekare planen und gestalten.....	314
<i>Gerhard Stumpf, Universitätsbibliothek Augsburg</i>	
Tagungsbericht: E-Books in wissenschaftlichen Bibliotheken	319
<i>Sandra Niemeyer, TIB Hannover</i>	
Library unchained – Neue Wege im Fachreferat Wirtschaftswissenschaften	323
<i>Thomas Groß, Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften Kiel</i>	
Aus dem Verein Deutscher Bibliothekare e.V.	331
Vorstand und Vereinsausschuss	331
Verabschiedung der Vorstandskollegin Anke Berghaus-Sprengel	331
Verabschiedung von Dr. Renke Siems als Vorsitzender der Fachreferats-Kommission	332
Kommissionen	333
Neue Mitglieder in der Kommission für berufliche Qualifikation	333
Neue Aktive in der Kommission für Fachreferatsarbeit	334
Landes- und Regionalverbände	336
Innovation und Innovationsmanagement: Der VDB-Südwest am Puls der Zeit.....	336
Wie geht es weiter mit dem VDB-Landesverband für Hessen?	342

Vorwort des Vorsitzenden des Vereins Deutscher Bibliothekare zur ersten Ausgabe von o-bib

Die erste Ausgabe von o-bib – das offene Bibliotheksjournal liegt nun vor! Der Name ist Programm: Alle Beiträge werden Open Access unter der Creative Commons Lizenz CC BY veröffentlicht. Institutioneller Herausgeber ist der Verein Deutscher Bibliothekare (VDB); dies hatte die Mitgliederversammlung des VDB während des 103. Deutschen Bibliothekartags in Bremen beschlossen. O-bib wird die bibliothekarische Fachdiskussion beleben und dient zugleich der Kommunikation des Vereins mit seinen Mitgliedern. Neben einem bibliotheksfachlichen Teil enthält o-bib auch einen Verbandsteil, der die bisherige gedruckte Mitgliederzeitschrift „VDB-Mitteilungen“ ablöst. Für den Fachteil sind mehrere Rubriken vorgesehen: Aufsätze, Tagungsberichte, Rezensionen, eine Diskussionsrubrik sowie Personalien und Mitteilungen bzw. kleinere Beiträge. Die Fachbeiträge unterliegen grundsätzlich einem Peer Review durch zwei Gutachter, wobei mindestens einer der Gutachter nicht dem Kreis der Herausgeber angehört. Der Herausgeberkreis umfasst bisher Dr. Ulrich Hohoff, Universitätsbibliothek Augsburg; Dr. Thomas Stäcker, Herzog-August Bibliothek Wolfenbüttel; Dr. Helge Steenweg, Universitätsbibliothek Stuttgart; Dr. Wilfried Sühl-Strohmeier, Universitätsbibliothek Freiburg; Prof. Heidrun Wiesenmüller, Hochschule der Medien Stuttgart sowie Dr. Klaus-Rainer Brintzinger, Universitätsbibliothek der LMU München und Vorsitzender des VDB. Weiterhin beteiligen sich Dr. Andreas Kosuch, Universitätsbibliothek Augsburg; Dr. Hans-Martin Moderow, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena; Ulrike Scholle, Universitätsbibliothek Duisburg-Essen und Dr. Kirsten Süsselbeck, Universitätsbibliothek Augsburg als Redakteurinnen und Redakteure dieser Zeitschrift.

O-bib ist derzeit im Aufbau und soll ab 2015 mit vier Ausgaben pro Jahr erscheinen. Als „Nullnummer“ kommt nun eine erste Ausgabe heraus, die überwiegend ausgewählte Beiträge des 103. Deutschen Bibliothekartags in Bremen enthält. Der Verein Deutscher Bibliothekare knüpft damit an die über vierzigjährige Tradition der Bibliothekartagsbände an, als einer Dokumentation wichtiger Beiträge dieser größten bibliothekarischen Fachtagung. Zugleich löst der VDB damit ein immer wieder formuliertes Desiderat ein, die veröffentlichten Beiträge des Bibliothekartags gleich bei ihrem Erscheinen Open Access zu stellen. Bibliothekarische Verbände, Bibliothekarinnen und Bibliothekare haben die Idee des Open-Access-Publizierens in der Wissenschaft ganz wesentlich initiiert, unterstützt und verbreitet. Dagegen war bisher die Frage weitgehend offen, welche Anforderungen die bibliothekarische Fachcommunity an ihre eigene Fachkommunikation stellt. Der ganz überwiegende Teil der deutschsprachigen wie auch der internationalen bibliothekarischen Fachzeitschriften verbirgt sich hinter einer Bezahlschranke. Mit o-bib machen wir – zusammen mit einigen anderen in der jüngeren Zeit ins Leben gerufenen Open-Access-Zeitschriften – den Anfang für eine neue, frei zugängliche Publikationsform, die mit unserer Forderung nach Open Access in der Wissenschaft übereinstimmt. Der Erfolg dieser neuen Publikationsform wird ganz wesentlich von der Unterstützung der Fachcommunity abhängen. Auch frei zugängliche Publikationen kosten finanzielle und personelle Ressourcen, die durch die Community bereitgestellt werden müssen.

Die initialen Aufwendungen werden vom VDB mit Unterstützung der Universitätsbibliothek der LMU getragen – die Mitgliedschaft im VDB sichert daher auch die finanzielle Basis von o-bib. Darüber hinaus lebt o-bib ganz wesentlich vom freiwilligen Engagement der bibliothekarischen Community. Die Liste der Herausgeber und Redakteure ist daher keineswegs abgeschlossen, ebenso ist die Mitarbeit von Gutachtern oder weiteren Mitarbeitern sehr erwünscht!

Technisch wird o-bib mit Open Journals System (OJS) erstellt; diese Software ist unter Open-Access-Zeitschriften sehr verbreitet und bietet eine Fülle von Funktionen, die viele redaktionelle Prozesse automatisieren helfen. Die technische Betreuung und das Hosting übernimmt die Universitätsbibliothek der LMU München. Autorinnen und Autoren können sich für o-bib registrieren und ihre Beiträge online einreichen.

Neben den grundsätzlichen Vorteilen des Open-Access-Publizierens sorgt das elektronische Erscheinen von o-bib auch für eine schnellere Verbreitung, da Druck, Vertrieb und Versand wegfallen. Für den Verbandsteil von o-bib bedeutet dies, dass anstelle der einen Ausgabe der „VDB-Mitteilungen“ die Mitglieder künftig viermal pro Jahr mit Nachrichten und Mitteilungen aus ihrem Verband informiert werden. Für den fachlichen Teil erhoffen wir uns, die Fachdiskussion durch die kürzeren Vorlaufzeiten beleben zu können. Trotz des grundsätzlichen Vorteils des elektronischen Publizierens glauben wir, dass die Beiträge des Bibliothekartags auch in gedruckter Form rezipiert werden. Die Bibliothekartagsbeiträge werden wir daher – beginnend mit dieser Dokumentation des 103. Deutschen Bibliothekartags – als hybride Publikation zugleich in gedruckter Form herausgeben. Als Sonderausgabe von o-bib verkörpern diese Bände sowohl unsere langjährige Tradition wie die sich rasch ändernden Herausforderungen an unseren Beruf.

„Bibliotheken: Wir öffnen Welten“ lautete das Motto des 103. Deutschen Bibliothekartags in Bremen. Mehr als viertausend Teilnehmer nahmen vom 2. bis 6. Juni an dem seit vielen Jahren größten europäischen bibliothekarischen Fachkongress teil. Bei der Zusammenstellung und Auswahl des Programms wurde in der seit einigen Jahren bewährten Weise die Programmkommission durch Expertinnen und Experten unterstützt, die die Einreichung eines jeden Themenkreises vorab bewerteten. Aufgrund dieser Voten stellte die Programmkommission aus den rund 440 eingereichten Vorschlägen das Tagungsprogramm zusammen, das unter anderem 268 Vortragsveranstaltungen, 23 Workshops sowie weitere Arbeitsgruppen und Mitgliederversammlungen umfasste.

Dieser Band dokumentiert nun eine Auswahl der überarbeiteten Vorträge des 103. Deutschen Bibliothekartags in Bremen. Mit dieser Veröffentlichung werden die Beiträge über den Kreis der Tagungsteilnehmer hinaus verbreitet und schaffen damit eine Grundlage für die weitere Fachdiskussion.

Im Namen der Herausgeber und der Redaktion danke ich den Autorinnen und Autoren für die Mühe, die Vorträge in Schriftform zu fassen und für ihre Bereitschaft, diese Beiträge im allerersten Heft von o-bib zu veröffentlichen. Allen Beteiligten im Herausgeberkreis, in der Redaktion und im technischen Hosting danke ich dafür, dass sie sich auf das Wagnis o-bib eingelassen haben. Ich wünsche unserer neuen Open-Access-Zeitschrift großen Erfolg und rasche Verbreitung!

München, im Dezember 2014

Klaus-Rainer Brintzinger
Vorsitzender des Vereins Deutscher Bibliothekare

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1SV-VII](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1SV-VII)

Wege zu neuen Infrastrukturen

Vom Bibliotheksgesetz zum Kulturfördergesetz. Neue Wege der Kulturpolitik in Nordrhein-Westfalen? Eine Kurzbetrachtung.

Harald Pilzer, Stadtbibliothek Bielefeld

Zusammenfassung:

Der Landtag Nordrhein-Westfalen hat im Sommer 2011 mit seiner Mehrheit der regierenden Koalition aus SPD und Bündnis90/Die Grünen den im Herbst 2010 von der Fraktion der CDU eingebrachten Entwurf eines Bibliotheksgesetzes zugunsten eines allgemeinen Kulturfördergesetzes zurückgestellt. Wenn es dessen politische Implikationen waren, nicht nur die Landeskulturpolitik auf eine eigengesetzliche Grundlage zu stellen, sondern zugleich in den Städten und Gemeinden einen Pflichtteil an Kulturleistungen zu begründen, was seine besondere Bedeutung in den zahlreichen Haushaltssicherungskommunen hätte entfalten können, dann ist diese Intention der Kulturpolitik nicht erfüllt worden. Unerfüllt geblieben ist zudem die eigengesetzliche Regelung für die Bibliotheken; der aktuelle Entwurf zu einem Kulturfördergesetz (KFG) aus dem Mai 2014 behandelt nur die Förderpolitik des Landes und bestimmte Instrumente zur Beförderung der kulturpolitischen Diskussion.

Summary:

In summer 2011, the Landtag of North Rhine-Westphalia, with a majority of the governing coalition of SPD and Bündnis90/Die Grünen, returned the draft library law, which had been proposed by the oppositional CDU in the preceding fall 2010, in favor of a general law for culture promotion. If the political implications were to provide not only a distinct legal basis for the federal state's cultural policy, but also to establish certain compulsory cultural services in the North Rhine-Westphalian cities and municipalities, which is especially important for the numerous municipalities with budget cuts, then this intention of cultural policy has not been met. There is also still no intrinsic legislation for libraries, as the current draft of a Culture Promotion Act from May 2014 deals only with the funding policy of the federal state and with certain instruments for the promotion of cultural matters and affairs within the political discussion.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S1-9](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S1-9)

Autorenidentifikation: Pilzer, Harald: GND 120616270

1. Vorbemerkung

Der im Mai 2014 vom Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport (MFKJS) vorgelegte Referentenentwurf zu einem „Gesetz zur Förderung und Entwicklung der Kultur, der Kunst und der kulturellen Bildung in Nordrhein-Westfalen (Kulturfördergesetz)“ gibt Anlass, sich mit den darin vorgeschlagenen Regelungen auseinanderzusetzen, zumal seine Vorgeschichte eng

mit der Debatte um ein Bibliotheksgesetz für das bevölkerungsreichste Land der Bundesrepublik Deutschland verbunden ist und sich zudem im vorliegenden Entwurf die §§ 10 – Förderung der Bibliotheken – und 19,3 – landesbibliothekarische Aufgaben – mit Regelungsgehalten befassen, die sich als Reflex auf den 2010 eingebrachten Entwurf zu einem Bibliotheksgesetz deuten lassen. Im Folgenden wird versucht aus bibliothekspolitischer, nicht juristischer Sicht den Gesetzentwurf und seine Implikationen zu beschreiben und zu bewerten. Der Artikel spiegelt den Diskussions- und Verfahrensstand im Mai/Juni 2014 wider.

2. Bibliotheksgesetzgebung in Nordrhein-Westfalen. A Never Ending Story?

Bernhard Mittermaier hat in seinem Beitrag für den Bibliothekartag des Jahres 2013 die lange Geschichte der vergeblichen Anläufe zu einem Bibliotheksgesetz beschrieben und als „ein Trauerspiel in vielen Akten“ bilanziert. Sein Fazit klingt ernüchternd und könnte in zwei Merksätzen komprimiert werden: Sind die Haushalte der Träger auskömmlich finanziert, bedarf es keines Bibliotheksgesetzes; sind sie es nicht, kann man sich ein solches nicht leisten. – Ein Bibliotheksgesetz ist ein Oppositions- und Wahlkampfthema; in der Regierungsverantwortung verhält man sich dilatorisch.¹ Damit könnte es hier sein Bewenden haben, es sei aber dennoch ein intensiverer Blick auf die unmittelbare Vorgeschichte des jetzt vorgelegten Entwurfs geworfen.

Im Auftrag des Ausschusses für Kultur und Medien erarbeitete das zuständige Bibliotheksreferat der damals bei der Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen angesiedelten Kulturabteilung eine Bestandsaufnahme der öffentlichen Bibliotheksversorgung in kommunaler und kirchlicher Trägerschaft, die 2009 vorgelegt wurde und als sachliche Vorstufe eines Bibliotheksgesetzes der Regierungskoalition aus CDU und FDP dienen sollte.² Die unerwartete Abwahl dieser Koalition im Mai 2010 bedeutete für dieses Gesetzesvorhaben das Aus, auch wenn in der rot-grünen Koalitionsvereinbarung für die Legislaturperiode 2010-2015 zumindest ein Prüfauftrag zugunsten eines Bibliotheksgesetzes formuliert wurde; denn nach Einbringung des Gesetzentwurfes der Vorgängerregierung im November 2010 durch die nunmehrige Oppositionsfraktion der CDU³ und nach der dann folgenden parlamentarischen Beratung nebst Sachverständigenanhörung im Mai 2011 wurde den Beschlüssen des Kulturausschusses und des Plenums im Juli und November 2011 folgend einem allgemeinen Kulturfördergesetz an Stelle einer Spartengesetzgebung der Vorzug gegeben. Die „besonderen Belange des komplexen Bibliothekswesens“ sollten immerhin eine besondere Prüfung erfahren. Erneute Landtagswahlen im Mai 2012 nach dem überraschenden Rücktritt der von einer Koalition aus SPD und Bündnis90/Die Grünen getragenen Landesregierung brachten

- 1 Mittermaier, Bernhard: Nordrhein-westfälisches Bibliotheksgesetz – ein Trauerspiel in vielen Akten und in vielen Zitate. Vortrag Bibliothekskongress Leipzig 2013. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2014/1690/> (31.10.2014).
- 2 Das Öffentliche Bibliothekswesen in Nordrhein-Westfalen. Bericht zum Entwicklungsstand. LT NRW, Drucksache 14/2778. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMV14-2778.pdf> (31.10.2014). Pilzer, Harald: Vom Bibliotheksgesetz zum Kulturfördergesetz zum Bibliotheksgesetz? Aussichten der Bibliothekspolitik bis 2017. In: ProLibris 17 (2012), S. 104-105.
- 3 Gesetzentwurf der Fraktion der CDU. Gesetz zum Erlass eines Bibliotheksgesetzes und zur Änderung der Landschaftsverbandsordnung. LT NRW, Drucksache 15/474, 3.11.2010. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD15-474.pdf?von=1&bis=0>

der Koalition stabilere Verhältnisse, gleichwohl keine Wiederaufnahme des Passus aus der Koalitionsvereinbarung von 2010, wonach der Erlass eines Bibliotheksgesetzes zu prüfen wäre. Vielmehr solle nun die Arbeit am „NRW-Kulturfördergesetz“ fortgesetzt werden, was immerhin ein Novum für den Flächenstaat Nordrhein-Westfalen wäre.⁴ Für die Bibliotheken in ihrer Gesamtheit blieb die Zieltrias aus Stärkung der Lesekultur, des Erhalts der Bibliothekslandschaft und ihrer Fortentwicklung zu multimedialen Kommunikationszentren.⁵ Die im inhaltlichen Zusammenhang mit dem KFG gemachte Aussage, einen finanziellen „Kulturschutzkorridor“⁶ prüfen lassen zu wollen, verband sich mit hoher praktischer Relevanz für ein Bundesland, dessen Kulturaufwendungen ganz überwiegend von den Städten und Gemeinden des Landes aufgebracht werden, deren finanzielle Situation sich jedoch vielfach als desolat darstellt.⁷ „Wir werden prüfen, ob entweder – in Abstimmung mit der kommunalen Finanzaufsicht –, trotz bisheriger ‚Freiwilligkeit‘ der Kulturausgaben, auch für Kommunen in finanziell schwieriger Situation ein Grenzwert für die Kulturförderung gesichert werden kann; oder wie es gelingen kann, die kommunale Kulturförderung auf der Grundlage des Artikels 18 Absatz 1 der Landesverfassung rechtlich verbindlicher zu gestalten.“⁸

3. Das „Hellermann-Gutachten“ oder Versuch über die Pflichtigkeit nicht pflichtiger Aufgaben

Artikel 18,1 der Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen gibt den Rahmen der Trägerschaft kultureller Institutionen und Angebote vor: „Kultur, Kunst und Wissenschaft sind durch Land und Gemeinden zu pflegen und zu fördern.“⁹ Weitere gesetzliche Regelungen definieren z.B. die Pflege der Wissenschaft durch die Hochschulen als in der Landeskompetenz liegenden Gestaltungsbereich oder definieren z.B. in § 8,1 der Gemeindeordnung Nordrhein-Westfalens (GO NRW) das Recht der Gemeinden, „innerhalb der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit die für die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Betreuung ihrer Einwohner erforderlichen öffentlichen Einrichtungen“ zu schaffen oder es zu unterlassen.¹⁰ Ist solchermaßen die Gestaltungshoheit der Gemeinden im Sinne ihres Selbstverwaltungsrechts konzidiert, so kodifiziert bereits der § 3 der GO NRW die Grundlagen der Gemeindeverfassung dergestalt, dass den Gemeinden Pflichtaufgaben nur per Gesetz auferlegt werden können (§ 3,1) und im Falle einer solchen Regelung die Aufbringung der zu ihrer Durchführung notwendigen Mittel zu regeln sei, im Falle einer Mehrbelastung durch einen entsprechenden

4 NRWSPD – Bündnis 90/Die Grünen NRW. Koalitionsvertrag 2012 – 2017. Verantwortung für ein starkes NRW – Miteinander die Zukunft gestalten. S. 159. <http://nrwspd.de/html/30578/welcome/Koalitionsvertrag.html> (31.10.2014).

5 Ebd.

6 Ministerin Ute Schäfer am 3.6.2014 anlässlich des ‚Landtagstalks‘ zum Referentenentwurf des KFG.

7 Die gesamten kulturellen Aufwendungen des Landes Nordrhein-Westfalen belaufen sich aktuell auf rund € 182 Mio. Dies entspricht ungefähr dem Kulturetat der Landeshauptstadt Düsseldorf. In der Haushaltsumfrage des Städte- und Gemeindebundes Nordrhein-Westfalen von April 2014 wird davon berichtet, dass 145 von 359 Mitgliedskommunen Haushaltssicherungskonzepte aufgestellt haben und rund 80 % aller Mitgliedskommunen bis 2018 ihre bilanzielle Ausgleichsrücklage vollständig aufgebraucht haben werden (Kommunalfinanzsituation bleibt angespannt. Haushaltsumfrage des Städte- und Gemeindebundes NRW zeigt weiterhin hohe Defizite trotz moderatem Einnahmewachst. StGB NRW Pressemitteilung 14/2014 vom 29.4.2014).

8 NRWSPD – Bündnis 90/Die Grünen NRW. Koalitionsvertrag 2012 – 2017 (wie Anm. 4), S. 159

9 Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen. Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Textausgabe. Stand: November 2010. Köln: Greven, 2011, S. 44.

10 Kreisordnung des Landes Nordrhein-Westfalen. Gemeindeordnung des Landes Nordrhein-Westfalen. Textausgabe. Stand: Mai 2012. Köln: Greven, 2012. S. 93

Ausgleich (§ 3,4).¹¹ Die politische Diskussion kennt diese Regelung als „Konnexitätsprinzip“.

Das vom Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport (MFKJKS) in Auftrag gegebene, im September 2012 fertig gestellte und im April 2013 dem Ausschuss für Kultur und Medien zugänglich gemachte Gutachten des an der Universität Bielefeld Öffentliches Recht lehrenden Juristen Johannes Hellermann widmete sich der bereits zitierten Problemstellung, inwieweit in den Kommunen ein der kommunalrechtlichen Aufsicht entzogener „Grenzwert“ für die Kulturförderung eingerichtet oder die Kulturförderung prinzipiell als pflichtig ausgestaltet werden könnte.¹² Seit Ernst Pappermann in den 80er Jahren in seinen Überlegungen zum kommunalen Kulturverfassungsrecht den Begriff der „Selbstverwaltungspflichtaufgabe“ – also einer „freiwilligen Pflichtaufgabe“ zur Kulturförderung – eingeführt hatte¹³, und zudem das Bundesverwaltungsgericht in einer in der „einschlägigen Szene“ aufmerksam, aber widersprüchlich diskutierten Entscheidung im Jahre 2009 aus Art. 28,2 Grundgesetz (GG) der Bundesrepublik Deutschland gleichsam eine Pflicht der Kommune zur Pflege der in der örtlichen Gemeinschaft wurzelnden kulturellen Belange abgeleitet hatte¹⁴, ist die Frage nach der Pflichtigkeit ein Dauerbrenner der kulturpolitischen Diskussion. So auch bereits im Schlussdokument der Enquetekommission des Deutschen Bundestages „Kultur in Deutschland“ aus dem Jahre 2007¹⁵, zumal nach landläufiger und breit geteilter Auffassung die Förderung und Pflege der Kultur zum Kernbestand kommunaler nicht-pflichtiger Aufgaben gehört.

Neben den verfassungsrechtlichen und kompetenzrechtlichen Betrachtungen und Bewertungen, die der Gutachter unternimmt, die hier jedoch nicht diskutiert und entfaltet werden sollen, interessieren vor allem seine fiskalpolitisch interpretierbaren Bewertungen hinsichtlich des Gestaltungsvermögens bzw. hinsichtlich des wirtschaftlichen und finanziellen Handelns der Kommunen in Haushaltsnotlagen, wie es in den einschlägigen §§ 76 und 82 der GO NRW geregelt wird. Denn der Autor kommt in seiner Argumentation zu dem Schluss, dass sich aus den verfassungsrechtlichen Bestimmungen keine gesetzliche Handhabe im Sinne der Pflichtigkeit kommunaler Kulturtätigkeit ableiten ließe. Auch sei das KFG der falsche Ort etwaige Regelungen zu platzieren. Vielmehr seien in den genannten §§ der GO NRW zusätzliche Formulierungen denkbar, die den Gemeinden und den in Verantwortung stehenden Gremien nahe legen, in den laut GO vorgeschriebenen Haushalts sicherungskonzepten auch den Aufgaben eine „angemessene Berücksichtigung“ widerfahren zu lassen, die nicht dem Kanon der pflichtigen Aufgaben zugerechnet werden¹⁶, was wiederum eine Fortschreibung des bereits praktizierten und sanktionierten status quo bedeutet, kulturelle Institutionen in Haushaltsnotlagen zwar nicht „kaputt zu sparen“, aber doch zur Haushaltssicherung heranzuziehen. Gleichwohl sei aber nicht ein Automatismus anzunehmen, wonach in Haushaltsnotlagen die gesetzlichen

11 Ebd., S. 87f.

12 Hellermann, Johannes: Verfassungs- und kommunal(haushalts)rechtliche Grundlagen der Kulturförderung und Kulturtätigkeit der Kommunen in Nordrhein-Westfalen. Rechtsgutachten [...]. September 2012 (= LT NRW, 16. WP, Vorlage 16/836). <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMV16-836.pdf> (31.10.2014)

13 Pappermann, Ernst: Grundzüge eines kommunalen Kulturverfassungsrechts. Deutsches Verwaltungsblatt DVBl 17 (1980), S. 701-711.

14 Vgl. die diesbezüglich wiedergegebene Diskussion bei Hellermann (wie Anm. 12), S. 13ff.

15 Vgl. bereits auf S. 5 im Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“. Deutscher Bundestag, 16. WP, Drucksache 16/7000. 11.12.2007.

16 Hellermann (wie Anm. 12), S. 54.

Aufgaben sakrosankt wären, die nicht pflichtigen aber zwangsnotwendig aufzugeben seien, denn die Krise der kommunalen Kultur ist weniger eine Akzeptanzkrise ihrer Angebote als vielmehr die zur Dauerkrise gewordene Krise der kommunalen Finanzen, ergo die Krise ihrer Träger.

4. Kein „Kulturschutzkorridor“ in Haushaltsnotlagen. Was vermag ein solches KFG?

Nach dieser gutachterlichen Bewertung, die der zuständigen Landesverwaltung das Instrument der gesetzlichen Schutzfunktion für die kommunale Kultur aus der Hand nahm oder zumindest indirekt in einen anderen Zuständigkeitsbereich – nämlich den des für die Kommunalaufsicht und die Kommunalfinanzen zuständigen Innenministeriums – verwies, musste ein wichtiger Regelungs- und Gestaltungsanspruch des KFG entfallen. Ein Kulturfördergesetz, von dem eigentlich zu erwarten gewesen wäre, dass es eine stärkere Verpflichtung der kulturtragenden Kommunen formuliert, schied damit aus. In der Einleitung zum Entwurf wird unter den Absätzen D) und F) ausgeführt, dass den Gemeinden keine zusätzlichen Belastungen auferlegt werden oder es zu keinen Eingriffen in die kommunale Selbstverwaltung kommt.¹⁷ Es konnte sich somit nur auf die eigentlichen Kernbereiche der in Landeszuständigkeit liegenden Institutionen, die allgemeine Kulturpolitik des Landes und die Förderpolitik beschränken.

Das im Referentenentwurf nebst Kommentierung im Mai 2014 vorgelegte KFG umfasst 34 §§ und kann hier nicht in vollem Umfang gewürdigt und diskutiert werden. Was auffällt, ist neben den nur gering ausgefallenen materiell-rechtlichen Aussagen ein hoher deklaratorischer Anspruch. Instrumente wie Kulturförderplan, Kulturförderbericht und Landeskulturbericht sollen der Kulturpolitik einen zentraleren Ort in der parlamentarischen Aufmerksamkeit verschaffen und dies nicht nur in den notorisch sich der Kultur zuwendenden Einspardiskursen. Drei Schwerpunkte der Landeskulturpolitik werden benannt: die Förderung der Künstler und der künstlerischen Produktion, der Erhalt des kulturellen Erbes und die kulturelle Bildung, die geradezu zur Zugangsvoraussetzung der Kulturförderung gemacht wird (§ 9). Ansonsten postuliert der Gesetzentwurf mehr Transparenz in Förderfragen sowie eine bessere Verzahnung der Kulturanstrengungen des Landes und der Gemeinden. Angesichts des in Absatz D) der Vorbemerkung¹⁸ enthaltenen Hinweises auf die Haushaltsneutralität des Gesetzes nimmt sich die im § 30 genannte Möglichkeit der zeitlich befristeten Fördervereinbarungen für finanziell bedrängte Kommunen eher hypothetisch aus. Es heißt dort: „Das Ministerium kann mit Gemeinden und Gemeindeverbänden, auch mit solchen, die sich in der Haushaltssicherung gemäß § 76 der Gemeindeordnung für das Land Nordrhein-Westfalen befinden, im Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten zur mittel- bis langfristigen Erhaltung vorhandener kommunaler Kultureinrichtungen zeitlich befristete Fördervereinbarungen abschließen, in denen der Betrieb und die Entwicklung einer Einrichtung sowie die dazu erforderlichen beiderseitigen

17 Siehe dazu jetzt die am 12.9.2014 zur ersten Lesung in den Landtag NRW eingebrachte Fassung nebst umfangreicher Kommentierung: Gesetzentwurf der Landesregierung. Gesetz zur Förderung und Entwicklung der Kultur, der Kunst und der kulturellen Bildung in Nordrhein-Westfalen (Kulturfördergesetz NRW), LT NRW Drucksache 16/6637. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD16-6637.pdf?von=1&bis=0>

18 Ebd.

Finanzierungsbeiträge zwischen Land und Gemeinde vereinbart werden.“¹⁹ Dies lässt sich in zwei Richtungen interpretieren: Einerseits als willkommene, akzidentelle Entlastung angesichts eingeschränkter finanzieller Handlungsspielräume in den Kommunen, andererseits systematisch als Einstieg in die Mischfinanzierung lokaler Kulturangebote.

5. Und die Belange des „komplexen Bibliothekswesens“?

Die arbeitsteilige Wahrnehmung landesbibliothekarischer Aufgaben erfolgt in Nordrhein-Westfalen gegenwärtig durch die Universitätsbibliotheken in Bonn, Düsseldorf und Münster. Eine eigengesetzliche Regelung fehlt, so dass sich der Auftrag aus dem Pflichtexemplargesetz ableitet; der Entwurf zum Bibliotheksgesetz 2010 hätte diese Lücke im § 4 geschlossen und zudem diesen Bibliotheken die Aufgabe der Koordination der Sicherungsmaßnahmen zum Erhalt des schriftlichen kulturellen Erbes zuerkannt.²⁰ War im Gesetzentwurf der CDU bezüglich der Aufgabenwahrnehmung noch von „Auftrag“ und „Weisung“ die Rede, so beschränkt sich der aktuelle Entwurf in § 19,3 auf die Auftragsverwaltung und den Verweis auf die Bestimmungen des jüngst aktualisierten Pflichtexemplarrechts NRW.²¹ Der Förderung der Bibliotheken, womit die öffentlichen Bibliotheken gemeint sind, widmet der aktuelle Entwurf des KFG einen eigenen Abschnitt, den § 10. Er sei hier in Gänze zitiert:

„(1) Das Land fördert die öffentlichen Bibliotheken in ihrer Funktion als Orte des lebenslangen Lernens, der Information, der Kommunikation und der Kultur. Das Land unterstützt die öffentlichen Bibliotheken insbesondere bei der Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz, der Leseförderung, der Entwicklung neuer Dienstleistungen und der Modernisierung der technischen Infrastruktur. Das Nähere regelt das für Kultur zuständige Ministerium in einer Richtlinie. (2) Das Land unterhält eine zentrale Fachstelle für öffentliche Bibliotheken, welche die Aufgabe hat, Konzepte und Programme zur Sicherung und zum Ausbau öffentlicher Bibliotheken zu entwickeln und zu vermitteln sowie insbesondere kleinere Bibliotheken in allen bibliotheksfachlichen Fragen zu informieren, zu beraten und zu unterstützen.“²²

Im Prinzip präsentiert der Satz 1 des Absatzes (1) nicht mehr als die Beschreibung des status quo der in Nordrhein-Westfalen mit großem Erfolg praktizierten Bibliotheksförderung; im Gegensatz zum Entwurf für ein Bibliotheksgesetz aus dem Jahre 2010 bleibt es unverbindlich in der Frage der Höhe der einzusetzenden finanziellen Aufwendungen.²³ Der Satz 3 ist angesichts des parlamentarischen Verfahrens der Gesetzgebung und angesichts des erklärten Willens zu mehr Transparenz in der Kulturpolitik, die eben häufig nur Förderpolitik ist, geradezu kontraproduktiv.²⁴ Hier hätte man sich einen Parlamentsvorbehalt und die Befassung des Parlaments mit den Schwerpunkten der Förderung

19 Ebd. § 30 Fördervereinbarungen.

20 § 4 und Kommentierung (wie Anm. 3).

21 Gesetz- und Verordnungsblatt (GVBl. NRW.) 2013 Nr. 4 vom 6.2.2013, S. 29ff. Abrufbar unter https://recht.nrw.de/lmi/owa/br_start (31.10.2014).

22 Ebd., § 10 Förderung der Bibliotheken.

23 Vgl. § 6,1 im Gesetzentwurf der Fraktion der CDU (wie Anm. 3).

24 Förderprogramme sind eben Ausdruck politischen Gestaltungswillens. Vgl. Pilzer, Harald: „Die Zeit für Bibliotheken für Mädchen mit Migrationshintergrund ist vorbei“ oder Die „Soziale Stadt“ vor dem Abbruch? Eine Anmerkung zur Kürzung des Programms „Soziale Stadt“ im Bundeshaushalt 2011. In: Pro Libris 16 (2011), S. 17-20.

und des Entwurfs landesweiter Vorhaben durchaus vorstellen können. Im Absatz (2) spiegelt sich das Vorhaben der Kultusverwaltung die bibliothekarische Fachstellenarbeit auf Landesebene zu zentralisieren. Der Entwurf zum Bibliotheksgesetz hatte analog zu den Museumsämtern und der Medienberatung eine Anbindung an die der „kommunalen Familie“ der Landschaftsverbände im Rheinland und in Westfalen-Lippe vorgesehen. Für die Zentralisierung der Fachstellen gibt es gute Gründe, die sich unter den Termini der Effizienzsteigerung, größeren Stringenz und programmatischen Ausrichtung versammeln. Nordrhein-Westfalen ist nicht nur das bevölkerungsreichste Bundesland, sondern auch ein großer Flächenstaat. Wie die Beratung „in der Fläche“ sichergestellt wird, bleibt abzuwarten, genauso ob die nach unserem Kenntnisstand insgesamt 12 Stellen, die den Bibliotheksabteilungen bei den Regierungspräsidenten Arnsberg, Detmold, Münster, Düsseldorf und Köln zustehen, tatsächlich für eine solche zentrale Fachstelle zur Verfügung gestellt werden. Offen scheint auch die Kooperationsstruktur mit dem Hochschulbibliothekszenrum NRW (HBZ) in Köln zu sein, das zahlreiche Dienstleistungen für die Öffentlichen kommunalen Bibliotheken des Landes erbringt.

6. Nicht viel Neues unter der Sonne?

Zunächst ist dies wohl so. Vor allem, wenn man bedenkt, dass das Gesetz eigentlich die Begründung kultureller Pflichtaufwendungen oder doch zumindest eine Untergrenze solcher Aufwendungen in Haushaltssicherungskommunen hätte fixieren sollen. Haushaltsneutral in Bezug auf den Landeshaushalt ist es zudem. Und im Gegensatz zum Entwurf zu einem Bibliotheksgesetz aus dem Jahre 2010 enthält es wenig Fachspezifisches. Die Beschränkung des Gesetzes auf die Landeskulturpolitik, die eigentlichen Gestaltungsräume in Landeszuständigkeit und die Fördertechnik begrenzt die Reichweite, wengleich hier die Novität eines Kulturfördergesetzes für einen Flächenstaat und dessen systematisierende Implikationen nicht in Abrede gestellt werden sollen. Relevant ist zudem die Frage, welchen Raum die Verabschiedung des Kulturfördergesetzes für nachfolgende spezialgesetzliche Regelungen lässt, oder ob dieses Gesetz zugleich Kulminationspunkt und Ende der kulturgesetzlichen Bemühungen der amtierenden rot-grünen Landesregierung markiert. Abseits der prinzipiellen Frage aller bibliothekspolitischen Bemühungen, nämlich der nach einer auskömmlichen Finanzierung der Bibliotheken und ihrer zentralen Instanzen, lassen sich aus bibliothekspolitischer Sicht nach wie vor Themen benennen, die in einem Bibliotheksgesetz behandelt werden können bzw. für die sich eine landespolitische Betätigung einfordern lässt: Kann die zentrale Fachstelle unter Einbindung weiterer Aufgaben zu einem Landesbibliothekszenrum aufgewertet werden? Welche Elemente einer landesweiten spartenübergreifenden Informationsinfrastruktur sind denkbar? Wie verhalten sich regionale Maßnahmen im Rahmen des Bundeslandes zur Nationalisierung und Globalisierung bibliotheksinformatorischer Dienstleistungen? Können Fördersummen für die bibliothekarische Infrastruktur im Lande festgeschrieben werden? Können die kommunalen Bibliotheken mit einem gesetzlichen Auftrag ausgestattet und gesichert werden, um ihre Aufgaben als genuine Bildungseinrichtungen und Partner für Schulen und Einrichtungen der Kindertagespflege wahrzunehmen? Kann ein Bibliotheksgesetz weitere einschlägige Regelungen wie das derzeit gesondert geregelte Pflichtexemplargesetz inkorporieren? Wie können die kommunalen Bibliotheken gesetzlich in ihrem Bestand gesichert und zu modernen Kommunikationszentren ausgebaut werden? Lassen sich bibliotheksgesetzliche Regelungen fassen, die z.B.

Bibliotheksverbände und regionale Versorgungskonzepte befördern? Wie kann sich das Land um eine informatorische Vernetzung der öffentlichen, wissenschaftlichen und Hochschulbibliotheken bemühen, um eine integrierte virtuelle und institutionelle Lernwelt der Bibliotheken zu installieren? Welchen Einfluss kann die Landespolitik auf die Ausgestaltung eines bibliotheksfreundlichen Urheberrechts nehmen? Kann der Verpflichtungsgrad für die Kommunen erhöht werden, kommunale Bibliotheken als niedrighschwellige Bildungseinrichtungen für jede/n ungeachtet ihrer/seiner Herkunft zu unterhalten, auszubauen und zu modernisieren, z.B. über ein explizites Anreizsystem? Oder mit anderen Worten: Wie gelangt man ohne Gleichmacherei zu wirkungsvollen Strukturen?

Die Bibliothekspolitik ist in NRW noch nicht am Ende ihrer Bemühungen angelangt.

Literaturverzeichnis

- Das Öffentliche Bibliothekswesen in Nordrhein-Westfalen. Bericht zum Entwicklungsstand. LT NRW, Drucksache 14/2778. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMV14-2778.pdf> (31.10.2014).
- Gesetzentwurf der Fraktion der CDU. Gesetz zum Erlass eines Bibliotheksgesetzes und zur Änderung der Landschaftsverbandsordnung. LT NRW, 15. WP, Drucksache 15/474, 3.11.2010. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD15-474.pdf?von=1&bis=0>
- Gesetzentwurf der Landesregierung. Gesetz zur Förderung und Entwicklung der Kultur, der Kunst und der kulturellen Bildung in Nordrhein-Westfalen (Kulturförderungsgesetz NRW), LT NRW, 16. WP, Drucksache 16/6637. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD16-6637.pdf?von=1&bis=0>
- Hellermann, Johannes: Verfassungs- und kommunal(haushalts)rechtliche Grundlagen der Kulturförderung und Kulturtätigkeit der Kommunen in Nordrhein-Westfalen. Rechtsgutachten [...] September 2012 (=LT NRW, 16. WP, Vorlage 16/836). <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMV16-836.pdf> (31.10.2014).
- Kommunalfinanzsituation bleibt angespannt. Haushaltsumfrage des Städte- und Gemeindebundes NRW zeigt weiterhin hohe Defizite trotz moderatem Einnahmenzuwachs. StGB NRW Pressemitteilung 14/2014 vom 29.4.2014.
- Kreisordnung des Landes Nordrhein-Westfalen. Gemeindeordnung des Landes Nordrhein-Westfalen. Textausgabe. Stand: Mai 2012. Köln: Greven, 2012. S. 93
- Mittermaier, Bernhard: Nordrhein-westfälisches Bibliotheksgesetz – ein Trauerspiel in vielen Akten und in vielen Zitate. Vortrag Bibliothekskongress Leipzig 2013. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte//2014/1690/> (31.10.2014).

- NRWSPD – Bündnis 90/Die Grünen NRW. Koalitionsvertrag 2012 – 2017. Verantwortung für ein starkes NRW – Miteinander die Zukunft gestalten. S. 159.
<http://nrwspd.de/html/30578/welcome/Koalitionsvertrag.html> (31.10.2014).
- Pappermann, Ernst: Grundzüge eines kommunalen Kulturverfassungsrechts. Deutsches Verwaltungsblatt DVBl 17 (1980), S. 701-711.
- Pilzer, Harald: „Die Zeit für Bibliotheken für Mädchen mit Migrationshintergrund ist vorbei“ oder Die „Soziale Stadt“ vor dem Abbruch? Eine Anmerkung zur Kürzung des Programms „Soziale Stadt“ im Bundeshaushalt 2011. In: Pro Libris 16 (2011), S. 17-20.
- Pilzer, Harald: Vom Bibliotheksgesetz zum Kulturfördergesetz zum Bibliotheksgesetz? Aussichten der Bibliothekspolitik bis 2017. In: Pro Libris 17 (2012), S. 104-105.
- Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“. Deutscher Bundestag, 16. WP, Drucksache 16/7000. 11.12.2007.
- Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen. Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Textausgabe. Stand: November 2010. Köln: Greven, 2011.

Electronic Resource Management System

Vernetzung von Lizenzinformationen

Daniel A. Rupp, Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen

Michaela Selbach, Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen

Zusammenfassung:

In den letzten zehn Jahren spielen elektronische Ressourcen im Bereich der Erwerbung eine zunehmend wichtige Rolle: Eindeutig lässt sich hier ein Wandel in den Bibliotheken (fort) vom reinen Printbestand zu immer größeren E-Only-Beständen feststellen. Die stetig wachsende Menge an E-Ressourcen und deren Heterogenität stellt Bibliotheken vor die Herausforderung, die E-Ressourcen effizient zu verwalten. Nicht nur Bibliotheken, sondern auch verhandlungsführende Institutionen von Konsortial- und Allianzlizenzen benötigen ein geeignetes Instrument zur Verwaltung von Lizenzinformationen, welches den komplexen Anforderungen moderner E-Ressourcen gerecht wird. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt ein Projekt des Hochschulbibliothekszentrums des Landes Nordrhein-Westfalen (hbz), der Universitätsbibliothek Freiburg, der Verbundzentrale des Gemeinsamen Bibliotheksverbundes (GBV) und der Universitätsbibliothek Frankfurt, in dem ein bundesweit verfügbares Electronic Resource Managementsystem (ERMS) aufgebaut werden soll. Ein solches ERMS soll auf Basis einer zentralen Knowledge Base eine einheitliche Nutzung von Daten zur Lizenzverwaltung elektronischer Ressourcen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene ermöglichen. Statistische Auswertungen, Rechteverwaltung für alle angeschlossenen Bibliotheken, kooperative Datenpflege sowie ein über standardisierte Schnittstellen geführter Datenaustausch stehen bei der Erarbeitung der Anforderungen ebenso im Fokus wie die Entwicklung eines Daten- und Funktionsmodells.

Summary:

In the last few years the importance of electronic resources in library acquisitions has increased significantly. There has been a shift from mere print holdings to both e- and print combinations and even e-only subscriptions. This shift poses a double challenge for libraries: On the one hand they have to provide their e-resource collections to library users in an appealing way, on the other hand they have to manage these collections efficiently. Not only libraries, but also the negotiators of Alliance and National Licences need a software application which helps them to handle these complex licences efficiently. The project presented in this paper aims at developing a national Electronic Resource Management System (ERMS). It is funded by the German Research Foundation/Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). The project partners are the North Rhine-Westphalian Library Service Centre (hbz), the University Library Johann Christian Senckenberg Frankfurt, the Head Office of the Gemeinsamer Bibliotheksverbund (GBV) and the Freiburg University Library. The projected ERMS will provide a software system with a central knowledge base which supports a unified overview of licence data with a local, regional and national scope. In the current state of development, the focus is on data and function modelling and on designing concepts for rights management, cooperative data management, implementation of interface standards and the intended services such as statistical analyses.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S10-20](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S10-20)

1. Verwaltung von E-Medien – ein Problem?

Der rasch voranschreitende technische Wandel hinterlässt tiefe Spuren in Wissenschaft und Forschung und damit auch in der deutschen Bibliothekslandschaft. Der Zugriff auf digitale Inhalte, insbesondere auf E-Books, E-Journals und Datenbanken, tritt im wissenschaftlichen Betrieb mehr und mehr in den Vordergrund; Online-Angebote ersetzen zunehmend analoge Publikationsformen. Der Erwerbungsset wissenschaftlicher Bibliotheken spiegelt diesen Trend deutlich wider, denn hier findet eine Umschichtung der Gelder zugunsten der elektronischen Medien statt (siehe Tabelle 1).

Jahr	Anteil in Prozent
2009	29,68 %
2010	33,23 %
2011	37,80 %
2012	40,63 %
2013	45,70 %

Diese strukturelle Verschiebung von Print- zu Online-Medien fordert von den Bibliotheken u.a. organisatorische und verwaltungstechnische Anpassungen. Klassische Bibliotheksverwaltungslösungen (Integrated Library Systems, ILS) sind oftmals nur sehr eingeschränkt für die Verwaltung von E-Medien konzipiert: Spezifika bei Laufzeiten, Verlängerungsterminen, Zugriffsrechten und Vertragsdetails verlangen eine gesonderte Behandlung, für die diese Systeme bei der Entstehung nicht ausgelegt waren. Insofern werden in den einzelnen Bibliotheken je nach Ausstattung verschiedene Behelfslösungen zur Verwaltung von E-Ressourcen genutzt:²

- Die Verwaltung über umfangreiche Tabellen mithilfe von Tabellenkalkulationssoftware ist eine Standardlösung, die viele Einrichtungen nutzen. Hier fehlen die Vorzüge einer relationalen Datenbank und erweiterte Funktionalitäten.
- Viele Bibliotheken zweckentfremden ihr Bibliothekssystem und hinterlegen die spezifischen Daten zu E-Ressourcen in den dort vorhandenen Bemerkungsfeldern. Neben der räumlichen Begrenzung dieser Felder stellt beispielsweise die fehlende Suchmöglichkeit und Unterscheidbarkeit der Daten ein Problem dar.
- Die Verwaltung erfolgt in komplex strukturierten E-Mail-Verzeichnissen. Auch hier sind

1 Diese Aufstellung ergibt sich aus der deutschen Bibliotheksstatistik anhand einer Filterung nach „Wissenschaftlichen Universal- und Hochschulbibliotheken“ mit 265 Bibliotheken in dieser Kategorie. Angegeben ist der Anteil an „Ausgaben für die Erwerbung: Ausgaben für digitale/elektronische Medien“ an „Ausgaben für die Erwerbung“. Siehe <http://www.bibliotheksstatistik.de> (29.09.2014).

2 Die Auswahl dieser Auflistung ergibt sich aus den Experteninterviews, die im Rahmen des Projektes geführt wurden, und persönlichen Erfahrungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Konsortialstelle des hzb auf der Grundlage von Rückmeldungen aus einzelnen Bibliotheken und hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

kreative Lösungen erforderlich (z.B. farbliche Markierung von E-Mails), um der Komplexität des Erwerbs von E-Ressourcen annähernd gerecht zu werden.

- Eine ähnliche Problematik zeigen Papierablagensysteme für Verträge bzw. umfangreiche Verzeichnisse auf Datei-Servern für eingescannte Dokumente auf.
- Selbstentwickelte Datenbanken erscheinen als hinreichende Lösung, die auch den Besonderheiten des jeweiligen Standorts gerecht werden. Diese Lösung ist allerdings nur von finanziell und personell gut ausgestatteten Bibliotheken zu leisten.
- Viele Informationen zu E-Ressourcen existieren oft nur als Fachwissen der Belegschaft, das aufgrund der Unzulänglichkeit vorhandener Lösungen nur unzureichend schriftlich erfasst werden kann. Dieses Wissen geht verloren, wenn Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter die Stelle wechseln oder in den Ruhestand gehen.

Keine dieser Behelfslösungen oder eine Kombination derselben ist in der Lage, die zur Verwaltung der digitalen Medien benötigte Infrastruktur in vollem Umfang bereitzustellen. Hierzu werden spezielle Electronic Resource Management-Systeme (ERMS) benötigt, welche die spezifischen Merkmale und Arbeitsabläufe digitaler Medien abbilden können.

Einzelne kommerzielle Anbieter bieten bereits ERM-Systeme an, die sich aber bisher nicht durchgesetzt haben. Daneben werden aktuell sogenannte Next Generation Systems (NGS) entwickelt, eine nächste Generation von Bibliothekssystemen, die den gesamten Lebenszyklus der Ressourcen widerspiegeln sollen und somit auch die Bereiche Erwerbung und Verwaltung von E-Medien unterstützen werden. Doch ist der Funktionsumfang dieser Systeme zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht abzuschätzen und zudem wird sich zeigen, ob die vollumfängliche E-Ressourcen-Unterstützung direkt mit dem Release der Software oder erst mit einem späteren Update vorhanden sein wird. Ein weiteres Problem für derartige Systeme betrifft die Bereitstellung von Ressourcen auf konsortialer und nationaler Ebene, denn diese sind ungleich komplexer, da sie eine weitere Dimension einbeziehen. Hier müssen u.a. die differenzierten und mannigfachen Konsortialstrukturen samt individuellem Teilnehmerzuschnitt darstellbar sein. So ist zum derzeitigen Entwicklungsstand der NGS nicht abzusehen, ob die Anforderungen kollektiver Erwerbung im Rahmen von Konsortien hinreichend berücksichtigt werden. Daneben dürfen auch die hohen Einsatz- und Migrationskosten, die ein Systemwechsel hin zum NGS mit sich bringt, nicht unterschätzt werden.

Hier zeigt sich, dass in der deutschen Bibliothekslandschaft ein ERMS, das sowohl kostengünstig als auch auf die Bedürfnisse der einzelnen Einrichtung zugeschnitten ist, ein Desiderat darstellt.

2. DFG-Ausschreibung und Antrag

Diese Notwendigkeit erkannte die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und veröffentlichte im Januar 2012 im Rahmen der „Neuausrichtung überregionaler Informationsservices“³ eine

3 Vgl. dazu den von der DFG herausgegebenen Ausschreibungstext: http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ausschreibung_ueberregionale_informationsservices_121015.pdf (24.09.2014).

Ausschreibung zum Thema „Electronic Resource Management – das Management digitaler Publikationen“. Da die hbz-Konsortialstelle mit der Erwerbungsdatenbank bereits über Erfahrung im Bereich des Electronic Resource Managements verfügt, wurde in Kooperation mit mehreren Projektpartnern im Oktober 2012 ein Vollertrag zum Aufbau eines überregionalen ERMS eingereicht. Als Projektpartner konnten die Universitätsbibliothek Frankfurt, die im Auftrag des Landes Hessen das zentrale Hessische BibliotheksInformationssystem (HeBIS) betreut, die Verbundzentrale (VZG) des Gemeinsamen Bibliotheksverbundes (GBV) und die Universitätsbibliothek Freiburg gewonnen werden. Assoziierte Partner sind darüber hinaus die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB) der UB Regensburg, die Zeitschriftendatenbank (ZDB) der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz sowie die GASCO (German, Austrian and Swiss Consortia Organisation).

Am 15. März 2013 befürwortete der DFG-Hauptausschuss bereits einen Teilbereich des Antrags. Das Projekt als Ganzes ist auf die Entwicklung eines bundesweit einsetzbaren, mandantenfähigen Systems ausgerichtet, welches das Management elektronischer Ressourcen lokal, regional und national unterstützt und die Bibliotheken von den entsprechenden Verwaltungsaufgaben entlastet. Unter der Federführung der hbz-Konsortialstelle werden nun in einem ersten Schritt eine Bedarfsanalyse unter wissenschaftlichen Bibliotheken und Konsortialstellen durchgeführt, bestehende Systeme evaluiert und ein Daten-, Sichten- und Funktionsmodell sowie das Rechtemanagement des zu entwickelnden ERMS konzipiert. Mit dem Abschluss dieser Arbeiten wird ein Meilenstein erreicht sein, der der DFG als Entscheidungsgrundlage für die Anschlussförderung dienen wird, innerhalb derer das ERMS realisiert werden soll.

3. Eckpunkte des ERMS-Projekts

Bei der Architektur des geplanten ERMS steht die Modularität des Gesamtsystems im Vordergrund. Die Trennung in einzelne Komponenten erfolgt nicht nur aus softwarearchitektonischen Überlegungen. Vielmehr soll die Modularisierung der starken Ausdifferenzierung der deutschen Bibliotheklandschaft Rechnung tragen und verschiedene Nutzungsszenarien ermöglichen. Grundlage der Architektur des ERMS ist die Trennung der Datenbank (Knowledge Base) von den Funktionalitäten und Sichten.

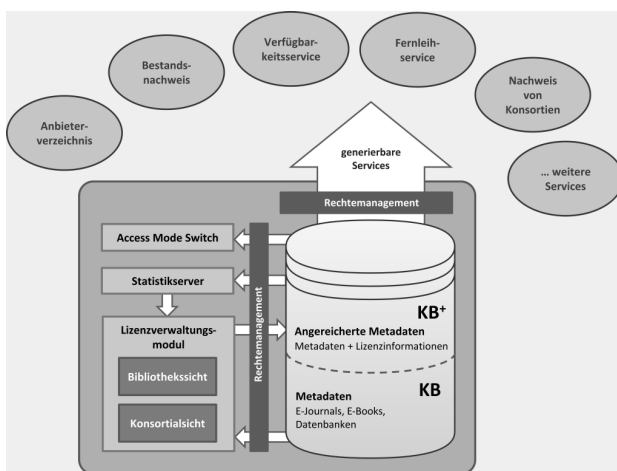


Abb. 1: Konzept des Gesamtsystems

Knowledge Base

Die Datengrundlage des Systems stellt eine zentrale Knowledge Base dar. In dieser sind alle Informationen zu in deutschen Bibliotheken vorhandenen Lizenzen repräsentiert, von E-Journals, E-Books und Datenbanken auf Einzeltitel- und Paketbasis. Dieser Datenpool ist in zwei Schichten unterteilt (siehe Abbildung 1). In der Basisschicht, der eigentlichen Knowledge Base, sind die reinen bibliographischen Titeldaten zu den einzelnen Lizenzen enthalten. Diese werden auf einer zweiten Schicht, der sogenannten „erweiterten Knowledge Base“ (KB+), mit Lizenzinformationen angereichert. Hierzu gehören beispielsweise Vertragsinformationen wie Berechtigungen und Beschränkungen der Lizenz, Zugangsinformationen, Kündigungsinformationen, Anbieterinformationen sowie Daten darüber, welche Institution sich an welcher Lizenz beteiligt, aber auch Binärdaten wie eingescannte Verträge im Volltext.

Die Zugriffsberechtigungen auf die Daten sind durch ein Rechtemanagement stark ausdifferenziert (siehe Abbildung 2). Ein offener Zugriff auf die Titeldaten in der Knowledge Base sowie allgemeine Informationen ist für jede Institution ohne weiteres möglich. Der Zugriff auf Daten der „erweiterten Knowledge Base“ (KB+), insbesondere der Lizenzdaten, ist hingegen auf die jeweiligen lizenzierenden Institutionen beschränkt, da hier sensible Daten vorliegen.

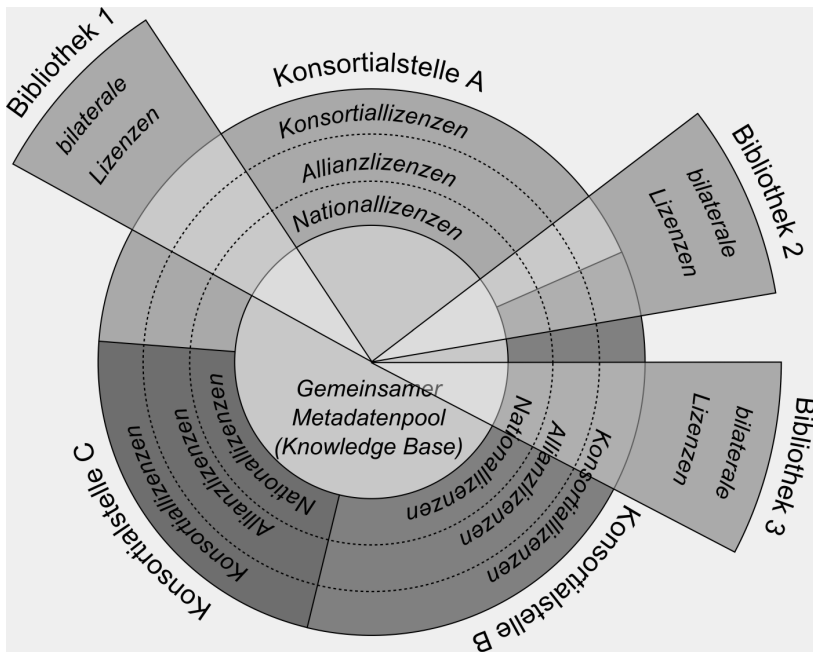


Abb. 2: Schichten und Berechtigungen der Knowledge Base

Die Unterscheidung zwischen standortübergreifenden Daten und lokalen Daten ist an dieser Stelle wesentlich. Daten zu Konsortial-, Allianz- und Nationallizenzen spielen die verhandlungsführenden Institutionen in einer Konsortialsicht ein und schalten den Zugriff individuell für die jeweiligen Teilnehmer dieser Lizenzen frei, beschränken ihn aber für nichtteilnehmende Institutionen. Diese Daten sind dann in der jeweiligen Bibliothekssicht für einzelne Lizenzteilnehmer einsehbar. Auf der anderen Seite können die Institutionen – sofern sie das wünschen – ihre eigenen bilateralen Lizenzen über ihre lokale Bibliothekssicht einspielen sowie den Zugriff auf diese Daten frei steuern. Der Vorteil liegt auf der Hand: Wenn eine Einrichtung diese Option wählt, erhält sie einen Überblick über ihr gesamtes Lizenzportfolio, von bilateralen Lizenzen bis hin zu National-, Allianz- oder Konsortiallizenzen.

Diese Datenbank stellt das Kernstück des ERMS dar. Wie die Datenbank mit Daten angereichert werden kann, muss in letzter Konsequenz noch geprüft werden, aber einige Grundzüge können als sicher gelten: Zumindest teilweise soll sie durch Fremddaten aus externen Datenpools kontrolliert gespeist werden, z.B. aus der EZB und der ZDB. Inwiefern eine Anbindung an weitere, auch internationale Datenpools möglich ist, bleibt zu evaluieren. Die Anreicherung der Metadaten mit Lizenzinformationen erfolgt durch die teilnehmenden Bibliotheken und Konsortialstellen in Zusammenarbeit mit den Verbundzentralen oder den verhandlungsführenden Institutionen. Auch hier muss noch ein tragfähiges, kooperatives Modell entwickelt werden – beispielsweise ist eine Patenschaft einzelner Bibliotheken über Daten eines bestimmten Anbieters gut vorstellbar.

Erweiterte Services

Auf Grundlage dieser Knowledge Base ist es möglich, verschiedene erweiterte Dienste anzubieten, die die Verwaltung von E-Medien erleichtern (siehe Abbildung 1). Dazu gehören:

- Zugangsmanagement für einen komfortablen Zugang zu den elektronischen Ressourcen
- Verzeichnis der Anbieter elektronischer Medien sowie der Institutionen mit Lizenzen für diese
- aktueller Nachweis bestehender Lizenzen und Konsortien
- nationaler Bestandsnachweis
- nationaler Verfügbarkeitservice
- nationaler Fernleihservice
- weitere Services, die im Laufe des Projekts hinzukommen

Die ersten drei der genannten Services entstehen als unmittelbare Produkte im Rahmen des ERMS-Projekts. Die übrigen Services liegen außerhalb des eigentlichen Projektfokus, können aber auf Grundlage der Daten des ERMS gesondert entwickelt werden. Das Projekt leistet somit einen substantiellen Beitrag zu dem in Themenfeld 1 der Ausschreibung formulierten übergeordneten Ziel einer Zusammenführung der Bestände der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken zur flexiblen Nutzung der Daten auf nationaler Ebene.

Statistikserver

Einer der zentralen Dienste des ERMS ist ein Statistikserver. Dieser wurde von den Universitätsbibliotheken Frankfurt und Freiburg entwickelt und wird über eine Schnittstelle in das ERMS integriert, um so eine komfortable Auswertung statistischer Daten zur Nutzung der elektronischen Ressourcen

zu ermöglichen. Somit werden alle Metainformationen zu den Ressourcen an einer Stelle zusammengeführt: Lizenzinformationen, Titeldaten, Zugangsdaten und Nutzungsdaten.

Der Statistikserver unterscheidet sich von den auf dem Markt befindlichen, kommerziellen Modulen dadurch, dass er unabhängig von einem proprietären Anbietersystem einsetzbar ist und die in den Bibliotheken und Konsortialstellen benötigten Auswertungsmöglichkeiten enthält. So sind beispielsweise Cost-per-Download-Analysen und Überlappungsanalysen möglich. Außerdem kann er in Verbindung mit den Daten des ERMS auch Auswertungen über die Nutzung von Lizenzen differenziert nach Fachgebieten generieren. Dadurch können die Einrichtungen beim bedarfsgerechten Einsatz ihrer knappen Budgets für eine stetig wachsende Anzahl elektronischer Ressourcen unterstützt werden.⁴

Der Access Mode Switch

Der Zugriff auf eine Ressource ist abhängig von der Zugangsart, die die Einrichtung und der Plattformanbieter für diese Ressource verhandelt haben, beispielsweise eine Authentifizierung über Single-Sign-On oder über einen IP-Adressbereich. Hiervon kann insbesondere die URL der Ressource abhängen, z.B. wenn die Nutzerinnen und Nutzer von außerhalb des Campusnetzes auf eben jene zugreifen wollen. Da diese Zugangsinformationen in der Knowledge Base des ERMS gespeichert werden, kann ein Service angeboten werden, mit dem man möglichst komfortabel und ohne Umwege auf die Ressource zugreifen kann. Ein solcher Dienst, ein sogenannter Access Mode Switch⁵, kann die Nutzerinnen und Nutzer auf der Grundlage der gespeicherten Informationen entweder zum Single-Sign-On-Bildschirm der Institution oder direkt zum Plattformanbieter selbst weiterleiten. Dadurch vereinfacht sich der Zugang zur gewünschten Ressource erheblich.

Schnittstellen

Aufgrund der Heterogenität der deutschen Bibliothekslandschaft ist es utopisch, ein für alle Institutionen einheitliches System zu entwickeln. Eine der grundlegenden Anforderungen an das geplante ERMS ist es daher, das System so zu gestalten, dass individuelle Ansprüche erfüllt werden können. Neben dem schon angesprochenen modularen Aufbau, der die Entwicklung von Zusatzmodulen und Services erlaubt, wird diese Anforderung durch die Implementierung offener und standardisierter Schnittstellenformate und -protokolle erreicht. „Offen“ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die Spezifikationen offenliegen und dokumentiert sind.

Schnittstellen können auf verschiedenen Ebenen realisiert werden, nicht nur im Bereich der Titeldaten, sondern beispielsweise auch beim Austausch von Lizenzbestimmungen⁶ oder von Adressdaten einzelner Institutionen und der Ansprechpersonen. Wünschenswert, aber noch nicht existent

4 Vgl. hierzu: Kellersohn, Antje u.a.: Zwischen Pay-per-View und »Big Deal« – Lizenzierung elektronischer Fachinformation in Deutschland. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2011), S. 120-130, hier S. 126.

5 Der Begriff stammt aus den Empfehlungen „Establishing suggested practices regarding single sign-on“ der NISO, die den Einsatz eines solchen Dienstes empfiehlt, siehe http://www.niso.org/publications/rp/RP-11-2011_ESPreSSO.pdf (29.09.2014).

6 Hier böte sich der Standard „ONIX for Publication Licenses“ (ONIX-PL) von EDItEUR an, <http://www.editeur.org/21/ONIX-PL/> (24.09.2014).

bzw. etabliert, wären weitere Standardprotokolle oder -formate, beispielsweise zur Übertragung von IP- oder Zugriffsbereichen.⁷

Im Einzelfall muss jedoch geprüft werden, ob die Implementierung einer Schnittstelle überhaupt sinnvoll ist. So kann etwa ein bestimmtes Austauschformat zwar standardisiert sein, aber von Systemen Dritter nicht unterstützt werden. Andere Schnittstellen hingegen gelten aufgrund ihrer Verbreitung als unverzichtbar, ihre Implementierung ist daher gesichert. Zu Letzteren zählen beispielsweise Standards wie COUNTER und SUSHI für Statistikdaten.

Die Implementierung proprietärer Schnittstellen hingegen soll nicht ausgeschlossen werden, kann aber aufgrund der unüberschaubaren Vielfalt an proprietären Systemen nicht eine Kernpriorität des Projekts sein. Aufgrund der Modularität des Systems ist es aber möglich, diese in Kooperation mit dem jeweiligen Anbieter oder eigeninitiativ im Rahmen einer Folge- oder Zusatzförderung der DFG zu realisieren.

Nutzungsszenarien

Die Konzeption des ERMS als offene und mit anderen Systemen interagierende Softwarelösung eröffnet diverse Nutzungsszenarien, von denen zwei an dieser Stelle exemplarisch genannt werden sollen (siehe Abbildung 3):

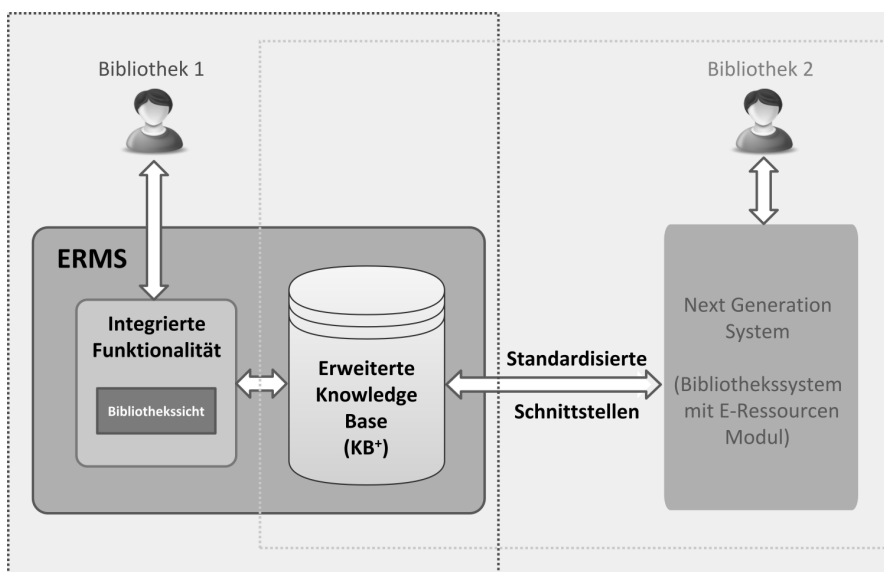


Abb. 3: Nutzungsszenarien

7 Siehe zu Standards im ERM-Bereich: Koppel, Ted: Standards, the structural underpinnings of electronic resource management systems. In: Holly Yu; Scott Breivold (Hg.): *Electronic resource management in libraries. Research and practice*, Hershey: Information Science Reference, 2008, S. 295-305.

Im ersten Nutzungsszenario entscheidet sich eine Bibliothek, das komplette ERMS zu verwenden und ihr gesamtes Lizenzportfolio mit diesem zu verwalten. In diesem Szenario würde die Einrichtung auch ihre lokalen Lizenzen in das ERMS einspielen und Funktionen wie Sichten in vollem Umfang nutzen, eventuell erweitert durch die ERMS-Module, die sie lokal benötigt. Dadurch erhält die Einrichtung eine komfortable Übersicht über alle von ihr lizenzierten E-Ressourcen an einer Stelle.

In einem zweiten Szenario hat eine Bibliothek ihre gesamten Daten auf ein NGS migriert und sich entschieden, allein mit diesem System alle Lizenzen zu verwalten. Aber auch in diesem Fall kann sie vom geplanten ERMS profitieren: Durch die standardisierten Schnittstellen – sofern das NGS diese unterstützt – kann sie auf die von den entsprechenden verhandlungsführenden Stellen eingespielten Daten zu Konsortial-, Allianz- und Nationallizenzen zurückgreifen, während sie ihre bilateralen Lizenzen selbst in das NGS einträgt. Dadurch spart die Institution Zeit und Geld, da sie nur bilaterale Lizenzen selbst eintragen muss.

Je nach Art und Umfang der gewünschten Nutzung sind weitere Nutzungsszenarien möglich. Die Architektur des Systems soll darauf ausgelegt werden, eine höchstmögliche Flexibilität bei der Nutzung des ERMS zu gewährleisten.

4. Stand und Zeitplan

Die DFG förderte zunächst die ersten beiden der insgesamt sechs geplanten Arbeitspakete. Zwölf Monate sind für das Arbeitspaket 1 „Bedarfsanalyse und Evaluation bestehender Systeme“ vorgesehen, zwölf weitere für das Arbeitspaket 2 „Konzeption des Gesamtsystems“. Aufgrund einer geplanten Überschneidung beider Arbeitspakete von drei Monaten ergibt sich somit eine Gesamtdauer der ersten Teilförderung von 21 Monaten. Nach der Besetzung der geförderten Stellen konnte das Projekt im Februar 2014 produktiv beginnen.

Experteninterviews

Im Rahmen des ersten Arbeitspakets führte das Projektteam Interviews mit etwa 20 ausgewählten Expertinnen und Experten durch. Dabei wurde hinsichtlich der Bibliotheken auf eine möglichst breitgefächerte Auswahl der Personen geachtet, um der Heterogenität der Bibliotheks- und Konsortiallandschaft Rechnung zu tragen. Für die Interviews erklärten sich Fachkräfte aus Konsortialstellen, Staats- und Landesbibliotheken, Universitätsbibliotheken, Fachhochschulbibliotheken, zentralen Fachbibliotheken und Forschungseinrichtungen wie der Max-Planck-Gesellschaft bereit. Die Differenzierung schloss auch die finanzielle Ausstattung der Institutionen sowie die Ein-/Zweischichtigkeit des Bibliothekssystems mit ein.

Diese breite Auswahl für die Interviews erlaubte es dem Projektteam, die Probleme, die bei der Verwaltung elektronischer Ressourcen entstehen, aus gänzlich verschiedenen Blickwinkeln wahrzunehmen und darauf einzugehen.

Umfrage unter Bibliotheken

Um den konkreten Bedarf der wissenschaftlichen Bibliotheken zu evaluieren, wurde eine Online-Umfrage vom 1. Juni 2014 bis zum 1. August 2014 durchgeführt. Dadurch erhielten Bibliotheken die Möglichkeit, ihre Anforderungen darzulegen, und konnten sich so an der Entwicklung des ERMS aktiv einbringen.⁸

Evaluation bestehender Systeme

In einem weiteren Schritt wird eine Bestandsaufnahme bereits existierender bzw. – soweit möglich – gegenwärtig in Entwicklung befindlicher Systeme zum Management von E-Ressourcen durchgeführt. Dabei werden sowohl Open-Source-Systeme als auch solche kommerzieller Anbieter berücksichtigt. An die Bestandsaufnahme schließt sich eine Analyse ausgewählter Produkte an. Um zu möglichst objektiven und quantifizierbaren Bewertungen hinsichtlich Funktionalität und Effizienz der zu betrachtenden Systeme zu gelangen, wird zurzeit ein umfangreicher Kriterien- und Fragenkatalog erarbeitet, der neben funktionalen und technischen auch finanzielle Aspekte aufgreift.

Auf der Grundlage dieser Kriterien werden die Systeme evaluiert und analysiert. Dies geschieht in zweifacher Zielsetzung: Zum einen ist zu prüfen, ob eine Nachnutzung bereits existierender ERMS oder ihrer einzelnen Teile sinnvoll erscheint. Außerdem werden Gespräche mit den Anbietern von Systemen geführt, um verschiedene weitere Formen der Zusammenarbeit auszuloten.

Daten- und Funktionsmodell, Konzeption der Schnittstellen und des Rechtemanagements

Parallel zu Arbeitspaket 1 haben die Arbeiten am ebenfalls geförderten Arbeitspaket 2 „Konzeption des Gesamtsystems“ begonnen. In einem ersten Schritt soll ein Datenmodell konzipiert werden, das die spezifischen Anforderungen deutscher Bibliotheken und Konsortialstellen abbildet. Die Grundlage hierfür sind die (Teil-)Ergebnisse, die in den bisherigen Arbeitsschritten gewonnen wurden. Diese Arbeiten geschehen in enger Kooperation mit dem Projekt „Nationales Hosting elektronischer Ressourcen“, das in seiner Zielsetzung das ERMS-Projekt ergänzt.⁹

5. Ausblick

Die bis Anfang 2015 erreichten Ergebnisse werden in den Weiterförderungsantrag bei der DFG einfließen. Erfolgt ein positiver Bescheid, so kann auf Grundlage der Daten-, Sichten- und Funktionsmodelle mit der Realisierung des Systems begonnen werden.

Ein funktionierendes und für alle Bibliotheken verfügbares ERMS stellt eine bedeutende Arbeitserleichterung bei der Verwaltung von E-Medien dar. Insofern arbeitet das ERMS-Projekt darauf hin, mit der Entwicklung des ERMS und der entsprechenden Knowledge Base durch die Bündelung, Anreicherung und Vernetzung der Metadaten aller elektronischen Ressourcen zur administrativen

⁸ In der Nachbetrachtung hat sich gezeigt, dass diese Umfrage mit großem Interesse aufgenommen wurde. Insgesamt beteiligten sich bundesweit etwa 200 Einrichtungen.

⁹ Siehe <http://www.nathosting.de> (29.09.2014).

Entlastung der Bibliotheken beizutragen und für die Endnutzer/innen verbesserte bzw. neue Services entstehen zu lassen.

Literaturverzeichnis

- EDItEUR (Hg.): ONIX for Publication Licenses (ONIX-PL).
<http://www.editeur.org/21/ONIX-PL/> (24.09.2014).
- Kellersohn, Antje u.a.: Zwischen Pay-per-View und »Big Deal« – Lizenzierung elektronischer Fachinformation in Deutschland. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2011), S. 120-130.
- Koppel, Ted: Standards, the structural underpinnings of electronic resource management systems. In: Holly Yu; Scott Breivold (Hg.): Electronic resource management in libraries. Research and practice, Hershey: Information Science Reference, 2008, S. 295-305.
- NISO (Hg.): ESPReSSO: Establishing suggested practices regarding single sign-on.
http://www.niso.org/publications/rp/RP-11-2011_ESPReSSO.pdf (29.09.2014).

Vom Sondersammelgebiet zum Fachinformationsdienst für die Wissenschaft.

Strategien, Prozesse, Verfahren – ein persönlicher Erfahrungsbericht¹

Ivo Vogel, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Zusammenfassung:

Der folgende Artikel stellt den gesamten Prozess dar, den das Sondersammelgebiet Recht der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz als Antragsteller eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Fachinformationsdienstes für die Rechtswissenschaft durchlaufen ist. Beschrieben werden insbesondere die Darstellung der Ausgangslage für die Antragstellung, die Integration in das hausinterne Projektmanagement, die Maßnahmen und Strategien für die Ermittlung der Inhalte des Antrages sowie – einschließlich zeitlicher und inhaltlicher Aspekte – die Antragseinreichung, das Begutachtungsverfahren, das Antragskolloquium in Bonn und die abschließende Entscheidung durch die Gremien der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Summary:

The following article presents the complete process which the Law Special Subject Collection of the Berlin State Library - Prussian Cultural Heritage has passed through as an applicant of the program Scientific Information Services funded by the Deutsche Forschungsgemeinschaft. The article describes the starting position by the application process, the integration of these endeavors into the in-house project management, preparations and strategies for determining the content of the application as well as – including the temporal and substantive aspects of the submission – the review process, the Application Colloquium in Bonn and the final decision by the statutory bodies of the Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S21-29](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S21-29)

Autorenidentifikation: Vogel, Ivo: GND 1033849480

1. Einleitung

Eines der 2013 besonders kontrovers diskutierten Themen war – neben der allgemeinen Debatte über die Überführung der Sondersammelgebiete (SSGs) in Fachinformationsdienste für die Wissenschaft (FIDs) – das Verfahren rund um die erste Antragsgruppe im Förderprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) *Fachinformationsdienste für die Wissenschaft*. In dieser Runde sind 13 Anträge gestellt worden, wobei von den zwölf begutachteten Anträgen fünf bewilligt wurden.² Zu diesen fünf genehmigten Anträgen gehörte der Antrag der Staatsbibliothek zu Berlin auf einen

1 Die Inhalte des nachfolgenden Artikels wurden als Vortrag auf dem 103. Bibliothekartag vorgestellt. Die Struktur des Artikels orientiert sich an den Folien der Präsentation. Der Titel wurde geringfügig geändert.

2 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Fachinformationsdienste: DFG stärkt Dienstleistungen der Bibliotheken für die Wissenschaft. Pressemitteilung Nr. 54 vom 20. Dezember 2013. http://www.dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2013/pressemitteilung_nr_54/ (25.09.2014).

FID für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung.³ Zum Zeitpunkt der Einreichung des Vortrages für den 103. Bibliothekartag stand noch nicht fest, ob der Antrag der Staatsbibliothek zu Berlin positiv beschieden werden wird. Der Ausgang war für den Vortrag auf dem Bibliothekartag jedoch insoweit unerheblich, als hier die konkreten Erfahrungen des ehemaligen SSG Recht mit dem Verfahren der Antragstellung beschrieben werden sollten. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen somit lediglich die eigenen strategischen und verfahrenstechnischen Überlegungen. Keinesfalls soll eine Art „Idealantrag“ beschrieben werden, den es so nicht geben kann, da es für jedes SSG, das den Transformationsprozess zum FID vollziehen will, zusätzlich spezifische Eigenheiten zu berücksichtigen gilt. Welche Informationen für künftige Antragstellungen nutzbringend sind, können die Rezipientinnen und Rezipienten selbst entscheiden.

2. Unsere Grundhaltung

Das Team des ehemaligen SSG Recht hat sich dem Transformationsprozess offen gestellt und damit die Grundlage geschaffen, ihn positiv zu bewältigen. Das bedeutet konkret, dass es zwar durchaus kontroverse Diskussionen um die Ablösung des SSG-Systems gegeben hat, diese jedoch für den Antrag auf einen FID für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung außen vor gelassen wurden. Dies war eine bewusste Entscheidung, um einen zukunftsorientierten und keinen rückwärts-gewandten Antrag stellen zu können. Es schien schlichtweg nicht sinnvoll, eine Generaldebatte, die lange zuvor bereits schon einmal geführt worden war, im Kontext des Projektantrags abzuhandeln oder durchscheitern zu lassen.

3. Antragstellung als hausinternes Projekt

Die jahrzehntelange Kultur des jährlichen Berichtswesens und der jährlichen Antragstellung hatte für das ehemalige SSG Recht ein Ende gefunden. Bisher waren die jährlichen Anträge in der Regel problemlos bewilligt worden, sofern bestimmte Formalitäten beachtet worden waren. Im Jahr 2013 war es an der Staatsbibliothek zu Berlin, nunmehr einen Antrag auf Einrichtung eines FID für die Rechtswissenschaft zu stellen, der auf eine dreijährige Förderung zielte und den neuen strengen Begutachtungskriterien der DFG⁴ standhalten musste. Aufgrund dieser neuen Situation beschloss die Leitung des SSG Recht, die Antragstellung in das Projektmanagement der Staatsbibliothek zu Berlin⁵ einzubetten. Erstmals galt in diesem Zusammenhang ein Antragsverfahren als ein eigenes Projekt. Sinn der Projektierung war es, alle von der Antragstellung betroffenen Abteilungen (Erwerbungsabteilung, Benutzungsabteilung, IT-Abteilung, Abteilung für Bestandserhaltung und Reproduktion) sowie die Generaldirektion der Bibliothek, die über dieses Projekt zu entscheiden hatte,

3 Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Fachinformationsdienst Recht. Fachinformationsdienst für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung.

<http://staatsbibliothek-berlin.de/recherche/fachgebiete/rechtswissenschaft/> (25.09.2014).

4 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Informationen zum Förderprogramm „Fachinformationsdienste für die Wissenschaft“. http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_foerderangebote/fachinformationsdienste_wissenschaft/ (25.09.2014).

5 Vgl. Haas-Betz Wieser, Eva: Vielfalt stärken: Professionalisierung des Projektmanagements in der Staatsbibliothek zu Berlin – PK. Folien zum Vortrag beim 103. Deutschen Bibliothekartag in Bremen am 05.06.2014. http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte//2014/1699/pdf/140605PrManBibliothekartag_Kompatibilitaetsmodus.pdf (25.09.2014).

in die Antragstellung einzubeziehen. Damit waren nicht nur alle betroffenen Bereiche umfassend informiert, sondern so wurde auch Akzeptanz und Rückhalt in der Bibliothek geschaffen. Darüber hinaus wurden mit diesen Abteilungen Workflows für neue Services eines künftigen FID erarbeitet. Zusätzlich wurden Faktoren bestimmt, die im Rahmen des Risikomanagements nicht nur Grundlage für eine erfolgreiche Antragstellung, sondern auch Voraussetzung für die Umsetzung eines FID waren und sind (Veranschlagung von Eigenmitteln und freiwilligen Aufwendungen, Aufrechterhaltung des Personalstamms für diesen Bereich, Bereitstellung von IT-Kapazitäten für die technische Umsetzung neuer Services etc.). Schließlich verlangt das hausinterne Projektmanagement einen strengen und verbindlichen Zeitplan sowie eine Personalressourcenplanung für die einzelnen Projekte. Diesem Projektantrag auf Antragstellung eines FID für das Recht hat die Generaldirektion entsprochen.

4. Das SSG Recht setzt sich in Bewegung

Zunächst haben sich die Projektleitung und das Projektteam gründlich mit den Merkblättern der DFG zum Förderprogramm *Fachinformationsdienste für die Wissenschaft*⁶ auseinandergesetzt. Daneben wurden die Forschungslandschaft sowie aktuelle Entwicklungstendenzen der Rechtswissenschaft in Deutschland evaluiert. Dies erfolgte unter dem Arbeitspaket *Autoritäten suchen*. Eine zentrale Rolle spielten hierfür die Empfehlungen des Wissenschaftsrates zu den „Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland“.⁷ Dieses richtungweisende Papier war schon deshalb von großer Bedeutung für das ehemalige SSG Recht, da dessen Leitung aktiv in den Prozess der Erstellung einbezogen worden war. Neben einer schriftlichen Stellungnahme zu einem umfassenden Fragenkatalog des Wissenschaftsrates, wurde der Leiter des SSG Recht 2012 als Rechtsbibliotheksexperte zu einem Rundtischgespräch des Wissenschaftsrates nach Köln eingeladen. Weitere Quellen für die Analyse der Forschungsentwicklung in der Rechtswissenschaft waren Veröffentlichungen namhafter Rechtswissenschaftlerinnen und Rechtswissenschaftler zu diesem Thema,⁸ die Forschungslandkarte der Hochschulrektorenkonferenz,⁹ die Zusammenschau der strukturierten Forschungsverbände der DFG¹⁰ sowie die Veröffentlichungen des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) zu Forschungsinfrastrukturen in Deutschland¹¹ etc. Nach der Herausarbeitung der allgemeinen Tendenzen und Perspektiven der Forschungsentwicklung in der Rechtswissenschaft führte das Team ein Brainstorming durch, dem eine SWOT-Analyse vorgeschaltet war, die sich besonders auf die Schwächen des alten SSG-Ansatzes und die Herausforderungen und Möglichkeiten für das neue FID-System konzentrierte. Im Ergebnis wurden daraus allgemeine Profilierungsbereiche für den neuen FID formuliert und diese schließlich zu konkreten Produkten und Services konkretisiert. Bis dahin fand der Antragsprozess ohne direkte Kommunikation mit

6 Vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft (wie Anm. 4).

7 Wissenschaftsrat: Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland. Situation, Analysen, Empfehlungen. <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2558-12.pdf> (25.09.2014).

8 Vgl. z.B. von Bogdandy, Armin: Deutsche Rechtswissenschaft im Europäischen Rechtsraum. In: JuristenZeitung 66 (2011), S. 1-6.

9 Hochschulrektorenkonferenz: Forschungslandkarte. <http://www.hrk.de/themen/forschung/arbeitsfelder/nationale-forschungspolitik/forschungslandkarte/> (25.09.2014).

10 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Liste der laufenden Forschergruppen. <http://www.dfg.de/foerderung/programme/listen/index.jsp?id=FOR> (25.09.2014).

11 Bundesministerium für Bildung und Forschung: Roadmap für Forschungsinfrastrukturen. <http://www.bmbf.de/de/22519.php> (25.09.2014).

der Fachcommunity statt, um gut vorbereitet in die Rückkopplung mit den Angehörigen der Fachöffentlichkeit einsteigen zu können. Dies wurde mittels zweier Umfragen realisiert. Die erste Umfrage – „Zukünftige Dienstleistungsangebote eines durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Fachinformationsdienstes Recht“ – wurde online durchgeführt und richtete sich an 1.039 Inhaberinnen und Inhaber juristischer Professuren an deutschen Universitäten und Hochschulen. Eine Beteiligung von über einem Viertel der Befragten wurde als ausgesprochen positiv bewertet. In dieser Umfrage wurden die erarbeiteten Produkte und Services vorgestellt und die Bedeutung für die eigene wissenschaftliche Forschung (Forschungsrelevanz) abgefragt. Diese Vorgehensweise ist bewusst so gewählt worden, da vergangene Umfragen, die zu stark mit offenen Fragen gearbeitet hatten, teilweise in eine unüberschaubare Sackgasse führten und kein einheitliches Meinungsbild von gewünschten Services ergaben.

Die zweite Umfrage richtete sich an 37 rechtswissenschaftliche Verbundforschungsprojekte in laufender Förderung aus den strukturierten Programmlinien von DFG und BMBF sowie des 7. Forschungsrahmenprogramms der Europäischen Kommission und wurde postalisch verschickt. Der verwendete Fragebogen enthielt Fragen, die auch das Informationsbeschaffungsverhalten, die fachliche Ausrichtung und die konkrete Verwendung bestimmter Informationsquellen umfassten. Eine Rücklaufquote von rund einem Drittel der befragten Projekte ergab auch hier ein repräsentatives Ergebnis.

Rückfragen aus beiden Umfragen wurden zusätzlich dazu genutzt, Experteninterviews zu führen, die einen intensiven Austausch über die FIDs ermöglichten, und darüber hinaus auch zur weiteren Verbesserung der Qualität der Umfragen in der Fachcommunity führen können.

Sämtliche Ergebnisse der Umfragen und Experteninterviews (einschließlich der abgelehnten Produkte und Services) sind zusammen mit den oben beschriebenen Analysen Teil des Antrages geworden, der somit einen Strauß an qualitativ hochwertigen und mit der Fachgemeinschaft rückgekoppelten Informationen zur Grundlage hatte. Spätestens ab diesem Zeitpunkt stand für das Antragsteam fest, dass auch der Name des neuen Dienstes den inhaltlichen und konzeptionellen Wandel widerspiegeln sollte, so dass eine Umbenennung zu *Fachinformationsdienst für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung* erfolgte.

5. Positive Faktoren für die Transformation in einen FID für die Wissenschaft

Zusammenfassend sollen die für das ehemalige SSG Recht positiven Faktoren für den Antragstellungsprozess beschrieben werden. Während die Antragstellung für die SSG-Förderung durchaus allein durch eine fachlich verantwortliche Person zu leisten war, erfordert sie für einen FID für die Wissenschaft eine Beteiligung aller Player der Bibliothek. Als Einzelkämpferleistung wäre der Antrag für das Recht nicht realisierbar gewesen, obwohl die Leitung eines solchen Antragsprojektes naturgemäß der fachlich verantwortlichen Person übertragen werden sollte.

Maßgeblich für eine zufriedenstellende Antragstellung in fachlicher Hinsicht war es für uns, die

Begründung der Antragsinhalte auf verschiedene Säulen zu stellen, die immer eine Rückkopplung zur Fachcommunity erkennen ließen. Unsere Erfahrungen haben gezeigt, dass eine Umfrage allein, einzelne Experteninterviews oder die rein fachliche Evaluierung der Forschungslandschaft nicht genügen, um einen für die Gutachterinnen und Gutachter fundierten Antrag zu erstellen. Dank des praktizierten Verfahrens konnten sogar so viele Quellen ermittelt werden, dass daraus die schwergewichtigsten auszuwählen waren.

Besonders von Vorteil war es, den Transformationsprozess zum FID als Projekt zu betrachten und darzustellen. Es war aus unserer Sicht nicht gefordert, der DFG ein komplettes Bauwerk abzuliefern, sondern vielmehr einen Bauplan vorzulegen, der den Rohbau und die ersten Schritte für den Innenausbau aufzeigt. Daher ist der Antrag auch damit eingeleitet worden, dass mit den beantragten Modulen die Grundlagen für einen entsprechenden FID erst geschaffen werden sollen. Dass dabei die Perspektive für den Gesamtprozess nicht aus dem Auge verloren werden durfte, versteht sich von selbst.

Schließlich war es für den eigenen Antrag von großer Wichtigkeit, eigene und neue Ideen einzubringen. Die Vorgaben für das Programm durch die DFG lassen aus unserer Sicht viel Spielraum, solange die beantragten Module nicht zu stark rückwärtsgewandt sind. Teilweise haben wir vollkommen neue Modelle vorgeschlagen, die durchaus positiv begutachtet wurden. Selbst Antragsteile, die aus alter Fördersicht als Streichposten denkbar gewesen wären, fanden Zustimmung. Einige Ideen haben die Gutachterinnen und Gutachter zunächst nur für eine Übergangszeit befürwortet, um später andere Services darauf aufzubauen. Im Ergebnis ist unsere partielle Innovations- und Risikofreude belohnt worden.

6. Weitere Chronologie des Antragsverfahrens

Der Antrag der Staatsbibliothek zu Berlin auf Förderung eines FID für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung ist Ende Mai 2013 fristgerecht eingereicht worden. Bereits am 14. Juni 2013 erhielt die Staatsbibliothek zu Berlin Rückfragen der DFG bezüglich der beantragten Erwerbungsmittel (genauere Begründung der Ansätze) und des Umfrageverfahrens (Inhalt der Fragebögen und Prozentsatz der Beteiligung). Mitte September 2013 wurde der Termin für die Präsentation des Antrages und das Antragskolloquium vom 8. Oktober 2013 in Bonn verbindlich bekannt gegeben und das Gutachtergremium namentlich benannt. Der DFG war mitzuteilen, wer den Antrag der Staatsbibliothek zu Berlin „verteidigen“ wird. Die Generaldirektion der Bibliothek beschloss, dass der fachlich zuständige Leiter des SSG Recht diese Aufgabe allein wahrnehmen sollte. Dementsprechend wurde das Kolloquium am 8. Oktober 2013 durchgeführt und das Ergebnis dem Ausschuss für wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme (AWBI) zur Entscheidung vorgelegt, so dass dieser Ende Oktober 2013 darüber befinden konnte. Am 31. Oktober 2013 erhielt die Leitung der Staatsbibliothek zu Berlin von der DFG die Vorabmitteilung, dass der Antrag dem Hauptausschuss der DFG zur Bewilligung vorgeschlagen worden ist. Bei einer negativen Mitteilung hätte an dieser Stelle ein Antrag auf Abschlussförderung gestellt werden müssen. Am 5. Dezember 2013 hat der Hauptausschuss der DFG abschließend positiv über den Antrag entschieden, was der Staatsbibliothek zu Berlin Mitte Dezember 2013 – unter Zusendung eines sehr umfangreichen

Bewilligungsbescheides sowie des vollständigen Gutachtens – mitgeteilt worden ist. Damit hat der gesamte Prozess für das ehemalige SSG ca. 16 Monate beansprucht.

7. Exkurs Antragskolloquium

Dieses für andere Förderlinien der DFG und gerade auch im Bereich Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS) längst etablierte Format¹² stellte für die ehemaligen SSGs eine vollkommene Neuerung dar, die in der Bibliothekswelt stark diskutiert worden ist. Im Vorfeld ist durchaus kommuniziert worden, dass das Kolloquium auch die Möglichkeit bieten soll, Unklarheiten im Antrag zu beseitigen, um den Gutachterinnen und Gutachtern eine zweifelsfreie Entscheidung zu ermöglichen. Aus der eigenen Sicht war es sehr positiv, dass die Gutachterinnen und Gutachter bekannt gegeben wurden. Es hat sich als vorteilhaft erwiesen, in Vorbereitung des Kolloquiums kleine Personenprofile zu erstellen, um auf mögliche Fragen aus dem konkreten Forschungszweig der Fachgutachterinnen und Fachgutachter bzw. die bibliothekarischen Einwände der Bibliotheksgutachterinnen und Bibliotheksgutachter vorbereitet zu sein. Von der DFG nicht vorgegeben war, wer seitens der Antrag stellenden Bibliothek am Antragskolloquium teilnehmen sollte. Hier ist auch in anderen Fällen unterschiedlich verfahren worden, was anscheinend verschiedenste Auswirkungen hatte.¹³ Wenn dahingehende Unsicherheiten bestehen, sollte unbedingt die Geschäftsstelle der DFG kontaktiert werden, die aus der Erfahrung der ersten Antragsrunde sicherlich wichtige Hinweise geben kann. Darüber hinaus war über den Inhalt des Kolloquiums nur bekannt, dass ein 15-minütiger Einleitungsvortrag zu halten sei, an den sich eine Fragerunde anschließen werde. Bezüglich der Inhalte der Fragerunde gab es keinerlei Anhaltspunkte. Im Vorfeld gab es weder Fragen zur Vorbereitung auf das Gespräch noch eine konkrete Fokussierung auf Problembereiche. Natürlich geben die Leitfragen für die Begutachtung einen Rahmen. Aber insgesamt wäre ein allgemeiner Hinweis, ob sich der Antrag auf einem richtigen Weg befindet oder nicht, eine große Hilfe gewesen. Es ist sehr begrüßenswert, dass die DFG im Nachgang zur ersten Antragsrunde bereits nachgesteuert hat, indem nunmehr Absichtsbekundungen für prospektive Antragstellungen abgegeben werden müssen, damit der AWBl eine erste Einschätzung abgeben kann.

8. Fazit aus dem Verfahren (aus Sicht des FID für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung)

Im Ergebnis konnte aus Sicht des eigenen FID folgendes Fazit für den Antrag gezogen werden:

- Die Programmrichtlinien und Leitfragen zur Begutachtung waren ausgesprochen nützliche Grundlagen für die Antragstellung und entsprechend genau zu beachten.
- Zur Vorbereitung auf den eigenen Antrag ist es unbedingt erforderlich gewesen, die

12 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Das Begutachtungs- und Entscheidungsverfahren. http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_antragstellung/index.html#micro112383 (25.09.2014).

13 Insbesondere im Rahmen der AG SSG/FID und unter den Sondersammelgebieten ist dieses Detail später nicht wenig diskutiert worden, da für die Antrag stellenden Bibliotheken nicht immer der Grad der Beteiligung der Direktionen der Bibliotheken beim Antragskolloquium klar war. Für den hier beschriebenen Antrag war der „Alleingang“ jedenfalls unschädlich.

Empfehlungen, Strategiepapiere und Programme der großen Wissenschaftsfördereinrichtungen zu kennen und zu berücksichtigen.

- Zur eigenen Community wurde auf verschiedene Art und Weise Kontakt aufgenommen, um die forschungsrelevanten Bedarfe zu ermitteln.
- Für den Prozess der Abfassung des eigenen Antrages wurde auf Projektmanagementstrukturen der Bibliothek zurückgegriffen.
- Der enorme organisatorische und zeitliche Aufwand bei der Antragstellung konnte nur durch Teamarbeit bewältigt werden.
- Bei Zweifeln oder offenen Fragen wurde an bestimmten Stellen der Abfassung des Antrages oder im Antragsverfahren selbst Kontakt zur DFG-LIS-Gruppe gesucht. Diese gab immer Orientierungshilfen, ohne Erfolgsgarantien zu versprechen.
- Die Erwartungen der DFG und der Gutachterinnen und Gutachter an die Qualität der Anträge sind sehr hoch gewesen.
- Der Schwerpunkt des Antrages war auf die zukünftigen Entwicklungen des FID gerichtet.
- Die Fachinteressen standen immer im Mittelpunkt des Antrages und der Erklärungen im Kolloquium.
- Wichtig war es, Schwerpunkte zu setzen, Arbeitspakete ausreichend zu begründen, mit Beispielen zu arbeiten sowie nachvollziehbare Mengen- und Zeitgerüste zu erstellen.
- Die Mittelsätze mussten konkret begründet werden.
- Von zentraler Bedeutung war es, den eigenen Transformationsprozess nachvollziehbar darzustellen und den diesbezüglichen Rückhalt der eigenen Institution glaubhaft zu machen.
- Dabei wurde der Mehrwert des FID deutlich herausgearbeitet und die Abgrenzung zu bereits bestehenden Strukturen sichtbar gemacht.
- Der Bestandsaufbau stand nicht zu sehr im Mittelpunkt des Antrags, vielmehr wurden die ergänzenden Services beleuchtet.
- Digitale Medien sind unbedingt zu berücksichtigen gewesen, wobei diesbezüglich auch zunächst eine Strategie angestrebt werden kann, die eine stärkere Einbindung elektronischer Medien fördert.
- Die Einladung zum Antragskolloquium ist noch kein Erfolgsindikator für den Ausgang des Verfahrens.

Selbst in Zusammenschau aller dieser Faktoren war die Entscheidung des Gutachtergremiums – bis zur positiven Vorabinformation der DFG – nicht einschätzbar.

9. Nach der Bewilligung ist vor der Bewilligung

Bereits im noch laufenden Antragsverfahren ist es angezeigt, alle notwendigen Maßnahmen und Voraussetzungen für die Erfüllung der für den FID beantragten Arbeitspakete auf den Weg zu bringen. Personalressourcen müssen geplant, Mittel geparkt und Workflows eingerichtet werden. Ansonsten können geplante Mengen und Zeitgerüste möglicherweise nicht eingehalten werden. Gerade für den Fall einer Ablehnung des Antrages muss ein „Notfallplan“ vorliegen, um die Ressourcen ggf. umzulenken, was den Betrieb der Bibliothek unter Umständen nicht unerheblich beeinflussen kann. Im Falle eines genehmigten Antrages gilt es, die bewilligten Arbeitspakete konsequent abzuarbeiten,

ohne die bisherigen Services zu vernachlässigen. Das bedeutet, dass es im FID zu einem erhöhten Arbeitsaufwand im Vergleich zum SSG kommt. Damit wird die Unterstützung aller in der Bibliothek beteiligten Bereiche dringend notwendig. Bereits in der Bibliothek bestehende Strukturen sollten unbedingt sinnvoll nachgenutzt werden. Von Beginn an muss der eigene Wissenschaftsbetrieb fortlaufend evaluiert und der Kontakt zur Fachcommunity ausgeweitet werden. Unmittelbar nach der Bewilligung des Erstantrages sollten bereits Schwerpunkte der Weiterentwicklung des FID angedacht werden, um einen Folgeantrag rechtzeitig vorbereiten zu können. Dabei ist es sicherlich erstrebenswert, neue Projektideen für die Förderlinie *Fachinformationsdienste für die Wissenschaft* zu entwickeln. Es hat sich darüber hinaus herausgestellt, dass auch die Weiterentwicklung dieses Programms durch die DFG genau zu beobachten ist, da es sich auch dabei um einen dynamischen Prozess handelt.

Literaturverzeichnis

- von Bogdandy, Armin: Deutsche Rechtswissenschaft im Europäischen Rechtsraum. In: JuristenZeitung 66 (2011), S. 1-6.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung: Roadmap für Forschungsinfrastrukturen. <http://www.bmbf.de/de/22519.php> (25.09.2014).
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: Das Begutachtungs- und Entscheidungsverfahren. http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_antragstellung/index.html#micro112383 (25.09.2014).
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: Fachinformationsdienste: DFG stärkt Dienstleistungen der Bibliotheken für die Wissenschaft. Pressemitteilung Nr. 54 vom 20. Dezember 2013. http://www.dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2013/pressemitteilung_nr_54/ (25.09.2014).
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: Informationen zum Förderprogramm „Fachinformationsdienste für die Wissenschaft“. http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_foerderangebote/fachinformationsdienste_wissenschaft/ (25.09.2014).
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: Liste der laufenden Forschergruppen. <http://www.dfg.de/foerderung/programme/listen/index.jsp?id=FOR> (25.09.2014).
- Haas-Betzwieser, Eva: Vielfalt stärken: Professionalisierung des Projektmanagements in der Staatsbibliothek zu Berlin – PK. Folien zum Vortrag beim 103. Deutschen Bibliothekartag in Bremen am 05.06.2014. http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2014/1699/pdf/140605PrManBibliothekartag_Kompatibilitaetsmodus.pdf (25.09.2014).
- Hochschulrektorenkonferenz: Forschungslandkarte. <http://www.hrk.de/themen/forschung/arbeitsfelder/nationale-forschungspolitik/forschungslandkarte/> (25.09.2014).

- Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Fachinformationsdienst Recht. Fachinformationsdienst für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung. <http://staatsbibliothek-berlin.de/recherche/fachgebiete/rechtswissenschaft/> (25.09.2014).
- Wissenschaftsrat: Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland. Situation, Analysen, Empfehlungen. <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2558-12.pdf> (25.09.2014).

Das RADAR Projekt: Datenarchivierung und -publikation als Dienstleistung - disziplinübergreifend, nachhaltig, kostendeckend

*Matthias Razum, FIZ Karlsruhe – Leibniz-Institut für Informationsinfrastruktur
Janna Neumann, Technische Informationsbibliothek Hannover*

Zusammenfassung:

Die Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse basiert zunehmend auf digitalen Daten. Deren Publikation, Verfügbarkeit und Nachnutzung muss im Rahmen guter wissenschaftlicher Praxis gewährleistet werden. Das Projekt RADAR geht diese Herausforderung durch die Etablierung einer generischen Infrastruktur für die Archivierung und Publikation von Forschungsdaten an. Dafür vereinen fünf Projektpartner aus den Informations- und Naturwissenschaften (FIZ Karlsruhe, TIB in Hannover, KIT/SCC, LMU München und IPB Halle) ihre Kompetenzen. Durch enge Kooperation mit Wissenschaftler/innen, Datenzentren, Fachgesellschaften und Verlagen wird eine bedarfsgerechte Entwicklung der Infrastruktur sichergestellt. RADAR richtet sich an zwei Zielgruppen: Projekte (d. h. Forscher/innen) und Institutionen. Es verfolgt dabei einen zweistufigen Ansatz: ein disziplinübergreifendes Einstiegsangebot zur formatunabhängigen Datenarchivierung mit minimalem Metadatensatz und ein erweitertes Angebot mit integrierter Datenpublikation. Der thematische Schwerpunkt liegt bei den wissenschaftlichen Disziplinen im „long tail of science“, in denen Forschungsdateninfrastrukturen meist noch fehlen. RADAR erlaubt eine temporäre oder – im Falle einer Datenpublikation – eine zeitlich unbegrenzte Datenarchivierung. Das angestrebte Geschäftsmodell zielt auf einen sich selbst tragenden Betrieb mit einer Kombination aus Einmalzahlungen und institutionellen Angeboten ab. RADAR ist als Baustein der internationalen Informationsinfrastruktur geplant, der sich über Schnittstellen auch in weitere Datenmanagement-Dienste Dritter integrieren lässt.

Summary:

The transparency and reproducibility of scientific results are increasingly based on digital data. In compliance with good scientific practice data need to be published, accessible, and re-usable. The RADAR project aims to establish a generic infrastructure, which will provide archiving and publication services for research data. Five partners from the information and natural sciences (FIZ Karlsruhe, TIB in Hanover, KIT/SCC, LMU Munich, and IPB Halle) have joined forces to address the challenges involved. By cooperating closely with researchers, data centers, scientific societies, as well as publishers, the partners ensure that the resulting infrastructure is designed to meet the requirements. Target groups are projects (e.g., researchers) and institutions (eg., libraries). Both groups are offered a two-stage approach with a cross-discipline starter package for format-independent data preservation with a minimum metadata set, and an enhanced package for preserving data with integrated data publication. RADAR focuses on the “long tail of science”, which often lacks sufficient research data infrastructure. The repository will offer a temporary or - in case of data publication - long-term preservation of research data. A self-supporting business model will provide one-off payments and

institutional subscription services. As such, RADAR is intended to become an integral part of the international information infrastructure which also allows the integration of third-party services.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S30-44](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S30-44)

Autorenidentifikation: Neumann, Janna: GND 139772863
Razum, Matthias: GND 1029295182

1. Motivation

Die Notwendigkeit, Forschungsdaten auch über das Ende eines Projekts hinaus verfügbar zu halten, ist inzwischen anerkannt. Vielfältige politische Vorhaben und Richtlinien (z.B. durch die OECD¹, UNESCO², EU³ oder die DFG⁴) unterstreichen dies. Erst die Bereitstellung der Daten erlaubt die Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse (*reproducible research*, siehe Victoria Stodden⁵) und ermöglicht neuartige Ansätze des Erkenntnisgewinns, von Jim Gray als *Fourth Paradigm* bezeichnet.⁶ Tatsächlich steht aber nur ein geringer Teil der produzierten Daten zur Verfügung. Fünf Problemfelder lassen sich identifizieren, die diesen Mischstand begründen:

- das Fehlen einer dauerhaft angelegten und verlässlichen Infrastruktur zur Erschließung, Archivierung, Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten in vielen Fachdisziplinen und Einrichtungen,
- die fehlende oder unzureichende Integration der Datenarchivierung und -publikation in wissenschaftliche Arbeitsprozesse, was zu mangelhafter Bereitstellung von Daten und Metadaten führt und die publizierten Ergebnisse oft schlecht nachvollziehbar macht,
- eine fehlende Qualitätssicherung der Daten z.B. im Rahmen eines Peer-Review-Prozesses, die zu einer eingeschränkten Kommentierbarkeit sowie zur limitierten Zitierbarkeit der Daten führt,
- die Diskrepanz zwischen dem Aufwand für Datenaufbereitung/-archivierung und dem daraus resultierenden Mehrwert für den einzelnen Wissenschaftler,
- fehlende oder ungenügende Schnittstellen zum maschinellen Zugriff auf die Daten, um die Bereitstellung und Nachnutzung der Daten und Metadaten zu vereinfachen oder auch alternative Zugänge zu den in den Daten enthaltenen Informationen zu ermöglichen.

1 Vgl. Pilat, Dirk; Fukasaku, Yukiko: OECD Principles and Guidelines for Access to Research Data from Public Funding. In: Data Science Journal 6 (2007), S. OD4-OD11. https://www.jstage.jst.go.jp/article/dsj/6/0/6_0_OD4/_pdf (12.11.2014).

2 Charta zur Bewahrung des digitalen Kulturerbes: <http://www.unesco.de/444.html> (12.11.2014).

3 Vgl. Giaretta, David, u.a. (Hg.): Riding the wave – How Europe can gain from the rising tide of scientific data. Final report of the High Level Expert Group on Scientific Data.. 2010. <http://cordis.europa.eu/fp7/ict/e-infrastructure/docs/hlg-sdi-report.pdf> (12.11.2014).

4 Vgl. Empfehlungen zur gesicherten Aufbewahrung und Bereitstellung digitaler Forschungsprimärdaten. Ausschuss für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme, Deutsche Forschungsgemeinschaft. 2009. http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ua_inf_empfehlungen_200901.pdf (12.11.2014).

5 Vgl. Stodden, Victoria: Reproducible research for scientific computing: Tools and strategies for changing the culture. In: Computing in Science and Engineering 14,4 (2012), S. 13-17. <http://dx.doi.org/10.1109/MCSE.2012.82> (12.11.2014).

6 Vgl. Hey, Tony; Tansley, Stewart; Tolle, Kristin (Hg.): The Fourth Paradigm: Data-Intensive Scientific Discovery. Redmond, Washington: Microsoft Research, 2009. <http://research.microsoft.com/en-us/collaboration/fourthparadigm/> (12.11.2014).

Das Projekt RADAR geht diese Herausforderungen durch die Etablierung einer generischen Infrastruktur für die Archivierung und Publikation von Forschungsdaten an.

2. Das Projekt RADAR

Im Rahmen der traditionellen wissenschaftlichen Grundlagenforschung kann der Aufbau, die Bereitstellung und ein dauerhafter Betrieb einer Datenarchivierungsinfrastruktur oftmals nicht realisiert werden. Sie muss vielmehr die Ziele, die wesentlichen Eigenschaften sowie ihre Anforderungen an ein nachhaltiges Datenmanagement definieren, um sich anschließend passenden Infrastrukturen zuzuwenden. Hier kommen die Träger der Informationsinfrastruktureinrichtungen wie z.B. Bibliotheken, Archive, Rechenzentren, spezialisierte Dienstleister oder auch Verlage ins Spiel.

Vor diesem Hintergrund haben drei Infrastruktureinrichtungen (FIZ Karlsruhe – Leibniz-Zentrum für Informationsinfrastruktur, die Technische Informationsbibliothek (TIB) in Hannover und das Steinbuch Centre for Computing (SCC) des KIT) gemeinsam mit zwei wissenschaftlichen Partnern (dem Department für Chemie der LMU München und dem Leibniz-Institut für Pflanzenbiochemie in Halle) das Projekt RADAR (Research Data Repository) im Themenfeld 4 („Forschungsnahe Informationsinfrastruktur“) des 2012 veröffentlichten Förderprogramms der DFG zur „Neuausrichtung überregionaler Informationsservices“ eingereicht. Ziel des Projekts ist die Etablierung eines Repositoriums zur Archivierung und Publikation von Forschungsdaten. Dieses soll als Basisdienstleistung für Forscher und wissenschaftliche Institutionen dienen. Das Projekt wurde offiziell im September 2013 gestartet und besitzt eine vorgesehene Laufzeit von drei Jahren mit einer Zwischenevaluation nach dem ersten Jahr.

Während der Projektlaufzeit wollen die Projektpartner eine Infrastruktur für die Datenarchivierung und -publikation (Datenzentrum) mit einem nachhaltigen und selbsttragenden Geschäftsmodell aufbauen. Der Aufbau und die Etablierung einer solchen Infrastruktur umfasst Werkzeuge und Prozesse, um Forschungsdaten:

- systematisch zu erschließen,
- dauerhaft in einem Datenarchiv zu bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen,
- durch DOI-Vergabe verfügbar, zitierfähig und verlinkbar zu machen sowie
- für die Nachnutzung qualitätsgesichert bereitzustellen.⁷

RADAR verfolgt für sein vorgesehene disziplinübergreifendes Dienstleistungsangebot einen zweistufigen Ansatz mit einem Einstiegsangebot zur Archivierung von Forschungsdaten und einem erweiterten Angebot mit integrierter Datenpublikation.

7 Vgl. Razum, Matthias; Neumann, Janna; Hahn, Matthias: RADAR – Ein Forschungsdaten-Repository als Dienstleistung für die Wissenschaft. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61,1 (2014), S. 18-27. <http://dx.doi.org/10.3196/186429501461150> (12.11.2014). DOI: 10.3196/186429501461150.

Das Projekt gliedert sich in sieben Arbeitspakete (AP, siehe Abbildung 1). Das Projektmanagement in AP 1 nehmen das FIZ Karlsruhe und die TIB gemeinsam wahr. Die Anforderungsanalyse in AP 2 erfolgt durch die wissenschaftlichen Partner der LMU München und des Leibniz-Instituts für Pflanzenbiochemie (IPB) in Halle. Sie stellen sicher, dass der im Projekt konzipierte Dienst die Bedürfnisse der Forscher abdeckt. Gemeinsam mit der TIB erarbeiten die wissenschaftlichen Partner zudem allgemeine und fachspezifische Metadatenprofile (AP 3) für ausgesuchte Datentypen (NMR-Spektroskopie und 2D/DIGE-Bildern⁸). FIZ Karlsruhe und das Steinbuch Centre for Computing (SCC) des KIT konzipieren und implementieren die eigentliche Archivierungssoftware in AP 4. Die TIB kümmert sich in AP 5 um die Definition und Einführung notwendiger Prozesse für die Datenpublikation. Ein entscheidender Faktor für den Erfolg des Projekts ist die Etablierung eines auf Nachhaltigkeit angelegten Geschäftsmodells und der damit verbundenen Rahmenbedingungen. Diese Aufgabe übernehmen FIZ Karlsruhe und SCC in AP 6. Die Arbeitsergebnisse werden laufend durch die beiden wissenschaftlichen Partner in AP 7 evaluiert, um schon während der Projektlaufzeit die gewählten Ansätze auf ihre Tauglichkeit und Akzeptanz im Forschungsalltag zu prüfen.

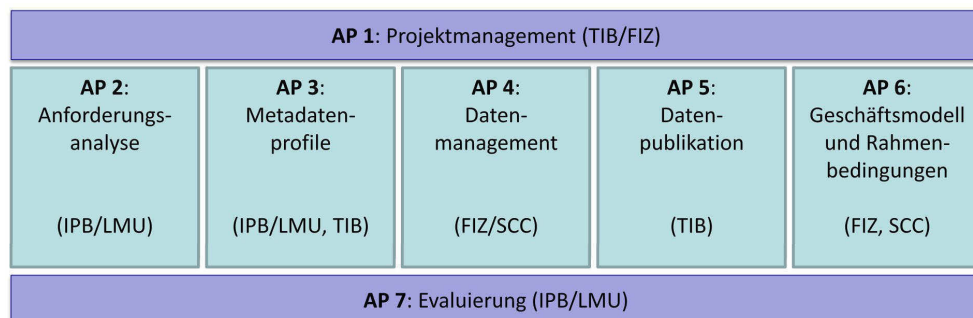


Abb. 1: Arbeitspakete im Projekt RADAR

3. Abgrenzung

RADAR versucht die genannten Herausforderungen in vielfältiger Weise anzugehen, kann und will aber nicht alle Probleme gleichzeitig lösen. Das Projekt fokussiert sich daher ganz bewusst auf einige Kernaufgaben und versucht sich ansonsten in die breitere und bereits etablierte (inter-)nationale Informationsinfrastruktur einzuordnen.

Forschungsdaten entstehen zu einem anderen Zeitpunkt als klassische Publikationen und durchlaufen einen eigenen „Lebenszyklus“. Das Domänenmodell von Treloar und Harboe-Ree⁹ sowie Klump¹⁰ (siehe

8 NMR - "Nuclear Magnetic Resonance", eine spektroskopische Methode zur Untersuchung von Molekülen und Konzentrationsbestimmungen; 2D-/DIGE - "Differential in-Gel Electrophoresis", ein bildbasiertes Verfahren zur Proteinanalyse.

9 Vgl. Treloar, Andrew; Harboe-Ree, Cathrine: Data management and the curation continuum. How the Monash experience is informing repository relationships. Melbourne, 2008 (14th Victorian Association for Library Automation, Conference and Exhibition). <http://arrow.monash.edu/hdl/1959.1/43940> (12.11.2014).

10 Vgl. Klump, Jens: Managing the Data Continuum, 2009. http://oa.helmholtz.de/fileadmin/user_upload/redakteur/Workshops/data_continuum_klump.pdf

Abbildung 2) beschreibt diesen Lebenszyklus und zeigt die mit den einzelnen Phasen verbundenen Prozesse im Forschungsdatenmanagement auf. Wissenschaftler/innen erzeugen und analysieren Forschungsdaten in der *privaten Domäne*. Zur Diskussion der Ergebnisse mit ausgewählten Kolleginnen und Kollegen innerhalb und außerhalb ihrer Institution machen sie diese – meist in bereits bearbeiteter Form – in der *kollaborativen Domäne* über geeignete Systeme eingeschränkt zugänglich. Mit der Veröffentlichung der Daten gehen diese in die öffentliche Domäne über, die für die Archivierung und langfristige Erhaltung sorgt. Damit verbunden ist die Überwindung der sogenannten *curation boundary*, bei der Daten selektiert und erschlossen werden müssen – intellektuelle Prozesse, die einen hohen Arbeits- und Kostenaufwand bedeuten. Die vierte Domäne schließlich erlaubt den Zugriff auf die archivierten Daten, z.B. über Fachportale oder virtuelle Forschungsumgebungen.¹¹

Im Domänenmodell wird ersichtlich, dass mit einer zunehmenden Annäherung an den Arbeitsplatz der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (siehe Abbildung 2, kollaborative bzw. private Domäne), die Vielfalt der Forschungsprozesse und die Heterogenität der damit verbundenen Datentypen, Formate und Metadaten zunimmt. Daher ist es zielführend, RADAR zunächst in der dritten, öffentlichen Domäne anzusiedeln, da dies der einzige Bereich ist, in welchem sich eine generische, disziplinübergreifende Dienstleistung etablieren lässt. Gleichzeitig wirkt ein verlässliches und auf Dauerhaftigkeit ausgelegtes Datenarchiv dem Defizit einer fehlenden Infrastruktur entgegen. Mit RADAR soll somit eine wesentliche Grundlage für die Nachnutzung und Publikation von Forschungsdaten geschaffen werden, die einen erheblichen zusätzlichen Nutzen für Forschende (auch in der forschenden Industrie), Wissenschaft und Gesellschaft schafft.

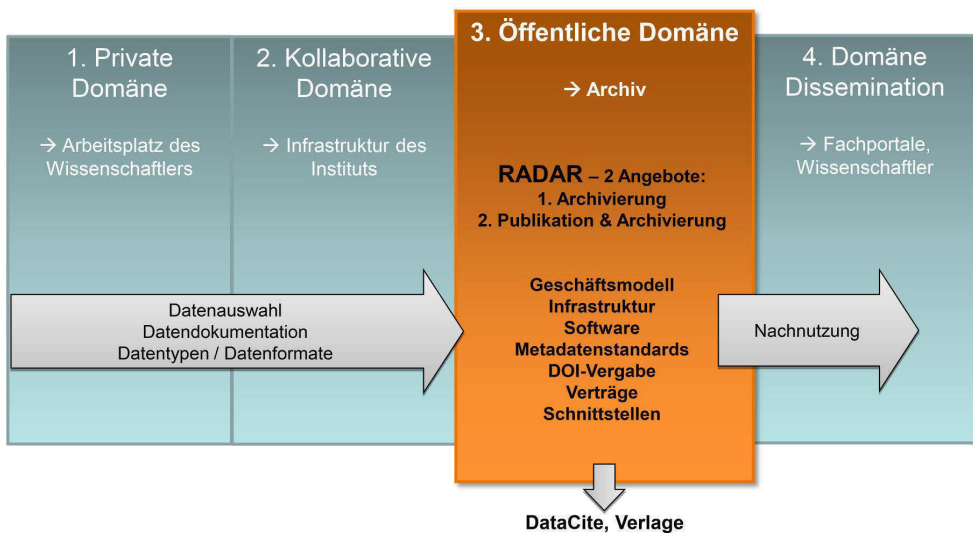


Abb. 2: Lebenszyklus von Forschungsdaten

¹¹ Vgl. dazu Razum; Neumann; Hahn (wie Anm. 7).

Die sogenannten big data-Disziplinen wie Astronomie, Hochenergiephysik oder Erdwissenschaften mussten sich bereits frühzeitig mit der Etablierung und dem Betreiben von Dateninfrastrukturen befassen. Daraus resultierten sowohl international wie auch national etablierte Beispiele für Forschungsdaten-Repositoryn, wie etwa das World Data System der International Council of Science (ICSU)¹² mit seinen mehr als 50 weltweit verteilten disziplinspezifischen Datenzentren oder GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften¹³ mit seinen archivierten Studien und empirischen Primärdaten aus den Sozialwissenschaften. Bei anderen Disziplinen fehlte bisher – auch aufgrund der noch vergleichsweise geringen Datenmengen – der Druck, sich mit derartigen Infrastrukturen auseinanderzusetzen. Man spricht hier auch vom *long tail of science*.¹⁴ Mit dem Fokus auf diesen Disziplinen will RADAR nicht in Konkurrenz zu etablierten Datenzentren treten, sondern vielmehr die verbleibenden Lücken schließen helfen.

Die enorme Vielzahl der Daten- und Metadatenformate stellt für die langfristige Nachnutzbarkeit der Daten, insbesondere für die funktionale Langzeitarchivierung, eine große Herausforderung dar.¹⁵ Die Beobachtung der sich entwickelnden Technologie der digitalen Langzeitarchivierung und der Anforderungen der relevanten Zielgruppen haben einen großen Einfluss auf notwendige *Preservation Policies* und Datenmanagementpläne.¹⁶ Viele dieser Fragestellungen sind zurzeit noch Gegenstand der Forschung.¹⁷ Um das Projekt nicht zu überfrachten, verzichtet RADAR vorerst bewusst auf eine funktionale Langzeitarchivierung der Daten, beobachtet aber relevante Projekte¹⁸ und Initiativen¹⁹ bzw. plant entsprechende Schnittstellen oder Kooperationsmöglichkeiten ein.

4. Zielgruppen

Auch aufgrund seines Angebotsmodells richtet sich RADAR an verschiedene Zielgruppen. *Wissenschaftler/innen* sollen mit RADAR die Ergebnisse ihrer projektbezogene Forschung einfach archivieren und publizieren können. Diese Zielgruppe gibt damit auch eine wichtige Anforderung für die Erarbeitung eines Geschäftsmodells (AP 6) vor: Da Projekte begrenzte Laufzeiten haben, muss es möglich sein, schon bei der Antragsstellung die Kosten für die dauerhafte oder auch zeitlich begrenzte (im Sinne von empfohlenen Haltefristen) Datenarchivierung zu kalkulieren und dann im Projektverlauf über eine Einmalzahlung abzugelten.

12 <http://www.icsu-wds.org/>

13 GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, <http://www.gesis.org/>

14 Vgl. Borgman, Christine L.: The Conundrum of Sharing Research Data. In: *Journal of the American Society for Information Science and Technology* 63,6 (2012), S. 1059–1078.

15 Riley, Jenn: Seeing Standards. A Visualization of the Metadata Universe. <http://www.dlib.indiana.edu/~jenrile/metadatamap/> (12.11.2014).

16 Vgl. Neuroth, Heike, u.a. (Hg.): *Langzeitarchivierung von Forschungsdaten – Eine Bestandsaufnahme*. Göttingen, 2012. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0008-2012031401> (12.11.2014).

17 Vgl. Becker, Christoph: Vertrauenswürdige Planung in der digitalen Langzeitarchivierung. In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* 64,2 (2011), S. 233–246.

18 Z.B. SCAPE – Scalable Preservation Environments (<http://www.scape-project.eu/>) oder bwFLA (<http://bw-fla.uni-freiburg.de/>)

19 Z.B. NESTOR (<http://www.langzeitarchivierung.de/>)

Institutionelle Nutzer wie z.B. Bibliotheken dagegen sind eher an einer jährlichen Zahlungsweise interessiert, da sie sich nicht für sehr lange Zeit an den von ihnen beauftragten Dienstleister binden wollen. Auch sind so zu Beginn der Inanspruchnahme einer Archivierungsdienstleistung keine hohen Einmalzahlungen erforderlich, da sich die Kosten auf viele Jahre verteilen. Das kann insbesondere für Einrichtungen interessant sein, die bereits umfangreiche Datenbestände vorhalten. Wichtig für institutionelle Nutzer ist die Möglichkeit, RADAR „unsichtbar“ in ihre eigenen Portale einzubinden und so weiterhin als Dienstleister und Ansprechpartner innerhalb ihrer Organisation wahrgenommen zu werden. Auch kann eine Bibliothek so die Funktionalität des Portals an die lokalen Gegebenheiten anpassen.

Auch *Kultureinrichtungen* wie Archive oder Museen können die Dienste von RADAR in Anspruch nehmen, um die im Rahmen von Digitalisierungsvorhaben entstehenden Digitalisate in Form von Masterdateien dauerhaft vorzuhalten und Zugriffskopien anzubieten, ohne die dafür notwendige Infrastruktur selbst vorhalten zu müssen.

Schließlich haben auch *wissenschaftliche Verlage* ein Interesse an der Verknüpfung traditioneller Publikationen mit den zugrundeliegenden Daten. Mit dem Georg Thieme Verlag wurde deshalb auch ein wissenschaftlicher Verlag in das Projektkonsortium als assoziierter Partner aufgenommen, um hier mögliche Kooperationsformen zu erarbeiten und zu evaluieren.

5. Bisher erreichte Ergebnisse

In den folgenden Abschnitten werden die im bisherigen Projektverlauf (im Zeitraum vom 01.09.2013 bis zum 31.05.2014) erzielten Arbeitsergebnisse der jeweiligen Arbeitspakete dargestellt. Auf die detaillierte Darstellung von AP 1: Projektmanagement und AP 7: Evaluierung wird verzichtet.

AP 2: Anforderungsanalyse

In einem ersten Schritt erfolgte eine Analyse bestehender Prozesse für Sammlung und Registrierung von Forschungsdaten bei den wissenschaftlichen Partnern. Diese wurde anschließend um fachwissenschaftliche Anforderungen angrenzender Disziplinen erweitert, um zu möglichst disziplinübergreifenden Anforderungen zu kommen. Als Teil dieser Analyse wurden auch bestehende Infrastrukturen (u. a. ZENODO²⁰, figshare²¹, Dryad²²) evaluiert. Dabei wurden nicht nur deren Leistungsumfang, sondern auch deren Geschäftsmodelle berücksichtigt und geprüft, inwieweit Teile davon für RADAR nachgenutzt werden können bzw. eine Anbindung oder Kooperation sinnvoll erscheint.

Im Rahmen der Analyse zeigte sich, dass RADAR durch seine generische Ausrichtung, die geplante zweistufige Servicestruktur und die Archivierung und Publikation innerhalb des deutschen Rechtsrahmens als wichtige Ergänzung eingestuft wird.

²⁰ <http://zenodo.org/>

²¹ <http://figshare.com/>

²² <http://datadryad.org/>

AP 3: Metadatenprofile

Im Arbeitspaket 3 wurde in Zusammenarbeit mit der TIB von den wissenschaftlichen Partnern ein allgemeines sowie fachspezifisches Metadatenschema erarbeitet.

Das allgemeine Metadatenschema, für das als Basis das DataCite Metadata Schema v3.0²³ diente, soll den interdisziplinären, zentralen Nachweis der in RADAR archivierten und publizierten Forschungsdaten erlauben, wohingegen das fachspezifische Metadatenschema die disziplinspezifischen Anforderungen zur Suche und zur Nachnutzung von Forschungsdaten erfüllen soll. Exemplarisch ausgewählt wurden geeignete Metadatenparameter für fachspezifische NMR und 2D-/DIGE-Daten.

Das erstellte Schema umfasst die Definition von neun Pflichtfeldern, welche zusammen den allgemeinen, deskriptiven Teil des Metadatenprofils bilden, sowie die Definition, Abstimmung und Anpassung von zwölf optionalen Feldern, welche die fachspezifischen Beschreibungen der Datensätze abbilden. Die allgemeinen Pflichtfelder enthalten die Grundanforderungen für eine DOI-Registrierung nach dem DataCite Metadatenschema.²⁴

Nach der Fertigstellung des entwickelten Metadatenprofils (Version 0.1) wurde die Umsetzung in eine XML Schema Definition (XSD) gestartet. Es wurde prototypisch eine Eingabemaske implementiert, die die Darstellung des Metadatenprofils für den RADAR-Nutzer veranschaulicht. Die Umsetzung dient zudem als Testservice für die wissenschaftlichen Partner zur Metadateneingabe und Datenspeicherung.

Die Entwicklung eines Glossars soll dazu dienen, den Wissenschaftler/innen exemplarische Beispiele (zunächst für NMR- und 2D-/DIGE- Analysen) für eine nachhaltige Beschreibung eines detaillierten Datensatzes aufzuzeigen. Das fachspezifische Glossar soll, gemäß dem generischen Grundsatz, sukzessive beim Ausbau von RADAR erstellt und auch um neu aufgenommene Fachgebiete (z.B. Materialwissenschaft und Werkstofftechnik) erweitert werden.

AP 4: Datenmanagement

Die Voraussetzungen für die Publikation von Forschungsdaten und deren Referenzierung sind eine verlässliche und dauerhafte Archivierung und persistente Identifizierung. Die Publikationsmöglichkeit ist ein wichtiges Element einer disziplinübergreifenden Informationsinfrastruktur. Damit dieses Element auch mit anderen Diensten (etwa zur Datenerfassung, zur (teil-)automatisierten Anreicherung mit Metadaten oder zur Dissemination) verwendet werden kann, muss die Systemarchitektur des Datenzentrums offen sein und über geeignete Programmierschnittstellen (*application programming interfaces*, API) verfügen.

Grundsätzlich unterscheidet die Systemarchitektur zwischen einem Verwaltungsteil und der eigentlichen Datenhaltung. Ersterer implementiert die Benutzungsoberfläche für die Anwender und

23 Vgl. DataCite e.V. (Hg.): DataCite Metadata Schema for the Publication and Citation of Research Data. Version 3.0. July 2013. http://schema.datacite.org/meta/kernel-3.0/doc/DataCite-MetadateKernel_v3.0.pdf (12.11.2014).

24 <http://schema.datacite.org/>

erlaubt die Steuerung des Gesamtsystems. Hier werden Forschungsdaten zu größeren Einheiten zusammengefasst und paketierrt, um sie dann in Form eines SIP gemäß dem OAIS-Referenzmodell²⁵ an die Datenhaltungskomponente durchzureichen. Diese wird in der ersten Version von RADAR nur einmal existieren, ist aber so ausgelegt, dass zukünftig weitere Rechenzentren diese Aufgabe übernehmen und so eine geografische Replikation der archivierten Daten ermöglichen können.

Bisher wurden ca. 50 Anwendungsfälle (*use cases*) für das Gesamtsystem definiert, vollständig beschrieben und evaluiert. Für die zentralen Anwendungsfälle liegen Wireframes vor, also eine skizzenhafte Darstellung der späteren Benutzungsoberfläche. Als nächstes steht das Interaction Design und anschließend das Webdesign an, bevor die eigentliche Implementierung beginnt. Eine auf der NoSQL-Datenbank ElasticSearch²⁶ aufsetzende Infrastruktur zur Speicherung der Verwaltungsdaten ist inzwischen weitgehend fertig gestellt und befindet sich im Test.

Für die Verbindung zwischen der Verwaltungs- und Datenhaltungsschicht wurde eine Schnittstelle definiert und implementiert. Die Architektur für die eigentliche Datenhaltung ist inzwischen weit fortgeschritten (siehe Abbildung 3) und erste Tests der Datenübernahme zwischen Verwaltungs- und Datenhaltungsschicht konnten erfolgreich durchgeführt werden.

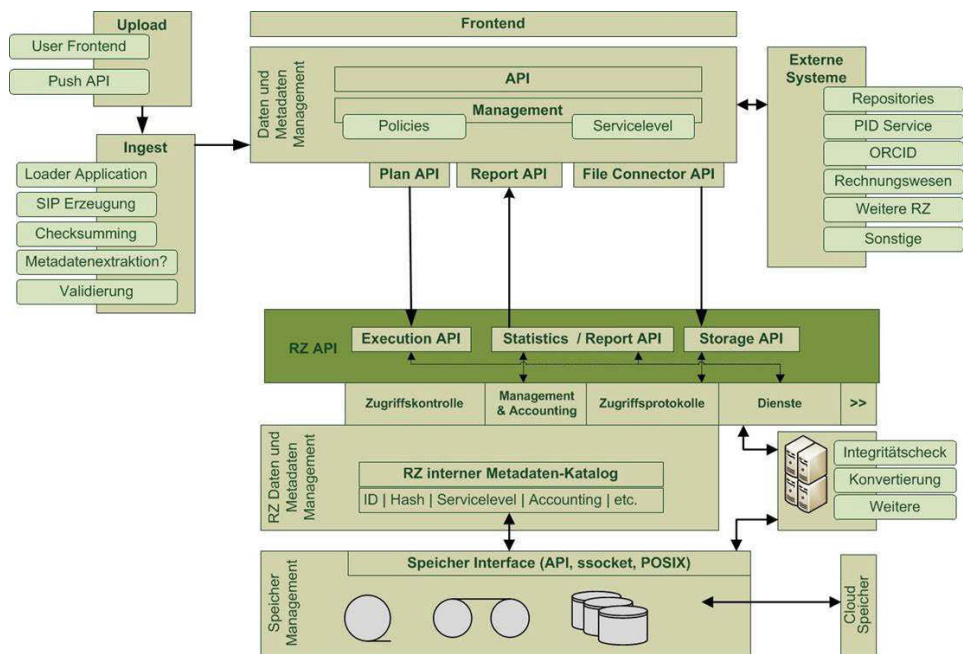


Abb. 3: Schematische Architektur von RADAR mit verteilter Datenhaltung und Schnittstellen (Quelle: Jan Potthoff, KIT/SCC)

25 Vgl. Consultative Committee for Space Data Systems (CCSDS): Reference Model for an Open Archival Information System (OAIS). Washington, DC: National Aeronautics and Space Administration, 2002.

26 <http://www.elasticsearch.org/>

AP 5: Datenpublikation

Die Veröffentlichung von Forschungsdaten sollte ein integraler Bestandteil des Forschungsprozesses sein²⁷, jedoch existieren derzeit kaum Standards, die die Publikationsworkflows von Forschungsdaten eindeutig beschreiben. Zwei elementare Anforderungen müssen hierfür jedoch erfüllt sein: Die eindeutige und persistente Identifizierbarkeit und ein verlässlicher dauerhafter Zugriff.

Die an das RADAR Forschungsdatenarchiv angeschlossene DOI-Registrierung ermöglicht die Vergabe von eindeutigen und persistenten Identifikatoren (DOI-Namen) für Forschungsdaten und damit eine eindeutige Referenzierbarkeit. Die so eröffnete Möglichkeit zur Zitierung von Forschungsdaten erhöht damit nicht nur die Anerkennung der wissenschaftlichen Datenproduzenten in ihrer Fachcommunity, sondern auch die Sichtbarkeit und damit die Verfügbarkeit ihrer Forschungsergebnisse.²⁸

In diesem Arbeitspaket werden Workflows zu den verschiedenen Angebotsmodellen formuliert. Das Einstiegsangebot zeichnet sich durch formatunabhängige Archivierung, Bitstream Preservation sowie dem generischen Pflichtmetadatenatz aus. Dieses Angebot richtet sich an Kunden, die primär an der Einhaltung von empfohlenen Haltefristen²⁹ interessiert sind. Darüber hinaus eignet es sich aber auch für andere Daten wie z.B. Negativdaten³⁰, die etwa im Rahmen von weiterführenden Analysen von hohem Interesse sein können.

Die zweite, *erweiterte Angebotsstufe* zielt auf eine dauerhafte Datenarchivierung mit Datenpublikation ab. Hier ist die Vergabe von format- und disziplinspezifischen Metadaten sowie von dauerhaften DOI-Namen in den Publikationsprozess implementiert. In einem ersten Entwurf wurden für die beiden Angebotsstufen drei Workflows mit angepassten Kundenprofilen definiert:

- Der Entscheidungsprozess zwischen Basisangeboten Archivierung oder Publikation.
- Die angebotenen Varianten der Datenpublikation (direkte Publikation, Publikation mit zeitlichem Embargo, Publikation im Rahmen einer Verlagskooperation).
- Die für 2015/16 vorgesehene Ausbaustufe mit der Übertragung bereits archivierter Daten (Basisangebot) in die erweiterte Angebotsstufe zur Datenpublikation.
 - Anbindung DOI-Service durch Schnittstellenbeschreibung
 - DOI-Zuweisung im Angebot Datenpublikation
 - Entwurf Nutzungs- und Datenschutzbedingungen für RADAR

Neben Workflows, die in den Forschungsalltag wissenschaftlicher Institutionen integriert werden können, ist für die Akzeptanz des Datenarchivs in den Fachcommunities weiterhin eine eindeutige und transparente Definition der Verantwortlichkeiten der verschiedenen Akteure unabdingbar. Nur

27 Vgl. FIZ Chemie; TIB Hannover; Universität Paderborn: Konzeptstudie Vernetzte Primärdaten-Infrastruktur für den Wissenschaftler-Arbeitsplatz in der Chemie. 2010. http://www.tib-hannover.de/fileadmin/projekte/primaer-chemie/Konzeptstudie_Forschungsdaten_Chemie.pdf (12.11.2014).

28 Vgl. Kotarski, Rachael, u.a.: Report on Best Practices for Citability of Data and Evolving Roles in Scholarly Communication. 2012. <http://www.alliancepermanentaccess.org/wp-content/uploads/downloads/2012/08/ODE-ReportBestPracticesCitabilityDataEvolvingRolesScholarlyCommunication.pdf> (12.11.2014).

29 Vgl. Empfehlungen zur gesicherten Aufbewahrung und Bereitstellung digitaler Forschungsprimärdaten (wie Anm. 4)

30 Daten, die zu keinem oder nicht dem gewünschten Ergebnis geführt haben.

so kann die Qualität der archivierten Daten und damit auch die des Datenzentrums sichergestellt werden. Dies beinhaltet vor allem die kooperative Entwicklung von Policies zur Datenerhaltung zwischen den Akteuren der Datenproduktion und Datenarchivierung. Daher wurde in diesem AP ebenfalls ein Entwurf von Autorenrichtlinien für das geplante Produkt erstellt, welcher z.B. konkrete Formatempfehlungen, Lizenzmodelle und Zitierstandards umfasst. Potentiellen RADAR-Kunden soll so die Archivierung und Publikation ihrer Daten erleichtert werden. Gleichzeitig wird Wissenschaftler/innen mit solchen Richtlinien und Empfehlungen das Fachwissen vermittelt, um archivierungswürdige, qualitativ hochwertige Daten auszuwählen und somit als nationales Kulturgut langfristig zu erhalten und nachhaltig auch über institutionelle Grenzen hinweg verfügbar zu machen.³¹

AP 6: Geschäftsmodell

Die Erarbeitung eines sich selbst tragenden, nachhaltigen Geschäftsmodells für den Betrieb von RADAR ist eine zentrale Aufgabe des Projekts. Dabei sind unterschiedliche Aspekte zu berücksichtigen:

- die Festlegung der Zielgruppen und Analyse ihrer Anforderungen,
- eine genaue Beschreibung der angebotenen Dienstleistungen,
- die Analyse der Kostenfaktoren für den Aufbau des Repositoriums und insbesondere für den laufenden Betrieb,
- die Untersuchung möglicher Einnahmequellen (z.B. Unterstützung durch Drittmittel),
- die Definition des Betreibermodells (z.B. Anbieter der Dienstleistung, Rechtsform, usw.),
- eine Festlegung unterstützter Zahlungsmodelle und Preisfindung.

Die vorgesehenen Zielgruppen wurden gegenüber dem Antrag ausgeweitet, um ein zukünftiges Geschäftsmodell auf eine breitere Basis zu stellen und weitere Einnahmequellen zu erschließen. Sie umfassen neben Wissenschaftler/innen auch institutionelle Nutzer, Kultureinrichtungen sowie wissenschaftliche Verlage und wurden bereits weiter oben im Abschnitt Zielgruppen näher mit ihren spezifischen Bedürfnissen beschrieben. Dabei wurde auch die Abgeltung der erbrachten Archivierungsdienstleistung in Form einer Einmalzahlung erwähnt. Für die Kalkulation eines solchen Angebots muss man die notwendigen Aufgaben und Verfahren vollständig verstanden haben. Während das im Fall der funktionalen Langzeitarchivierung im Bereich von Forschungsdaten mit ihrer großen Formatvielfalt und Heterogenität noch nicht der Fall ist, sieht es bei der reinen Bitstream Preservation anders aus.

Die retrospektiven Betrachtung der Kosten für Speichersysteme³² über die letzten zehn Jahre zeigt, dass die Hardware-Kosten für notwendige Speicher- und Rechenkapazität pro Speichereinheit (also z.B. pro Terabyte) kontinuierlich sinken, die Administrationskosten für diese Systeme hingegen weitgehend stabil blieben und die Kosten für Wartungsverträge und Software-Lizenzen moderat steigen. Die regelmäßige Überprüfung der Datenintegrität und das zugehörige Reporting kann weitgehend automatisiert werden. Als relatives Restrisiko bleiben die steigenden Energiekosten,

31 Vgl. Sustainable Economics for a Digital Planet - Ensuring Long-Term Access to Digital Information. Final Report. Blue Ribbon Task Force on Sustainable Digital Preservation and Access, 2010. http://brtf.sdsc.edu/biblio/BRTF_Final_Report.pdf (12.11.2014).

32 Dies betrifft sowohl Disk- als auch Tape-basierte Speichersysteme. Eine Differenzierung nach Serviceklassen (etwa Verlässlichkeit, Geschwindigkeit o.ä.) fand dabei nicht statt.

die jedoch pro Speichereinheit über die Jahre hinweg aufgrund von Effizienzgewinnen bei neueren Hardwaregenerationen abnehmen.

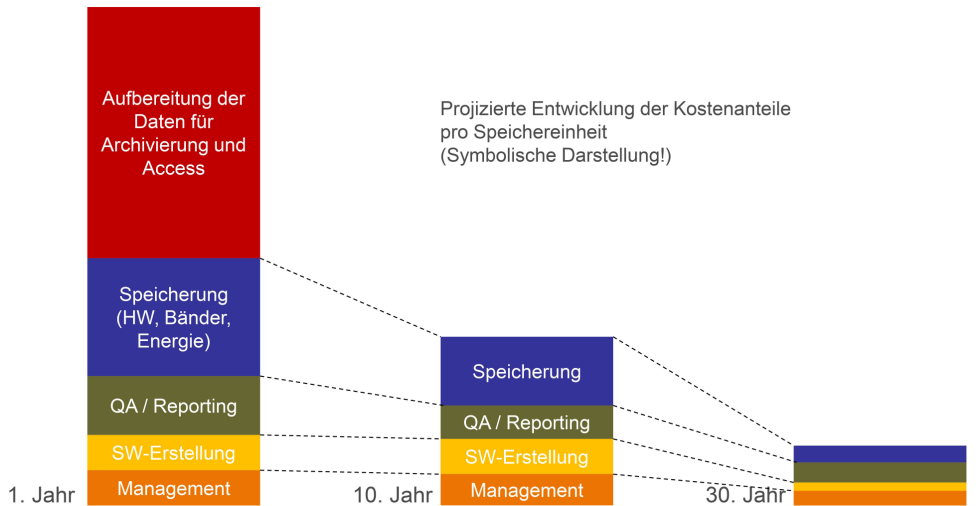


Abb. 4: Schematische Darstellung der Kostenentwicklung für Bitstream Presevation

Die meisten Kosten entstehen bei der Überwindung der von Treloar und Harboe-Ree beschriebene „Curation Boundary“³³ zur Aufnahme neuer Daten in das Archiv (siehe roten Block in Abbildung 4), die jedoch nur einmalig anfallen. Damit hängen die Kosten der Bitstream Preservation weitgehend von der gespeicherten Datenmenge ab. Durch Extrapolation der bekannten Kostenstrukturen lässt sich eine relativ zuverlässige Prognose für die Kostenentwicklung der nächsten zehn oder zwanzig Jahre abgeben.³⁴ Bei einer darüber hinausgehenden Speicherdauer werden die Kosten weitgehend marginalisiert. Die benötigte Rechenzentrumsleistung für jetzt eingestellte Datenmengen wird in dreißig bis fünfzig Jahren nur noch geringe, im Vergleich zu heute kaum mehr ins Gewicht fallende Kosten verursachen.

Aktuell wird an der Erfassung der Kostenstrukturen gearbeitet. Im geplanten RADAR-Webservice soll es dem späteren Kundenkreis ermöglicht werden, auf der Grundlage der voraussichtlichen Datenmenge und der gewünschten Serviceleistungen die anfallenden Datenmanagement- und Speicherkosten im Rahmen eines Kostenvoranschlags darzustellen. Diese Kostengrundlage kann dann bei der weiteren Planung des Datenmanagements berücksichtigt und beispielsweise im Rahmen von Projekt- und Drittmittelanträgen aufgeführt werden. Weiterhin steht in diesem AP die Analyse zu möglichen Betriebsmodellen und Rechtsformen im Fokus.

33 Vgl. Treloar, Andrew; Harboe-Ree, Cathrine (wie Anm. 9).

34 Vgl. Beagrie, Neil; Chruszcz, Julia; Lavoie, Brian: Keeping Research Data Safe - A Cost Model and Guidance for UK Universities. Final Report. s.l. : JISC, 2008, S. 4-6.

<http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/20131202191249/http://www.jisc.ac.uk/media/documents/publications/keepingresearchdatasafe0408.pdf> (12.11.2014).

6. Zusammenfassung und Ausblick

RADAR zielt auf den Aufbau und die Etablierung eines Basisangebots zur nachhaltigen Forschungsdatenarchivierung und eines erweiterten Angebots für zitierfähige Datenpublikationen und deckt damit einen essentiellen Teilaspekt zur Unterstützung im überregionalen Forschungsdatenmanagement ab. Die erste Ausbaustufe beschränkt sich inhaltlich ganz bewusst auf diesen pragmatischen Ansatz, um eine verlässliche Grundlage in der (inter-)nationalen Informationsinfrastruktur zu entwickeln und bereitzustellen. Die Projektpartner mit ihren spezifischen Kompetenzen tragen dabei auch zur Entwicklung und Etablierung eines nachhaltigen Dienstes bei.

Die offene Architektur des Systems ermöglicht über modifizierbare Schnittstellen und durch Andockung von Systemen Dritter eine breite Verteilung der generischen Infrastruktur. Die transparente Kostenstruktur erlaubt ein kalkulierbares und damit auch zu (re-)finanzierendes Forschungsdatenmanagement der Wissenschaftler/innen und/oder Institutionen.

RADAR hilft somit Ressourcen zu sparen, über Skaleneffekte die Kosten für die Datenarchivierung zu verringern und die umfangreichen und komplexen Herausforderungen des Forschungsdatenmanagements anzugehen.

Literaturverzeichnis

- Beagrie, Neil; Chruszcz, Julia; Lavoie, Brian. Keeping Research Data Safe - A Cost Model and Guidance for UK Universities. Final Report. s.l. : JISC, 2008.
<http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/20131202191249/http://www.jisc.ac.uk/media/documents/publications/keepingresearchdatasafe0408.pdf> (12.11.2014).
- Becker, Christoph: Vertrauenswürdige Planung in der digitalen Langzeitarchivierung. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare 64,2 (2011), S. 233-246.
- Borgman, Christine L.: The Conundrum of Sharing Research Data. In: Journal of the American Society for Information Science and Technology 63,6 (2012), S. 1059–1078.
- Consultative Committee for Space Data Systems (CCSDS): Reference Model for an Open Archival Information System (OAIS). Washington, DC: National Aeronautics and Space Administration, 2002.
- DataCite e.V. (Hg.): DataCite Metadata Schema for the Publication and Citation of Research Data. Version 3.0. July 2013. http://schema.datacite.org/meta/kernel-3.0/doc/DataCite-MetadataKernel_v3.0.pdf (12.11.2014).

- Empfehlungen zur gesicherten Aufbewahrung und Bereitstellung digitaler Forschungsprimärdaten. Ausschuss für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme, Deutsche Forschungsgemeinschaft. 2009. http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ua_inf_empfehlungen_200901.pdf (12.11.2014).
- FIZ Chemie; TIB Hannover; Universität Paderborn: Konzeptstudie Vernetzte Primärdaten-Infrastruktur für den Wissenschaftler-Arbeitsplatz in der Chemie. 2010. http://www.tib-hannover.de/fileadmin/projekte/primaer-chemie/Konzeptstudie_Forschungsdaten_Chemie.pdf (12.11.2014).
- Giaretta, David, u.a. (Hg.): Riding the wave – How Europe can gain from the rising tide of scientific data. Final report of the High Level Expert Group on Scientific Data. 2010. <http://cordis.europa.eu/fp7/ict/e-infrastructure/docs/hlg-sdi-report.pdf> (12.11.2014).
- Hey, Tony; Tansley, Stewart; Tolle, Kristin (Hg.): The Fourth Paradigm: Data-Intensive Scientific Discovery. Redmond, Washington: Microsoft Research, 2009. <http://research.microsoft.com/en-us/collaboration/fourthparadigm/> (12.11.2014).
- Klump, Jens: Managing the Data Continuum, 2009. http://oa.helmholtz.de/fileadmin/user_upload/redakteur/Workshops/data_continuum_klump.pdf (12.11.2014).
- Kotarski, Rachael, u.a.: Report on Best Practices for Citability of Data and Evolving Roles in Scholarly Communication. 2012. <http://www.alliancepermanentaccess.org/wp-content/uploads/downloads/2012/08/ODE-ReportBestPracticesCitabilityDataEvolvingRolesScholarlyCommunication.pdf> (12.11.2014).
- Neuroth, Heike, u.a. (Hg.): Langzeitarchivierung von Forschungsdaten – Eine Bestandsaufnahme. Göttingen, 2012. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0008-2012031401> (12.11.2014).
- Pilat, Dirk; Fukasaku, Yukiko: OECD Principles and Guidelines for Access to Research Data from Public Funding. In: Data Science Journal 6 (2007), S. OD4-OD11. https://www.jstage.jst.go.jp/article/dsj/6/0/6_0_OD4/_pdf (12.11.2014).
- Razum, Matthias; Neumann, Janna; Hahn, Matthias: RADAR – Ein Forschungsdaten-Repository als Dienstleistung für die Wissenschaft. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61,1 (2014), S. 18-27. <http://dx.doi.org/10.3196/186429501461150> (12.11.2014).
- Riley, Jenn: Seeing Standards. A Visualization of the Metadata Universe. <http://www.dlib.indiana.edu/~jenrile/metadatamap/> (12.11.2014).

- Stodden, Victoria: Reproducible research for scientific computing: Tools and strategies for changing the culture. In: Computing in Science and Engineering 14,4 (2012), S. 13-17. <http://dx.doi.org/10.1109/MCSE.2012.82> (12.11.2014).
- Sustainable Economics for a Digital Planet - Ensuring Long-Term Access to Digital Information. Final Report. Blue Ribbon Task Force on Sustainable Digital Preservation and Access, 2010. http://brtf.sdsc.edu/biblio/BRTF_Final_Report.pdf (12.11.2014).
- Treloar, Andrew; Harboe-Ree, Cathrine: Data management and the curation continuum. How the Monash experience is informing repository relationships. Melbourne, 2008 (14th Victorian Association for Library Automation, Conference and Exhibition). <http://arrow.monash.edu.au/hdl/1959.1/43940> (12.11.2014).

Bibliotheken: Wir öffnen Daten. Zum Stand der Entwicklung einer offenen Dateninfrastruktur

Adrian Pohl, Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen

Zusammenfassung:

In den letzten Jahren haben sich – gerade in Deutschland – viele Bibliotheken und insbesondere Verbundzentralen entschlossen, bibliothekarische Daten unter einer offenen Lizenz zu publizieren und/oder als Linked Data aufzubereiten. Dieser Beitrag versucht, diese Aktivitäten in einem größeren Kontext zu sehen, indem er Open Data als eines von mehreren Elementen einer „offenen Dateninfrastruktur“ versteht. Es werden sieben Elemente einer Dateninfrastruktur skizziert und eingeschätzt, wie offen die einzelnen Elemente gegenwärtig in Deutschland sind. Abschließend wird am Beispiel von (Open) Discovery vorgeführt, wie offene Ansätze bestehende Probleme beheben könnten und welche Handlungsmöglichkeiten es gibt.

Summary:

During the last years many libraries and especially library service centers have decided to publish library data under an open license and/or to expose it as linked data. This paper tries to put these activities in a bigger context by viewing open data as one element of an open data infrastructure. Seven elements of data infrastructures are outlined and their approximate level of openness in Germany is assessed. Finally, it is demonstrated – using (open) discovery as an example – how open approaches can fix existing problems and which possibilities there are for practical actions.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S45-55](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S45-55)

Autorenidentifikation: Pohl, Adrian: GND 14326723X,
ORCID: <http://orcid.org/0000-0001-9083-7442>

1. (Elektronische) Dienstleistungen in offenen Umgebungen

Jede Bibliothekarin und jeder Bibliothekar, wie auch alle Nutzerinnen und Nutzer von bibliothekarischen Angeboten wünschen sich, dass Bibliotheken ihre gesellschaftliche und kulturelle Relevanz bewahren oder gar ausbauen mögen. In Zeiten des World Wide Web und mit der Entstehung von Google, Amazon und Co. ist die zukünftige Rolle der Bibliotheken allerdings alles andere als klar umrissen. Fest steht: Um weiterhin eine wichtige gesellschaftliche und kulturelle Rolle einnehmen zu können, sind neben der Ausstattung mit ausreichenden Ressourcen mehr denn je folgende Prämissen zu erfüllen:

- kompetente, freundliche und hilfsbereite Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- die Schaffung einer Arbeitsumgebung, die Motivation, Neugierde, das Interesse am Ausprobieren von Neuem und damit auch Innovation fördert
- das Angebot von nützlichen langfristigen Diensten, die einfach zu nutzen und zukunftsicher sind

Wohlgermerkt gelten diese Voraussetzungen nicht nur, aber insbesondere auch im Hinblick auf Dienstleistungen im virtuellen Raum. Um die Vorgaben auch in Zeiten sinkender Budgets erreichen zu können, ist aus Sicht der Bibliotheken besonders wichtig, dass die angebotenen Services möglichst günstig und leicht anpass- und erweiterbar sind, damit zügig auf neue Anforderungen reagiert werden kann.

Sowohl die Ziele von kompetenten, neugierigen und motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als auch das Ziel intuitiver, kostengünstiger und zukunftssicherer elektronischer Angebote sind freilich nie vollständig und abschließend zu erreichen. Das Hinarbeiten auf diese Ziele ist vielmehr ein

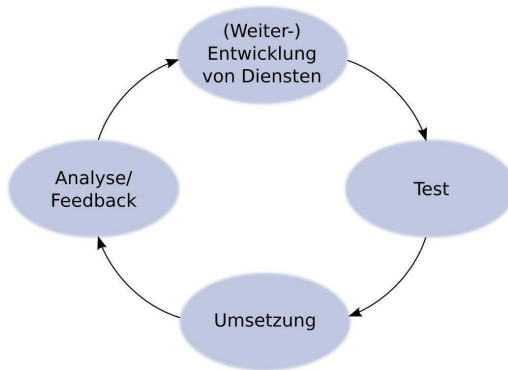


Abb. 1: (Weiter-)Entwicklungszyklus von Dienstleistungen

immerwährender Zyklus von Analyse-, Entwicklungs-, Test- und Umsetzungsprozessen.

Wie schaffen wir eine Umgebung, in der Motivation und Neugierde gedeihen und erfolgreiche Angebote entstehen können? Die diesem Aufsatz zugrundeliegende These ist:

Offene Umgebungen laden ein zum Experimentieren, zum Teilen, zum Mitmachen und Zusammenarbeiten. Sie fördern Effizienz, Transparenz, Innovation und Zukunftssicherheit.

2. Sieben Elemente einer (offenen) Dateninfrastruktur

Das Thema Open Data hat in der Bibliothekswelt bereits einige Aufmerksamkeit erfahren. Eine zentrale These dieses Beitrags ist, dass Daten nur einen Teilaspekt einer jeden Dateninfrastruktur ausmachen. Im Folgenden werden – neben den Daten selbst – sechs weitere Elemente von Dateninfrastrukturen skizziert. Dabei ist es unwesentlich, ob es sich um eine offene oder aber eine geschlossene, proprietäre Infrastruktur handelt.

Daten stehen selbstverständlich im Zentrum der Infrastrukturanstrengungen, denn die möglichst schnelle, zuverlässige und fehlerfreie Übertragung von Daten ist ihr Sinn und Zweck.

Daten werden hier allgemein verstanden als Mengen von Zeichen, die elektronisch gespeichert und kopiert¹ werden können, wobei Original und Kopie nicht voneinander zu unterscheiden sind. Rechtlich betrachtet lassen sich Daten ferner grob als nicht urheberrechtlich geschützte Tatsachen den urheberrechtlich geschützten Inhalten gegenüberstellen.² Im Kontext bibliothekarischer

1 Kopien können sowohl innerhalb eines Dateisystems angelegt werden als auch zwischen zwei Rechnern im Internet stattfinden.

2 Auf der unterschiedlichen rechtlichen Behandlung von Daten und Inhalten beruht letztlich auch die Unterscheidung von „Open Data“ und „Open Content“. Zur urheberrechtlichen Betrachtung von Bibliothekskatalogdaten siehe Kreuzer, Till: Open Data – Freigabe von Daten aus Bibliothekskatalogen. Ein Leitfaden. Hg. v. Hochschulbibliothekszentrum

Dienstleistungen sind demnach insbesondere folgende Daten von Interesse³:

- *Titeldaten*: Beschreibungen bibliographischer Ressourcen, d. h. von Monographien und Periodika sowie von Zeitschriftenartikeln und weiteren Medien.
- *Bestandsdaten* geben an, welche Institutionen Exemplare eines Titels in ihrem Bestand haben und wo diese zu finden sind.
- *Verfügbarkeitsdaten* geben an, ob ein bestimmtes Exemplar derzeit ausleihbar, ausgeliehen, vorgemerkt etc. ist.
- *Bibliographien* sind thematische Listen von Titeldaten.
- *Kontrollierte Vokabulare* wie Normdaten, Thesauri und Klassifikationen werden etwa zur Verschlagwortung und Klassifizierung bibliographischer Ressourcen benutzt.
- *Nutzungsdaten* geben z.B. Auskunft darüber, wie häufig auf eine Online-Ressource zugegriffen wurde oder wie häufig und wann Exemplare eines bestimmten Titels ausgeliehen wurden.
- *Forschungsdaten* werden im Zuge der wissenschaftlichen Forschung durch Messung mit entsprechenden Apparaturen oder Beobachtung gewonnen. Sie werden zunehmend auch mit Unterstützung von Bibliotheken verwaltet.

Hardware: Die physische Grundlage einer jeden elektronischen Dateninfrastruktur bildet die Hardware. Für das Internet sind dies die Glasfaser- und Kupferkabelnetze, die Infrastruktur für Mobilgeräte wie UMTS-Basisstationen, außerdem die Server, Router und Switches, die an der Bereitstellung und Übertragung von Daten, der Auflösung von Namen etc. beteiligt sind, sowie die Client-Rechner, d. h. PCs oder mobile Endgeräte, die mit den Servern kommunizieren. Bei automatischer Datenerfassung wird weitere (Mess-)Hardware benötigt.

Software wird in allen Stadien des Datenlebenszyklus benötigt, um Daten überhaupt erst zu generieren, um sie zu präsentieren, zu durchsuchen, zu bearbeiten, zu visualisieren oder sie mit anderen Daten in Beziehung zu setzen. Verschiedene Softwaresysteme spielen in der bibliothekarischen Praxis eine Rolle, u. a.:

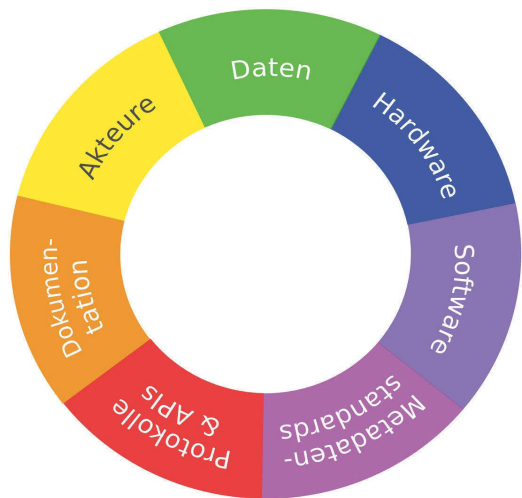


Abb. 2: Sieben Elemente einer Dateninfrastruktur

des Landes Nordrhein-Westfalen, 2011. <http://www.hbz-nrw.de/dokumentencenter/veroeffentlichungen/open-data-leitfaden.pdf> (30.10.2014), Abschnitt 2.3: „Der urheberrechtliche Schutz einzelner Daten“.

3 Selbstverständlich ist eine Dateninfrastruktur auch nötig für die Publikation und die Nutzung von Inhalten, die als HTML-Seiten, PDF, XML-Dateien etc. daherkommen und letztlich nichts anderes sind als Mengen elektrifizierter Zeichen. Da diese „Inhalte-Infrastruktur“ – solange sich Open Access nicht flächendeckend durchgesetzt hat – durch den urheberrechtlichen Rahmen erheblich verkompliziert wird, sei sie aber aus dieser Betrachtung ausgenommen.

- *Bibliothekssysteme* zur Katalogisierung und zur Verwaltung der Erwerbungen, Nutzer/innen und Ausleihen;
- *Verbundsysteme* für die kooperative Katalogisierung;
- *Discovery-Lösungen* für die Informationsrecherche;
- *Open-Access-Repository-Software* zum Aufbau von institutionellen und fachspezifischen Repositorien;
- *Werkzeuge für die Datentransformation*: einfache Skripte zur Überführung von Daten aus einem Ausgangsformat in ein gewünschtes Zielformat oder komplexere ETL-Werkzeuge (ETL= Extract Transform Load).

(Meta)datenstandards spielen eine wichtige Rolle in einer verteilten Infrastruktur mit verschiedenen kooperierenden Akteuren. Standardisierung von (Meta)daten findet auf vier verschiedenen Ebenen statt:

- *Zeichenkodierungen* sind elementare Standards für die elektronische Datenverarbeitung. Sie definieren die numerische Darstellung von Zeichen (Buchstaben, Ziffern und anderen Symbolen). Beispiele sind UTF-8, ASCII, ISO 646, ISO 8859-1.
- *Datenstrukturen* wie MAB, MARC, RDF, JSON oder CSV definieren, in welcher Struktur Daten abgelegt werden können. Häufig kann eine Datenstruktur auf verschiedene Weise serialisiert werden, d. h. eine Datenstruktur kann auf verschiedene sequenzielle Darstellungsformen (*Formate*) abgebildet werden. So gibt es neben MARC auch MARCXML und sogar MARC-in-RDF.⁴ Das Resource Description Framework (RDF) wiederum lässt sich in einer Reihe verschiedener Formate wie N-Triples, RDF/XML oder Turtle serialisieren.
- *Datenmodelle, Vokabulare und Schemas* definieren Typen von Ressourcen sowie Metadatenelemente für ihre Beschreibung. Beispiele sind Dublin Core und Bibframe; aber auch Katalogisierungsregelwerke wie RAK-WB und RDA enthalten entsprechende Anteile konzeptueller Datenmodellierung.
- *Erfassungsregeln* bestimmen, wie Ressourcen (Titel, Normdaten etc.) erfasst werden, d.h. woher die Inhalte (Werte) für ein Metadatenelement genommen werden, ob und wie sie übertragen oder normiert werden und wie erfasste Ressourcen miteinander verknüpft werden. Beispiele sind RAK-WB, AACR, RDA.

Protokolle & APIs: Protokolle, oder genauer: Netzwerkprotokolle, sind Standards, die den sicheren, fehlerfreien und zuverlässigen Austausch von Daten zwischen Rechnern eines Netzes garantieren. D. h., sie regeln die Prozesse des lesenden und schreibenden Zugriffs von einem Rechner auf einen anderen. An der Datenübertragung in einem Computernetzwerk sind immer verschiedene Protokollschichten beteiligt.⁵ Bekannte Protokolle sind die Internetprotokollfamilie Transmission Control Protocol / Internet Protocol (TCP/IP), das Hypertext Transfer Protocol (HTTP), das Simple Mail Transfer Protocol (SMTP) oder auch Z39.50, das zur Abfrage vieler Bibliothekskataloge genutzt werden kann.

4 Siehe <http://www.marc21rdf.info/>(30.10.2014).

5 Als Referenzmodell für Netzwerkprotokolle als Schichtenarchitektur hat sich seit den 1980er Jahren das OSI-Modell (Open Systems Interconnection Model) etabliert.

Aufsetzend auf den Protokollschichten können wiederum Schnittstellen zur Anwendungsprogrammierung (Application Programming Interface, API) bereitgestellt werden. Heutzutage sind dies meist HTTP-basierte Web-APIs. Diese können systemspezifisch sein (z. B. die Linked-Open-Data-API des hbz: lobid⁶) oder auch auf geteilten Standards basieren, wie der DAIA-Spezifikation.⁷ Ein API kann auf zwei Ebenen offen oder geschlossen sein: Auf der Ebene des Zugriffs (offen für alle vs. kostenpflichtig oder passwortgeschützt) sowie auf der Ebene der Dokumentation. Benutzt werden kann ein API von allen, die sowohl Zugriff auf das API als auch auf seine Dokumentation haben.

Dokumentation: Dokumentation spielt grundsätzlich nicht nur bei APIs eine essentielle Rolle, sondern auch beim Umgang mit Daten im Allgemeinen. Metadatenmappings, Mailinglisten und -archive, Ticketsysteme, Anwendungsprofile, Projektanträge, -pläne, -berichte, Lessons Learned, Konfigurationsdateien für Datentransformation usw. können eine wichtige Rolle spielen beim Verständnis eines Angebots. Eine transparente Projekt- und Angebotskultur ist ein wichtiges Element einer Dateninfrastruktur.

Akteure: Ohne konkrete institutionelle oder menschliche Akteure lässt sich keine Dateninfrastruktur aufbauen und erhalten. Im Bereich der Informationsversorgung spielen insbesondere folgende Akteure eine wichtige Rolle: Bibliotheken und Verbundzentralen, Verlage, Universitäten und Wissenschaftler/innen, Förderinstitutionen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), gemeinnützige Organisationen wie Wikimedia, das Internet Archive oder die Open Knowledge Foundation sowie Unternehmen wie Google, Ex Libris oder OCLC. Selbstverständlich sind als diejenigen Akteure, für die diese gesamte Infrastruktur überhaupt aufgebaut und unterhalten wird, auch die Bibliotheksnutzerinnen und -nutzer zu nennen.

3. Status Quo

Wie offen sind die sieben Elemente der gegenwärtigen bibliothekarischen Dateninfrastruktur? Mangels Erhebungen und belastbarer Daten können wir uns hier nur ein ungefähres Bild machen. Zunächst sei aber zur groben Unterscheidung von „offen“ und „geschlossen“ eine allgemeine Definition gegeben, die sich sowohl auf Hardware als auch auf Software(-Code) und andere digitale Artefakte bezieht:

Etwas ist offen, wenn es selbst bzw. seine Spezifikation oder sein Bauplan

- frei zugänglich ist,
- in öffentlich dokumentierten Formaten vorliegt und
- von jeder und jedem benutzt, modifiziert und weiterverbreitet werden darf.⁸

6 Siehe <http://lobid.org/> (30.10.2014).

7 Siehe http://www.gbv.de/wikis/cls/Verf%C3%BCgbarkeitsrecherche_mit_DAIA (30.10.2014), dort heißt es: „Die Document Availability Information API (DAIA) ist ein Datenmodell und eine Programmierschnittstelle (API) zur Abfrage von aktuellen Verfügbarkeitsinformationen von Dokumenten in Bibliotheken und ähnlichen Einrichtungen.“ DAIA wurde gemeinsam von der Verbundzentrale des GBV, der HEBIS-Verbundzentrale und dem Beluga-Projekt entwickelt.

8 Vgl. Pohl, Adrian; Danowski, Patrick: Linked Open Data in der Bibliothekswelt: Grundlagen und Überblick. In: Dies. (Hg.): (Open) Linked Data in Bibliotheken. Berlin/Boston: de Gruyter, 2013, S. 1-44, Fußnote 11.

3.1 Offenheit der technischen Basis

Diese allgemeine Definition gibt uns für sechs der sieben Dateninfrastrukturelemente Offenhetskriterien an die Hand. Dies sind die technischen Elemente: Daten, Hardware, Software, Metadatenstandards, APIs, Protokolle und Dokumentation.

Während in Deutschland bereits ein Großteil der *Verbunddaten* und damit auch Bestandsdaten sowie die Gemeinsame Normdatei (GND) unter offenen Lizenzen zur freien Wiederverwendung zu Verfügung stehen, sind Metadaten zu Zeitschriftenartikeln – wie sie etwa zum Aufbau eines Discovery-Indexes unentbehrlich sind – kaum frei verfügbar und Zirkulations- sowie Nutzungsdaten im Allgemeinen gar nicht. Auch offene Fachbibliographien finden sich kaum, während es wiederum immer mehr offene Schnittstellen zur Abfrage von Verfügbarkeitsinformationen aus Bibliothekssystemen gibt.

Die in Bibliotheken und verwandten Einrichtungen eingesetzte *Hardware* dürfte zu 100% proprietär sein, denn im Bereich der Computertechnologie haben sich – bis auf wenige Ausnahmen wie der Arduino-Plattform – kaum Open-Source-Hardware-Produkte etabliert.⁹

Im Bereich *Software* existiert bereits eine große Auswahl freier Angebote wie beispielsweise die Discovery-Software VuFind. Insbesondere im Bereich von Repository-Software gibt es bereits ein großes Angebot an Open-Source-Software, z.B. DSpace, E-Prints, Fedora oder das in Deutschland entwickelte OPUS. Auch ist es gute Praxis, Skripte und Tools zur Überführung von Daten eines Formats in ein anderes offen bereitzustellen. Mit Catmandu und Metafactory sind in den letzten Jahren überdies zwei mächtige freie Softwaretools für vielfältige Datentransformationsprozesse¹⁰ entstanden, die in verschiedenen Institutionen eingesetzt werden. Dazu kommt noch unzählige domänenunspezifische Software wie die Suchmaschinen Elasticsearch und Solr, die ihren Einsatz auch in der Bibliothekswelt finden. Hier ist also ein durchaus positiver Trend zu verzeichnen. Bereits seit zehn Jahren gibt es freie Software für das zentrale Werkzeug einer bibliothekarischen Einrichtung: das Bibliothekssystem. Beispiele sind Evergreen und Koha, wobei letzteres in Deutschland auch in kleineren Bibliotheken eingesetzt wird. Neuerdings ist mit Quali OLE auch ein Open-Source-System entstanden, das sich auch an größere Hochschulbibliotheken richtet. Allerdings werden hier im deutschsprachigen Raum meist proprietäre Produkte eingesetzt, wobei Angebote der Firmen OCLC und Ex Libris am weitesten verbreitet sind. Eine Tendenz zu quelloffenen Lösungen ist nicht zu erkennen, weil viele Institutionen sehr an ihre langjährigen proprietären Systemanbieter gebunden sind.

Die meisten (*Meta*)*datenstandards* sind bereits offen. Serialisierungen und Encodings, Metadaten-schemata und Standards zur Datenstrukturierung sind meist frei zugänglich im Web definiert – wenn

9 Für den Bereich der Landmaschinen gibt es seit 2003 eine stetig wachsende Bewegung unter dem Etikett „Open Source Ecology“. In Bezug auf Computerhardware hat sich eine solche Bewegung bisher nicht etablieren können, was sicher mit den enormen Kosten der Produktionsmittel in diesem Bereich zusammenhängt, die eben beispielsweise bei der Softwareentwicklung einen Bruchteil dessen ausmachen.

10 Diese Art von Softwarewerkzeugen werden auch als „ETL-Software“ (für „extract, transform, load“) bezeichnet.

auch oft nicht unter einer offenen Lizenz.¹¹ Allerdings erleben wir gerade in Bezug auf die Erfassungsregeln einen Rückschritt im deutschsprachigen Raum. Während die RAK-WB frei zugänglich im Web vorliegen, sind die zukünftig anzuwendenden Erschließungsregeln RDA (Resource Description and Access) hinter einer Bezahlschranke versteckt und somit nicht für jeden von überall einsehbar.

Auch auf der Ebene der *Protokolle* haben wir es bereits mit einer weitestgehend offenen Infrastruktur zu tun. Zentrale Internet- und Web-Standards werden von der Internet Engineering Task Force (IETF) oder dem World Wide Web Consortium (W3C) publiziert, wichtige bibliothekarische Standards von der NISO (National Information Standards Organization). Auf der anderen Seite finden sich aber auch proprietäre Protokolle wie das Simple Library Network Protocol (SLNP), dessen Dokumentation von OCLC – etwa durch den Einsatz von Geheimhaltungserklärungen – streng behütet wird.

Die *Dokumentation* von Aktivitäten im Bereich Datenbereitstellung und Datenmanagement findet in unterschiedlichem Maße offen statt – je nachdem mit welchen Akteuren man es zu tun hat. Offene Mailinglistenarchive sind im Bibliotheksbereich häufig zu finden, aber auch geschlossene, selbst wenn die Listen offen zum Abonnement durch alle sind. Auch Sitzungsprotokolle von Arbeitsgruppen im Bereich Metadaten werden nicht immer offen im Web veröffentlicht. Projektanträge, -pläne und -berichte werden in der Regel gar nicht im Netz publiziert.

3.2 Offenheit von Institutionen und Individuen

Die oben gegebene Definition von Offenheit lässt sich zwar auf Texte und technische Artefakte anwenden, für die Betrachtung konkreter Akteure (Institutionen, Individuen) taugt sie allerdings wenig. Man könnte zwar behaupten, ein Akteur sei in dem Maße offen, wie er/sie offene Artefakte nutzt und selbst bereitstellt. Zweifellos spielt dieser Aspekt eine wichtige Rolle bei der Einschätzung der Offenheit eines Akteurs, allerdings erschöpft sich seine Bewertung nicht darin.

Im Umgang von Institutionen und Individuen mit- und untereinander sind weitere Aspekte von Offenheit von zentraler Wichtigkeit: die Transparenz einer Institution und ihrer Abläufe; die Bereitschaft zur Zusammenarbeit und zur Einbeziehung von Interessierten in ein Projekt oder einen Entwicklungsprozess; die Bereitschaft aktiv nach bestehenden, anderswo entwickelten wiederverwendbaren Modulen zu suchen und bei deren Weiterentwicklung zu helfen etc.¹² Zweifelsohne gibt es hier in allen bibliothekarischen Institutionen im deutschsprachigen Raum noch erhebliches Entwicklungspotential.

4. Das Beispiel (Open) Discovery

Zur Konkretisierung dieser Überlegungen soll hier nun das Beispiel von Discovery-Services näher betrachtet werden. Zunächst stellt sich die Frage, inwiefern derzeitige Discovery-Ansätze die anfangs

11 Unter Umständen könnte eine offene Lizenz bei manchen Standards sogar kontraproduktiv sei. Zumindest muss sichergestellt sein, dass es eine klar als solche angebotene kanonische Version gibt.

12 Vgl. den Entwurf eines „Libraries Empowerment Manifesto“, das versucht, die verschiedenen Aspekte von Offenheit, die zum Aufbau einer zukunftssicheren, innovativen Bibliotheksinfrastruktur nötig sind, kurz und bündig zusammenzufassen: <http://etherpad.lobid.org/p/LEM>.

genannten Zielsetzungen erreichen. Handelt es sich um nützliche, stabile Services? Sind sie einfach zu nutzen und dazu kostengünstig? Lassen sie sich leicht anpassen und erweitern?

Bei den derzeitigen Ansätzen, die sämtlich von kommerziellen Herstellern angeboten werden¹³, lassen sich folgende Probleme ausmachen:

- Daten und Software sind nicht offen und nicht durch jeden Interessierten nachnutzbar.
- Selbst wenn eine Software lizenziert wurde, kann sie nicht – oder nur mit viel Aufwand und unter gewissen Risiken – lokal erweitert oder angepasst werden.
- Die Lizenzierung von Discovery-Indizes ist kostenintensiv.
- Discovery-Services sind intransparent z.B. in Hinblick auf die konkreten Retrieval- und Rankingmechanismen.
- Es ist nicht einmal sichergestellt, dass ein eingekaufter Discovery-Service auch Zugriff auf sämtliche durch die jeweilige Institution gesicherten Inhalte bietet.¹⁴

Dieser Text plädiert dafür, das Angebot von Discovery-Services nicht auf einige wenige kommerzielle Akteure zu beschränken, sondern mittel- bis langfristig eine offene Dateninfrastruktur aufzubauen, die Zugriff auf relevante Daten und Softwarewerkzeuge für alle ermöglicht. Die Verwendung verteilter vorliegender Daten für die Indexierung in beliebige Discovery-Services setzt zwei Dinge voraus:

- Die Nutzung der Daten ist rechtlich gestattet.
- Die Daten liegen in einem offen dokumentierten, leicht zu verarbeitenden wohlstrukturierten Format vor, so dass sie mit wenig Aufwand indexiert werden können.

Dem ersten Desiderat tragen offen lizenzierte Daten (Open Data) Rechnung, während sich der zweite Punkt mit Linked Data erfüllen lässt.

Effekte von Linked Open Data

Der Sinn offen lizenzierter Daten besteht darin, dass es eine explizite Erlaubnis gibt, Daten zu kopieren, anzupassen, sie mit anderen offenen Daten zu kombinieren und in einer Suchmaschine zu indexieren. Würden Verlage, Universitäten, Wissenschaftler/innen und Bibliotheken bibliographische Daten in großem Umfang offen lizenziert bereitstellen, könnten nützliche Discovery Services aufgebaut werden – sei es fachspezifisch¹⁵ oder -übergreifend. Die Bereitstellung von strukturierten Daten nach Linked-Data-Prinzipien¹⁶ würde eine einfache Verarbeitung wie auch Anreicherung der Daten auf Basis weiterer verlinkter Datenquellen ermöglichen.

13 Die meistgenutzten Discovery-Dienste in Deutschland sind EBSCO Discovery Service (EDS), Ex Libris Primo und Primo Central sowie Summon von Serials Solutions.

14 Die Debatte um EBSCO-Metadaten in Ex Libris' Discovery-Service Primo zeigt dies deutlich, siehe Orbis Cascade Alliance: EBSCO and Ex Libris [Webseite]. <https://www.orbiscascade.org/ebSCO-ex-libris/> (22.09.2014) und Pohl, Adrian: Discovery silos vs. the open web. In: Open Bibliography and Open Bibliographic Data [Blog], 2013-06-23. <http://openbiblio.net/2013/06/23/discovery-silos-vs-the-open-web/> (22.09.2014).

15 Vgl. auch Christoph, Pascal; Pohl, Adrian: Dezentral, offen, vernetzt – Überlegungen zum Aufbau eines LOD-basierten FID-Fachinformationssystems. In: Bibliothek Forschung und Praxis 38, 1 (2014), S. 114-123. <http://dx.doi.org/10.1515/bfp-2014-0005>.

Open-Access-Preprint: <https://wiki1.hbz-nrw.de/x/EYOf> (30.10.2014).

16 Vgl. Berners-Lee, Tim: Linked Data - Design Issues. 2006, letzte Änderung 2010. <http://www.w3.org/DesignIssues/LinkedData.html> (22.09.2014).

Ein positiver „Neben“-Effekt wäre – insofern die Daten unter Benutzung des weit verbreiteten schema.org-Vokabulars publiziert würden –, dass auch Internetsuchmaschinen wie Google, Yahoo! und Bing mit diesen Daten etwas anfangen könnten. Das hieße zum einen, dass die Bibliotheksnutzer/innen da abgeholt werden, wo sie sich ohnehin befinden: bei Google. Zum anderen bieten bibliographische Daten mit schema.org-Markup auch für Bibliotheken einige Möglichkeiten. Etwa gibt es bereits erste Experimente, auf dieser Basis mit wenig Aufwand Verbundkataloge – z. B. mit den Beständen von Bibliotheken aus einer Stadt – aufzubauen oder einen kostengünstigen OPAC auf Basis von Googles Custom Search anzubieten.¹⁷

5. Was tun?

Was sind konkrete Schritte, die Bibliotheken¹⁸ gehen können, um zum Aufbau einer offenen Discovery-Infrastruktur beizutragen?

Daten freigeben: Für den Aufbau von Discovery-Services sind insbesondere Metadaten für Zeitschriftenartikel wichtig. Wenn auch die Katalogisierung von Aufsätzen in den meisten Bibliotheken nicht zum täglichen Geschäft gehört, gibt es dennoch einige Bibliothekskataloge, die Aufsatzmetadaten in teilweise erheblichem Umfang enthalten – seien dies Kataloge von Spezialbibliotheken wie z. B. Parlaments- und Behördenbibliotheken, Virtuelle Fachbibliotheken, Fachbibliographien oder die Metadaten, die in Open-Access-Repositoryen entstehen. Ein wichtiger erster Schritt ist es, diese Daten unter einer offenen Lizenz bereitzustellen – ganz gleich ob als PDF-Datei, in XML, MAB oder RDF.

LOD veröffentlichen: In einem zweiten Schritt können diese Daten dann – von der jeweiligen Bibliothek selbst, einer Verbundzentrale oder anderen Interessierten – nach Linked Open Data überführt werden, indem Uniform Resource Identifier (URIs) für die einzelnen bibliographischen Ressourcen angelegt und sie mit RDF beschrieben werden. Dabei bietet sich – soweit möglich – die Nutzung des schema.org-Vokabulars an, das sich insbesondere seit den Ergänzungen durch die W3C Schema Bib Extend Community Group¹⁹ recht gut zur Angabe der wichtigsten Informationen eignet und das darüber hinaus – wie oben erwähnt – einige Vorteile zur Auffindbarkeit bibliothekarischer Daten über große Internetsuchmaschinen bietet. Beispiele und Hinweise zur Anwendung von schema.org für bibliographische Daten bieten die Wikiseiten „Recipes and Guidelines“ der Schema Bib Extend Community Group.²⁰

17 Vgl. hierzu Scott, Dan: Tales of a semantic web dropout (or what I meant to say at code4lib 2014). In: Coffe[Code] [Blog], 2014-04-02. <https://coffeecode.net/archives/286-Tales-of-a-semantic-web-dropout-or-what-I-meant-to-say-at-code-4lib-2014.html> (22.09.2014) und Aery, Shawn: Schema.org and Google for Local Discovery: Some Key Takeaways. In: Bitstreams [Blog], 2014-03-27. <http://blogs.library.duke.edu/bitstreams/2014/03/27/schema-org-and-google-for-local-discovery-some-key-takeaways/> (22.09.2014).

18 Dies bezieht sich nicht ausschließlich auf Bibliotheken und Bibliotheksverbände. Lukas Koster hat auf der diesjährigen Konferenz der International Group of Ex Libris Users (IGeLU) dargelegt, dass auch kommerzielle Anbieter wie Ex Libris vom Aufbau einer offenen, unabhängigen, transparenten webbasierten Dateninfrastruktur profitieren könnten, vgl. Koster, Lukas: Relevance redefined [Präsentationsfolien]. Präsentation auf der IGeLU-Konferenz in Oxford, 2014. <http://de.slideshare.net/lukask/relevance-redefined>.

19 Siehe etwa Wallis, Richard; Scott, Dan: Schema.org Support for Bibliographic Relationships and Periodicals. In: schema blog [Blog], 2014-09-02. http://blog.schema.org/2014/09/schemaorg-support-for-bibliographic_2.html (22.09.2014)

20 Siehe https://www.w3.org/community/schemabibex/wiki/Recipes_and_Guidelines (30.10.2014).

(Linked) Open Data einfordern: Es ist fraglich, ob sich ein Discovery-Service theoretisch komplett aus existierenden Bibliothekskatalogdaten befüllen lassen kann. In einer funktionierenden Open-Discovery-Infrastruktur sollten deshalb auch und gerade die Inhalteanbieter selbst Metadaten offen und strukturiert zur Verfügung stellen. Bibliotheken als ihre Kunden sollten sie zu einer solchen Praxis anhalten – schließlich verdanken die Inhalteanbieter den Bibliotheken einen Großteil ihrer teilweise enormen Profite. Bibliotheken könnten etwa bei der Lizenzierung von Inhalten – seien es Zeitschriften, E-Books usw. – die freie Nutzbarkeit der zugehörigen Metadaten vertraglich regeln. Entsprechende Mustervertragsklauseln könnten zur einfachen Wiederverwendung im Web veröffentlicht werden. Darüber hinaus sollten Bibliotheken die Publikation dieser Metadaten im Web in Verbindung mit den eigentlichen (kostenpflichtigen) Inhalten unter Anwendung domänenübergreifender Web-Standards (wie RDF) verlangen.

Offene Suchmaschinenindexe aufbauen: Auf Basis der von vielerlei Akteuren bereitgestellten offen lizenzierten Daten können schließlich Akteure wie etwa Fachinformationsdienste oder Verbundzentralen offene Discovery-Indexe aufbauen. Dabei muss die Aktualität und Homogenität der gesammelten Daten sichergestellt werden. Ein solcher offener Index wäre dann die Basis für übergreifende oder fachspezifische Discovery-Dienste und darüber hinausgehende Angebote. Im Sinne der Offenheit sollten dabei die Workflows offen dokumentiert und die verwendete Software und Konfigurationsdateien geteilt werden.

6. Fazit

Offene Ansätze könnten nicht nur das dringend benötigte Alleinstellungsmerkmal von Bibliotheken im „digitalen“ Zeitalter werden, sondern auch die Qualität bibliothekarischer Dienstleistungen in Zeiten knapper Ressourcen verbessern. Zwar hat sich in den letzten Jahren eine Praxis der Publikation von Daten unter offenen Lizenzen etabliert, Daten stellen allerdings nur ein – wenn auch zentrales – Element einer Dateninfrastruktur dar. Beim weiteren Ausbau einer offenen Dateninfrastruktur müssen die übrigen Elemente (Software, Hardware, (Meta)datenstandards, Protokolle, APIs und Dokumentation sowie eine offene Organisationskultur ausreichende Berücksichtigung finden.

Literaturverzeichnis:

- Aery, Shawn: Schema.org and Google for Local Discovery: Some Key Takeaways. In: Bitstreams [Blog], 2014-03-27. <http://blogs.library.duke.edu/bitstreams/2014/03/27/schema-org-and-google-for-local-discovery-some-key-takeaways/> (22.09.2014).
- Berners-Lee, Tim: Linked Data - Design Issues. 2006, letzte Änderung 2010. <http://www.w3.org/DesignIssues/LinkedData.html> (22.09.2014).
- Christoph, Pascal; Pohl, Adrian: Dezentral, offen, vernetzt – Überlegungen zum Aufbau eines LOD-basierten FID-Fachinformationssystems. In: Bibliothek Forschung und Praxis 38, 1 (2014), S. 114-123. <http://dx.doi.org/10.1515/bfp-2014-0005>. Open-Access-Preprint: <https://wiki1.hbz-nrw.de/x/EYOf> (30.10.2014)

- Koster, Lukas: Relevance redefined [Präsentationsfolien]. Präsentation auf der IGeLU-Konferenz in Oxford, 2014. <http://de.slideshare.net/lukask/relevance-redefined> (30.10.2014).
- Kreuzer, Till: Open Data – Freigabe von Daten aus Bibliothekskatalogen. Ein Leitfaden. Hg. v. Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen, 2011. <http://www.hbz-nrw.de/dokumentencenter/veroeffentlichungen/open-data-leitfaden.pdf> (30.10.2014).
- Lohmeier, Felix; Mittelbach, Jens: Offenheit statt Bündniszwang. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61, 4–5 (2014), S.209–215 [im Druck]. Preprint: <http://jensmittelbach.de/preprints/Offenheit.pdf> (22.09.2014).
- Orbis Cascade Alliance: EBSCO and Ex Libris [Webseite]. <https://www.orbiscascade.org/ebsco-ex-libris/> (22.09.2014).
- Pohl, Adrian: Discovery silos vs. the open web. In: Open Bibliography and Open Bibliographic Data [Blog], 2013-06-23. <http://openbiblio.net/2013/06/23/discovery-silos-vs-the-open-web/> (22.09.2014).
- Pohl, Adrian / Danowski, Patrick: Linked Open Data in der Bibliothekswelt: Grundlagen und Überblick. In: Dies. (Hg.): (Open) Linked Data in Bibliotheken, Berlin/Boston: de Gruyter, 2013, S. 1-44. <http://dx.doi.org/10.1515/9783110278736.1>.
- Scott, Dan: Tales of a semantic web dropout (or what I meant to say at code4lib 2014). In: Coffe|Code [Blog], 2014-04-02. <https://coffeecode.net/archives/286-Tales-of-a-semantic-web-dropout-or-what-i-meant-to-say-at-code4lib-2014.html> (22.09.2014).
- Wallis, Richard; Scott, Dan: Schema.org Support for Bibliographic Relationships and Periodicals. In: schema blog [Blog], 2014-09-02. http://blog.schema.org/2014/09/schemaorg-support-for-bibliographic_2.html (22.09.2014).

Hochschulbibliotheken mit Zukunft

Brauchen die Universitäten noch dezentral strukturierte Bibliothekssysteme?

Wilfried Sühl-Strohmenger, Universitätsbibliothek Freiburg
Konstanze Söllner, Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg

Zusammenfassung:

Dieser Artikel stellt provokativ die Frage, ob es nicht konsequenter wäre, angesichts des Wandels der Informations- und Wissenschaftsstrukturen in den Hochschulen gänzlich auf dezentrale Bibliotheken in den Fakultäten, Fachbereichen und Instituten zu verzichten – beispielsweise zugunsten von Kommunikations- und Lernräumen. Die Überlegungen konzentrieren sich auf Hochschulbibliothekssysteme in Deutschland, Österreich und der Schweiz, beleuchten – auch im Licht der Anforderungen aufgrund überregionaler wissenschafts- bzw. hochschulpolitischer Empfehlungen und Gutachten – das Für und Wider dezentral organisierter Bibliothekssysteme und münden in dem Versuch einer Perspektive zukunftsgerichteter Hochschulbibliothekssysteme.

Summary:

In view of the changes in the information and scientific structures of the universities, this paper raises the provocative question, whether, it wouldn't be more consistent to dispense entirely with decentralized libraries in the faculties, departments and institutes, and, for example, set up communication and learning spaces instead. The authors discuss pros and cons of decentrally structured library systems (taking also into account science and higher education policy advice and expertise for the requirements of the scientific system and the tertiary education in Germany), leading to an attempt to describe a perspective for forward-looking university library systems.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S56-70](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S56-70)

Autorenidentifikation: Sühl-Strohmenger, Wilfried: GND 143992961
Söllner, Konstanze: GND 1058102818

1. 130 Jahre zurück: die Genese der Seminarbibliotheken

Am 14. September 1884 verfasste der 1877 aus Straßburg nach Berlin an die dortige Universität berufene Germanist Wilhelm Scherer ein „Promemoria betreffend das Germanische Seminar, die Müllenhoffsche Bibliothek und Müllenhoffs Nachlaß“.¹ In dieser Denkschrift begründet er die Notwendigkeit einer Seminarbibliothek für das Germanische Seminar mit folgenden Kernargumenten: „Mit Bibliotheken ausgestattete Seminare, in denen die vom Direktor aufgenommenen Mitglieder

1 Abgedruckt in: Meves, Uwe (Hg.): Deutsche Philologie an den preußischen Universitäten im 19. Jahrhundert. Dokumente zum Institutionalisierungsprozess. Berlin/Boston: De Gruyter, 2011, S. 843-849; siehe dazu auch: Spoerhase, Carlos: Experimentieren mit Büchern. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 78 vom 2.4.2014, S. N4.

von Morgens bis Abends ungestört arbeiten können, in denen auch die vom Direktor geleiteten Übungen stattfinden, haben einen ähnlichen Vortheil für die philologischen und historischen Wissenschaften wie die Laboratorien für die Naturwissenschaften. Den hier Lernenden wird das Arbeitsmaterial an die Hand gegeben. Es giebt wohl keine wissenschaftliche Untersuchung auf dem Gebiet der Philologie und Geschichte, die mit einem oder wenigen Büchern geführt werden kann. Überhaupt die nöthige wissenschaftliche Orientierung auf dem Gesamtgebiete für solche Studenten, welche ein Studium, wie das der deutschen Philologie, als Hauptfach betreiben und daraus einen Lebensberuf machen wollen, ist, wo nur öffentliche Bibliotheken zur Verfügung stehen, mit so großen Schwierigkeiten verbunden, dass die umfassende Gelehrsamkeit überhaupt immer seltener wird und die vorzeitigen Specialitäten blühen [...]. Endlich gewährt das Seminar die Möglichkeit, dass der Direktor, mitten unter den Büchern, die Mitglieder in den manchmal schwierigen und gar nicht von vornherein zu treffenden Gebrauche der litterarischen Hilfsmittel unterweise.“²

Die Seminarbibliothek wird von Scherer (und dann auch von anderen wie zum Beispiel dem nordamerikanischen Historiker Herbert Baxter Adams, der in Heidelberg promoviert worden war und das deutsche Seminarwesen gut kannte³) in Analogie gesetzt zum Labor des Naturwissenschaftlers. Die eigenständige, nur für die Seminarmitglieder zugängliche und auf die besonderen Bedürfnisse der betreffenden Disziplin zugeschnittene Seminarbibliothek fungiert sozusagen als „Laborapparat“ des Geisteswissenschaftlers. Erstaunlicherweise steht sie, so wie sie beschrieben wurde, einer „Forschungsumgebung“ von heute durchaus nah. Was können wir heute noch mit diesen Anschauungen aus dem 19. Jahrhundert anfangen, wenn wir uns intensiver mit dezentralen Bibliotheken in der Universität beschäftigen?

Die Seminarbibliothek gewährleistet den unbehinderten, sofortigen und gleichzeitigen Gebrauch vieler Bücher (Präsenzbibliothek), unterstützt den Prozess der „umfassenden Gelehrsamkeit“, also des Überblicks über die wesentlichen Gebiete einer Fachdisziplin, im Kontext der auf das Fach abgestimmten Quellen- und Literatursammlung, liefert genau den wohldefinierten Fachausschnitt, den die Fachdisziplin braucht, fördert die Nähe von Professoren, man könnte auch sagen: Wissenschaftlern und Studierenden, die unter direkter Anleitung der Forschenden in der Seminarbibliothek sich selber das nötige Wissen aneignen, zu einer Bewertung der verwendeten Quellen gelangen und dadurch erst zu wissenschaftlichen Untersuchungen befähigt werden.

Im Kern sind dies auch heute noch bedenkenswerte Aspekte einer dezentralen Bibliothek, die auch angesichts der Verdrängung des gedruckten Buches durch elektronisch verfügbare Medien nicht irrelevant geworden sind, vor allem für die Geisteswissenschaften nicht. Das Entstehen der Seminarbibliotheken ist andererseits eine zweischneidige Sache. Zum einen bieten sie optimale Infrastrukturen aus Sicht der Wissenschaft, andererseits entstehen sie zunächst ohne steuernde Mitwirkung von Bibliothekaren. Es könnte sich also durchaus um ein Versagen bei der Gestaltung dezentraler, fachnaher Bibliotheksangebote handeln, das erst später langsam korrigiert wurde

2 Meves, Uwe (Hg.): Deutsche Philologie an den preußischen Universitäten (wie Anm. 1), S. 843 f.

3 Siehe dazu näher den FAZ-Artikel von Spoerhase, Experimentieren mit Büchern (wie Anm. 1).

(durch einschichtige Systeme, durch die Zusammenführung von Institutsbibliotheken usw.).⁴ Damals handelte es sich stärker um ein Geschehen, bei dem von Seiten der Wissenschaft agiert wurde, sich also die Waagschale zugunsten der dezentralen Einheiten neigte.

Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts war die Frage des Verhältnisses von Zentralbibliothek zu Institutsbibliotheken bekanntlich zu einer Kernfrage der Reform von Hochschulbibliothekssystemen geworden, der sich nicht nur die Bibliothekare selbst, sondern auch der Wissenschaftsrat, die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Hochschulpolitik in zahlreichen Denkschriften, Gutachten und Empfehlungen widmeten.⁵ Viele der neu gegründeten Hochschulen verzichteten auf Seminar- und Institutsbibliotheken, andere verfolgten von vornherein eine koordinierte Bibliotheksstruktur, wenn man gute Gründe hatte, an dezentralen Bibliotheken festzuhalten, wiederum andere Neugründungen waren grundsätzlich dezentral strukturiert, verfügten also über keine Zentralbibliothek (zum Beispiel die Bibliothek der Universität Konstanz oder die Universitätsbibliothek Essen-Duisburg).

2. Zum aktuellen Entwicklungsstand dezentral organisierter Hochschulbibliothekssysteme

Wir können gegenwärtig von einem fortgeschrittenen Stadium bei der Reform universitärer Bibliothekssysteme ausgehen, wenn auch mit uneinheitlichen Entwicklungsständen. Das Modell „Seminarbibliothek“, als integraler Bestandteil eines relativ autonomen ‚Seminarorganismus‘ (wie er Scherer 1884 vorschwebte), ist nur noch rudimentär und auch dann bereits stark modifiziert anzutreffen. Die dezentrale Komponente von Hochschulbibliothekssystemen wird im Grunde bejaht, aber die konkreten Ausgestaltungen unterscheiden sich von Hochschule zu Hochschule, mit je lokalspezifischen Akzentuierungen:

- Aufbau von Bereichsbibliotheken, vielfach im Zuge baulicher Maßnahmen in der Hochschule, zum Beispiel an der Freien Universität Berlin das Projekt „24 in 1“⁶ für kleine Fächer des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften, sodann an der Humboldt-Universität zu Berlin (Campus Adlershof)⁷, ferner in Frankfurt a. M. (Campus Westend)⁸, in Göttingen (Zentrum Kulturwissenschaften) oder in Heidelberg (Campus Bergheim)⁹,
- Zuordnung des gesamten Bibliothekspersonals zum Stellenplan der Zentralbibliothek (z.B. in den Bibliothekssystemen der Universitäten Bonn, Erlangen - Nürnberg, Freiburg, Gießen, Heidelberg oder Münster),
- Zentralisierung der Informationsversorgung, insbesondere durch die Verfügbarkeit von E-Journals, E-Books, Datenbanken und sonstigen Datensammlungen,

4 Vgl. Siems, Renke: Innere und äußere Kreise. In: Bibliotheksdienst 48, 8-9 (2014), S. 612-632, hier S. 614.

5 Vgl. dazu u.a. Sühl-Strohmenger, Wilfried: Hochschulbibliothekssysteme in Deutschland – vier Jahrzehnte Strukturentwicklung. In: Konstanze Söllner; Sühl-Strohmenger (Hg.). Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, Berlin/Boston: De Gruyter Saur, S. 13-23.

6 24 in 1 – Projekt Bibliotheksneubau der Freien Universität Berlin. <http://opac.ub.fu-berlin.de/projekt24in1/> (16.08.2014).

7 Siehe dazu: Winterhalter, Christian: Service im Wandel, Service für den Wandel. Das Erwin-Schrödinger-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 536-547.

8 Siehe dazu u.a.: Dugall, Berndt; Gärtner, Dagmar: Das dezentrale Bibliothekssystem der Goethe-Universität. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 249-260.

9 Vgl. Krüger, Marion: Die Campus-Bibliothek Bergheim an der Universität Heidelberg. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 523-535.

- Zentralisierung der Geschäftsabläufe, einschließlich der Finanzierung, beim Bezug von elektronischen Medien (Verträge), auch über die einzelne Hochschule hinaus.

Bibliothekssysteme in dezentral strukturierten Hochschulen erfahren seit den 1990er Jahren starke Veränderungen, wie sie seit Mitte des 20. Jahrhunderts eigentlich kaum aufgetreten waren. Ein Flickenteppich mit vielen kleinen Instituts- und Seminarbibliotheken existiert nur noch bedingt, die Systeme befinden sich in vollem Aufbruch in Richtung funktionaler Einschichtigkeit. Von der Dezentralität will andererseits niemand wirklich abgehen. Was zentral möglich und sinnvoll erscheint, soll auch zentral geschehen, aber eben nicht alles! So möchten dezentrale Einheiten weiterhin möglichst schnell und zu ihren Bedingungen die Bibliotheksnutzung gestalten, die vor Ort benötigten Medien beschaffen und entsprechende Verträge abschließen. Die zentrale Einheit dagegen versucht, möglichst viele Bedarfe zu bündeln, richtlinien- und strategiekonform zu handeln und mit genau definierten Partnern zusammenzuarbeiten. Verfolgt man die Gesetzgebung zum Hochschulrecht seit dem Jahr 2000, so fällt allerdings auf, dass den Gesetzgebern in den Bundesländern die Nähe der Buchbestände zu den Fakultäten, Fachbereichen oder Instituten nicht mehr so wichtig ist; vielmehr geht es ihnen um die Zugänglichkeit der Online-Inhalte, die von einer zentralen Stelle aus bereit gestellt werden sollen.¹⁰

Warum genau operieren Hochschulbibliotheken dezentral, betreiben also weiterhin dezentrale operative Bibliothekseinheiten, und welche Bibliotheksdienste sind an dezentralen Standorten funktional? Im Einzelnen ergeben sich einige grundsätzliche Fragen für das zukünftige Verhältnis zentraler Leistungen und dezentraler Dienste in bibliotheksbezogenen Informationsinfrastrukturen der Universitäten mit dezentraler Bibliotheksstruktur, die sich teilweise erst auf dem Erfahrungshintergrund der nächsten Jahre beantworten werden lassen:

- Welche Aufgaben können durch zentrale Bibliothekseinheiten fachübergreifend übernommen werden?
- Was sind genuine Aufgaben und Funktionen dezentraler und fachlich ausgerichteter bibliothekarischer Einrichtungen?
- Müssen Bibliotheken in der Fläche präsent bleiben, wenn die digitale Transformation zentralisierte Etats und koordinierte Verwaltungsstrukturen erzwingt?
- Ist die traditionelle bibliothekarische Arbeit in dezentralen Einheiten, die weitgehend von einem gedruckten Monographienbestand geprägt sind, von unangemessen hoher Komplexität?
- Welche Rolle spielen Einrichtungen außerhalb der Hochschulen, die die Infrastrukturnetze überregional koordinieren sollen, für das Funktionieren von Hochschulbibliothekssystemen?
- Brauchen wir also in der Hochschule noch dezentrale Bibliotheken?

¹⁰ Siehe: Steinhauer, Eric: Rechtsgrundlagen von Hochschulbibliothekssystemen in Deutschland. In Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 34-44.

3. Herausforderungen für den Innovationsprozess

Die Reform von Hochschulbibliothekssystemen und der Innovationsprozess stehen infolge der Entwicklung des digitalen Informations- und Forschungsraums, der Bologna-Reformen, der Hochschulpolitik, der Wissenschafts- und Hochschulentwicklung in Deutschland, aber auch infolge des Perspektivenwechsels von nach innen gerichteten Organisationsmodellen hin zu einem Zusammenwirken der verschiedenen Serviceeinrichtungen vor erheblichen Herausforderungen.

Im Hinblick auf digitale Informations- und Forschungsstrukturen ist das Verhältnis von Print zu Elektronisch dynamischen, aber auch uneinheitlichen, von den jeweiligen Fachdisziplinen abhängigen Veränderungen unterworfen. Ferner spielen die zukünftigen Formen des Publizierens und die Entwicklung der Fachkulturen unter dem Blickwinkel des Medienwandels eine Rolle.¹¹ Bibliotheksstrukturen müssen darauf angemessen reagieren und diese Entwicklungen flexibel aufnehmen. Im STM-Sektor nimmt die Bedeutung der ortsfesten Medienbestände kontinuierlich ab, zugunsten neuer fachspezifischer Angebote für die Forschung bzw. zugunsten von Lehrmaterialien für das Studium, sodann von zielgruppenspezifischen Beratungs- und Kursangeboten, bei deutlicher Dominanz der elektronischen Medien.¹² Daraus ergeben sich Anforderungen für die Bibliothek, die entweder auszulagernde Bestände in das Bibliotheksmagazin aufnehmen oder aber entbehrliche (Zeitschriften-)Bestände aussondern muss. Der Wandel der Wissenschaftskulturen, zum Beispiel in Richtung auf Interdisziplinarität und neu entstehende Forschungseinheiten „quer“ zu den Fakultäten könnte die Bildung von Bereichsbibliotheken für fachlich verwandte Wissenschaftsdisziplinen begünstigen. Zudem stehen die Hochschulbibliotheken vor neuen Anforderungen infolge des wachsenden Bedarfs für ein Forschungsdatenmanagement und für die Unterstützung beim Aufbau virtueller Forschungsumgebungen.¹³ Koeper spricht in diesem Zusammenhang von „kooperativen Wissensdiensten“¹⁴, die die Bibliothek zum Beispiel auf dem Gebiet der Open Access-Publikationsförderung oder im Kontext von DFG-Sonderforschungsbereichen verankern könnte.

Aufgrund der Hochschulreformen der letzten Jahre und damit verbundener neuer Ansprüche an das Lernen und das Lehren ergeben sich neue Anforderungen an lernunterstützende Bibliotheksgestaltungen, sowohl bezüglich realer als auch virtueller Lernumgebungen.¹⁵ Hinzu kommt der

11 Vgl. dazu u.a.: Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020. Bonn 2012 (Drs. 2359-12). <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf> (12.09.2014).

12 Vgl. dazu zum Beispiel: Eich, Ulrike: Leistungsportfolio naturwissenschaftlicher Bibliotheken. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 169-180; eher hybrid angelegt sind die Bibliotheken der Ingenieurwissenschaften. Siehe dazu: Hohmann, Tina; Leiß, Caroline: Informationsdienste für Ingenieurwissenschaften. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 181-193.

13 Siehe zum Beispiel: Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur (KII): Gesamtkonzept für die Informationsinfrastruktur in Deutschland. Empfehlungen der Kommission (...). Im Auftrag der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz des Bundes und der Länder. 2011. http://www.leibniz-gemeinschaft.de/fileadmin/user_upload/downloads/Infrastruktur/KII_Gesamtkonzept.pdf (12.09.2014).

14 Koeper, Bettina: Strukturvorteile durch Einschichtigkeit? Die Entwicklung der Universitätsbibliothek Bielefeld – eine Wegbeschreibung. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 99.

15 Vgl. dazu z.B.: Herrlich, Bernhard: Lernumgebung Hochschulbibliothek. Beitrag, Selbstverständnis sowie Ausdruck im Design. In: Skerlak, Tina; Kaufmann, Helen; Bachmann, Gudrun (Hg.): Lernumgebungen an der Hochschule. Auf dem Weg zum Campus von morgen. Münster, New York: Waxmann, 2014, S. 129-157; siehe auch die Beiträge in dem lesenswerten Sammelband: Eigenbrodt, Olaf; Stang, Richard (Hg.): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu

Anstieg der Studierendenzahlen, der noch nicht abgeschlossen ist, sich allerdings im Zuge des demographischen Wandels in den kommenden Jahren deutlich verlangsamen dürfte. Dennoch rekurren die Hochschulverwaltungen auf Raumressourcen, und damit auch auf Bibliotheksflächen in den Fachbereichen, Instituten und Seminaren, die man für andere Zwecke der Einrichtungen von Forschung und Lehre umwidmen möchte. Innovative konvergente Informationsdienstleistungen gewinnen zunehmend an Bedeutung, im Sinne eines umfassenden übergreifenden Informationsmanagements der Hochschule. Integrierte Forschungsinformationssysteme rücken dabei in den Vordergrund. Bibliotheken im Verbund mit anderen Informationseinrichtungen der Hochschule sollen dazu beitragen, dass es zu nahtlosen organisatorisch-technischen Lösungen kommt, anstelle eines unkoordinierten Nebeneinanders.¹⁶ Hier stellt sich beispielsweise die Frage, ob die Bibliothek noch ein eigenes Repositorium betreiben soll. Angesprochen sind damit auch die Forschungsdaten, die in diesem Kontext erschlossen und archiviert werden müssen.

Auf dem Sektor der Wissenschafts- und Hochschulentwicklung hat insbesondere der Wissenschaftsrat in diversen Empfehlungen Forderungen an eine transparente, gut aufeinander abgestimmte Arbeitsteilung zwischen den Informationsinfrastruktureinrichtungen erhoben.¹⁷ Die Anforderungen der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen sind maßgeblich, so lautet auch die Position der DFG; darüber hinaus müssen die langfristige Nachnutzbarkeit der digitalen Ressourcen sowie die Anschlussfähigkeit an internationale Strukturen realisiert werden. Das System der Informationsinfrastrukturen soll nach Einschätzung des Wissenschaftsrates insgesamt so ausgerichtet werden, dass den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aller Forschungsformen standortunabhängig ein rascher und einfacher Zugang zu allen erforderlichen Daten, Informationen und Wissensbeständen möglich ist. Durch eine „transparente, gut abgestimmte Arbeitsteilung zwischen den Informationsinfrastruktureinrichtungen“ sei dies zu erreichen, so dass die einzelne Infrastruktureinrichtung vor Ort nicht mehr alles selbst vorhalten muss. Im Prozess dieser Abstimmung solle aber „ein bottom-up-Ansatz verfolgt werden, der von den lokalen bzw. disziplinären oder forschungsfeldbezogenen Einheiten ausgeht“¹⁸. Die Entwicklung eines Gesamtsystems der Informationsinfrastrukturen setzt aus Sicht des Wissenschaftsrates somit auf der lokalen oder disziplinären Ebene an, auch wenn nicht überall alles selbst gemacht werden muss. Die disziplinären, lokalen Einheiten sind somit zugleich Kriterium und Motor des Abstimmungsprozesses. Ähnliche Akzente setzte auch der DFG-Ausschuss für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme mit seinem Positionspapier „Die digitale Transformation weiter gestalten“¹⁹. Drei wesentliche Prinzipien der DFG-Förderung im Bereich

Information und Bildung. Berlin, Boston: De Gruyter, 2014 (Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft 3).

- 16 In Baden-Württemberg gibt es mehrere solcher Verbände, bereits seit längerem an der Universität Ulm (kiz / Kommunikations- und Informationszentrum), seit kurzem auch an den Universitäten Stuttgart (IZUS / Informations- und Kommunikationszentrum der Universität Stuttgart) und Hohenheim (KIM / Kommunikations, Informations- und Medienzentrum) sowie an der Universität Konstanz (KIM / Serviceverbund Kommunikation – Information – Medien).
- 17 Vgl. dazu zusammenfassend: Hohoff, Ulrich: Zukünftige Aufgaben für Hochschulbibliotheken in Deutschland. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 72-88.
- 18 Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020. Berlin: 13.07.2012 (Drs.2359-12), S. 65. <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf> (17.08.2014).
- 19 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Die digitale Transformation weiter gestalten. Der Beitrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu einer innovativen Informationsinfrastruktur für die Forschung. Bonn-Bad Godesberg 2012. http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/positionspapier_digitale_transformation.pdf (12.09.2014).

Informationsinfrastruktur werden benannt: Die Ausrichtung am Bedarf der Wissenschaft, die umfassende Nachnutzbarkeit digitaler Inhalte und die Anschlussfähigkeit an internationale Strukturen. Neben der digitalen Transformation und der internationalen Vernetzung und Wettbewerbsfähigkeit stellen die Anforderungen der Wissenschaftsdisziplinen somit auch hier die Hauptzielrichtung der Förderung dar. Nicht mehr bestandsorientierte Bibliothekssysteme stehen im Fokus der DFG, sondern „Funktionen“, wie sie sich in den neuen Fachinformationsdiensten (FID) manifestieren.

Die veränderten Rahmenbedingungen stellen die Frage nach der Organisation von Hochschulbibliotheken neu. Dies zeigt sich zum Beispiel bei Fusionen großer Wissenschaftseinrichtungen, wie wir sie beim Karlsruher Institut für Technologie (KIT) vorfinden.²⁰ Ein campusübergreifendes Konzept der Informationsversorgung musste für die dezentralen Einrichtungen geschaffen werden. Gedruckte Monographien für Handbibliotheken beschafft die KIT-Bibliothek zentral, allerdings werden sie dezentral durch die Institute oder Lehrstühle finanziert. Die Wissenschaftler können über ein Webformular die Bücher bestellen und bekommen diese direkt an den Arbeitsplatz geliefert, während die elektronischen Ressourcen zentral durch die KIT-Bibliothek erworben und verwaltet werden. Die Finanzierung solcher auf Kooperation angelegter Bibliothekssysteme lässt sich zum Beispiel auf der Basis von Ziel- und Leistungsvereinbarungen bewerkstelligen, allerdings möglichst ohne Beanspruchung zusätzlicher Mittel und im Rahmen eines wachsenden hochschulinternen Verteilungswettbewerbs.²¹ Die Ausdifferenzierung der potentiell verfügbaren Bibliotheksmittel nach Haushaltsmitteln, Zentralmitteln, dezentralen Zuweisungen, Drittmitteln, Studienbeiträgen, Studienzuschüssen oder Qualitätsverbesserungsmitteln birgt zudem Risiken, eröffnet allerdings auch Chancen. Erschwerend für die effektive Finanzierung wirkt sich eine unkoordinierte dezentrale Mittelzuweisung aus, da die Lehrstühle, Institute, Seminare und Fachbereiche in solchen Fällen nur selten abrufbare Bibliotheksbudgets ausweisen – sei es für Bibliotheken vor Ort oder für eine gemeinsame Beschaffung elektronischer Medien.

Je autonomer die dezentralen Einheiten im Gesamtsystem der Hochschule agieren, umso konflikthaltiger sind Bibliotheksreformen, desto schwieriger ist das Change Management.²² Mumenthaler hebt hervor, dass die Beteiligung der Mitarbeitenden am Innovationsprozess nicht nur möglich, sondern sogar notwendig sei, um die Umsetzung der beschlossenen Maßnahmen zu erleichtern. Das ist in einem großen dezentralen System nur erschwert möglich, wenn dieses nicht sogar Top-down-Entscheidungen erzwingt. Im Übrigen kann der Strukturwandel auch als Nebenprodukt aus anderen Maßnahmen erwachsen: So „fördert“ der Zwang zu wirtschaftlicher Flächennutzung in der Hochschule Bibliotheksreformen, weil dadurch Bibliotheksverlagerungen oder Bibliothekszusammenlegungen erleichtert werden.

20 Vgl. dazu: Scholze, Frank: Innovationspotential von Zusammenlegungen und Fusionen von Wissenschaftseinrichtungen am Beispiel des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) – Impulse für das Bibliothekssystem. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 332-338.

21 Vgl. dazu: Stadler, Uwe: Organisation und Finanzierung von Hochschulbibliothekssystemen. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 45-58.

22 Vgl. dazu u.a.: Mumenthaler, Rudolf: Innovationsmanagement und Steuerung des Reformprozesses. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 59-71.

4. Kompaktheit versus Dezentralität deutscher Hochschulbibliothekssysteme

Wie die nachfolgende Grafik veranschaulicht, haben rund 50% der in der Deutschen Bibliotheksstatistik (DBS) aufgeführten wissenschaftlichen Bibliotheken nur einen Gesamtbestand von jeweils unter 500.000 Einheiten. Dargestellt sind die Bestandszahlen als Gesamtzahl in Relation zu der Anzahl der Teilbibliotheken.²³ Wiederum liegt der Median bei der Zahl der dezentralen Standorte für alle deutschen Hochschulbibliotheken nur bei zwei.

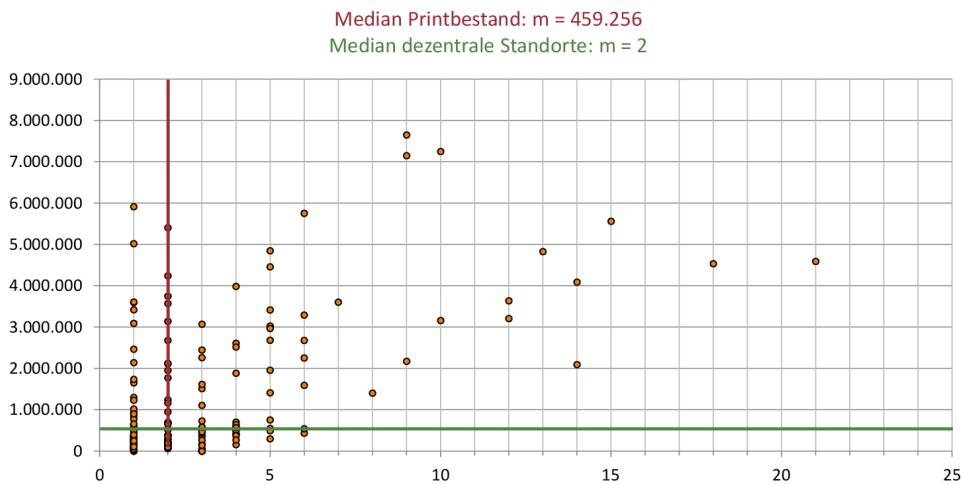


Abb.1: Printbestände und Anzahl dezentrale Standorte in deutschen Hochschulbibliothekssystemen (Zahlen nach: Deutsche Bibliotheksstatistik 2012)

Damit wird deutlich, dass Dezentralität kein Thema für jede deutsche Hochschulbibliothek ist, sondern nur für einige von ihnen: Die Hälfte aller Hochschulbibliotheken in Deutschland weist nicht mehr als zwei dezentrale Standorte auf – ausgeprägte Dezentralität ist also ein Thema vor allem der großen Hochschulen, die damit Fachnähe herstellen. Fachnähe ist ein Anliegen aller Bibliotheken, Dezentralität entsteht jedoch nur in bestimmten organisatorischen Kontexten, sekundär. Der Landesrechnungshof Nordrhein-Westfalen stellte etwa nach einer Prüfung der Hochschulbibliothekssysteme des Landes fest, dass auf Dauer den weiter steigenden Anforderungen an ein effizientes und nutzergerechtes Bibliothekssystem nur dadurch Rechnung getragen werden könne, dass die Dualität von Institutsbibliotheken und Zentralbibliothek

23 Bei den DBS-Zahlen kann das Problem bestehen, dass sie unvollständig und uneinheitlich erfasst sind. Nicht immer werden von den Bibliotheken tatsächlich alle zum betreffenden lokalen Hochschulbibliothekssystem zugehörigen dezentralen Bibliotheken angegeben, oder es werden nicht die existierenden Bibliothekssigel gezählt, sondern die Verwaltungseinheiten, zu denen jeweils mehrere Instituts- oder Seminarbibliotheken gehören können. Insofern dürfen die Zahlen aus der DBS nicht überinterpretiert werden, bieten aber eine grundsätzliche Orientierung.

aufgegeben wird.²⁴ Zur Veranschaulichung des Hintergrunds sei kurz und exemplarisch auf die Ist-Situation des Bibliothekssystems an einer älteren Universität in Nordrhein-Westfalen hingewiesen: Es ist nach wie vor klassisch zweischichtig strukturiert, hat über 100 Standorte (darunter viele Kleinstbibliotheken ohne Fachpersonal, die allerdings überwiegend aufgelöst werden sollen), es weist eine Streulage auf, mit der Folge räumlicher Zersplitterung, es gibt teilweise Umnutzungen und Sanierungen, jedoch vereinzelt auch Neubauplanungen. Dezentral bestehen erhebliche Platzprobleme bei den Stellflächen, jedoch treffen diese auf Magazin-Engpässe in der Zentralbibliothek, die für die Archivierung zuständig wäre. Der Bucherwerb ist nach wie vor strikt zweischichtig geregelt, jedoch obliegt die Lizenzierung der elektronischen Medien zentral der UB, bei Kostenbeteiligung seitens der dezentralen Einrichtungen.

Die digitale Wende hat viele früher hart ausgefochtene Kämpfe um ein- oder zweischichtige Systeme jedoch obsolet gemacht, und der Stellenwert konventioneller Bibliotheksbestände nimmt immer mehr ab, allerdings geschieht dies je nach Fachkultur unterschiedlich schnell. Es scheint also auch in ausgeprägt dezentral organisierten Hochschulen nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis das Ende der Instituts- und Seminarbibliotheken gekommen sein wird.

5. Perspektiven für dezentrale Fachbibliotheken in der Hochschule

Was spricht für dieses allmähliche Verschwinden dezentraler Bibliotheken? Von einem zentralen Print-Archiv-Standort her gesehen sind dezentrale Bibliotheken ein Auslaufmodell. In diese Richtung weisen auch die nachfolgenden Argumente und Fragen:

- Die digitale Wende begünstigt zentrale Versorgungskonzepte.
- Der Bedarf an Raumkapazitäten ist hoch und wird von der Verwaltung, aber auch von den Fächern zunehmend kritisch gesehen.
- Der Personalbedarf ist hoch, auch angesichts unwirtschaftlicher Betriebsgrößen, zudem kann der dezentrale Personaleinsatz ein Hemmnis einheitlicher, sinnvoll zu steuernder Personalentwicklung sein.²⁵
- Die Finanzierung der Literatur- und Informationsversorgung ist bei verteilten Mittelzuweisungen (zentral/dezentral) ungünstig.
- Veränderungsprozesse (Change Management) sind schwieriger, weil dabei viele Akteure (Fakultäten, Seminare, Institute, Lehrstühle usw.) überzeugt werden müssen, um Ängste, Widerstände und divergierende Interessen unter einen Hut zu bringen.²⁶
- Eine Konvergenz zwischen den zentralen Einrichtungen sowie den sonstigen Zentren in der Hochschule verspricht eine effizientere Informationsinfrastruktur als sie ein dezentral strukturiertes Bibliothekssystem zu bieten vermag.
- Die stark divergierenden Öffnungszeiten und damit Zugänglichkeiten der dezentralen Bibliotheken führen zu einer insgesamt uneinheitlichen Servicegestaltung. In dieser Hinsicht

24 Siehe Landesrechnungshof Nordrhein-Westfalen: Jahresbericht 2013 des Landesrechnungshofs Nordrhein-Westfalen über das Ergebnis der Prüfungen im Geschäftsjahr 2012 (Art. 86 Abs. 2 LV, § 97 LHO), Teil B/14: Universitätsbibliotheken, insbes. S. 109f. http://www.lrh.nrw.de/LRHNRW_documents/Jahresbericht/LRH_NRW_Jahresbericht_2013.pdf (03.07.2014).

25 Siehe dazu: Tröger, Beate: Personalführung in großen Bibliothekssystemen, Integration als Thema der Personalentwicklung an der Universität Münster. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 121-130.

26 Vgl. Mumenthaler, Innovationsmanagement (wie Anm. 22), S. 59-71.

gibt es eindeutige Vorzüge eines einschichtigen Bibliothekssystems wie zum Beispiel dem der Universität Bielefeld.²⁷

Was spricht gegen ein baldiges Ende der dezentralen Bibliotheken? Von dem Gedanken der Fachnähe und Kundenzentrierung aus gedacht sind dezentrale Bibliotheken nicht verzichtbar. Dazu lassen sich folgende Argumente anführen:

- Die *Informationsversorgung* ist technisch und kann (sofern digital) zentral erfolgen. Die *Informationsvermittlung* ist klientenzentriert, fachnah und sollte insofern dezentral erfolgen.
- Eine Fachbereichsbibliothek kann dicht an der fachbezogenen Benutzung gezielt ihr Angebot machen, es ist nicht zielführend, die Informationsvermittlung nach einem einheitlichen Zuschnitt für eine ganze Universität zu verordnen und Unterschiede in den Nachfragestrukturen zu ignorieren.²⁸
- Bibliothekarisches Fachpersonal bietet Service vor Ort, wo er nachgefragt wird.
- Ein fachnahes Raumangebot bietet gute Möglichkeiten zum Lernen, Forschen und Kommunizieren, die Fachkultur und die Institutsidentität werden gefestigt.

Wir könnten sogar noch einen Schritt weiter denken: Dezentrale Bibliotheken, die in Fachbereichen operieren, die bereits jetzt überwiegend digital mit Literatur versorgt werden, können als konzeptionelle Blaupause für die künftigen Bibliothekssysteme dienen. Auf dem Weg zu einem Hochschulbibliothekssystem der Zukunft bieten strategisch ausgerichtete Zwischenlösungen insbesondere in komplexen Hochschulbereichen, wie zum Beispiel der Medizin und den Hochschulkliniken, ein Experimentierfeld für optimierte Bibliotheksservices.²⁹ Die fachlich getriebene Transformation in den dezentralen Bibliotheken kann im abgestimmten Zusammenspiel mit der Zentralbibliothek und anderen Hochschuleinrichtungen zum Garanten einer zukunftsfähigen Informationsinfrastruktur in der Universität werden. Die Voraussetzungen für die Entwicklung von Innovationen im dezentralen Bereich sind jedoch eine ausreichende Größe sowie finanzielle und personelle Ausstattung der dezentralen Infrastruktureinheiten. Kennwerte und Richtlinien für die Ausstattung von Fachbibliotheken richten sich allerdings noch weit überwiegend nach Printeinheiten. Auch wenn Beispiellösungen für die Ausgestaltung dezentraler Bibliotheken vielfach dokumentiert sind, wurde bisher noch kein ausreichendes Instrumentarium entwickelt, um eine Fachbibliothek „state of the art“ auszustatten, die traditionelle und elektronische Informationsdienstleistungen in fachlich wohldefinierten Anteilen erbringt. Hier besteht eine spürbare Lücke in den für den Bibliotheksbaubereich entwickelten Standards und Richtwerten.

Ein Beispiel für eine fachlich ausgerichtete dezentrale Bibliothek, die in einem von digitaler Literaturversorgung geprägten Umfeld agiert, ist die Zweigbibliothek Naturwissenschaften Berlin-Adlershof

27 Siehe Koeper: Strukturvorteile (wie Anm. 14), S. 93-102.

28 Vgl. Niedermair, Klaus: Die Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 207-218.

29 Vgl. dazu u.a.: Sühl-Strohmenger, Wilfried; Röckel, Susanne: Funktionen dezentraler Bibliotheken in der digital geprägten Informationsinfrastruktur der Hochschule. Am Beispiel der Medizin an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 227-236.

im Erwin-Schrödinger-Zentrum³⁰: Das Besondere an diesem Modell ist die Integration von Bibliothek mit Informations- und Medienservice (Rechenzentrum) im Kontext eines Campus, der offen für die umliegenden fast 500 außeruniversitären Unternehmen und elf außeruniversitären Forschungseinrichtungen ist. Im Rahmen eines Kooperationsvertrags sind Angehörige der Unternehmen am Standort und außeruniversitären Einrichtungen (Initiativgemeinschaft Außeruniversitärer Forschungseinrichtungen Adlershof IGafa e.V.) den Angehörigen der Humboldt-Universität gleichgestellt. Die IGafa e.V. ist mit eigenem Bibliotheks-Service vertreten und beteiligt sich in Form von Zeitschriftenabonnements und Schulungsveranstaltungen. Hinzu kommen die ausgeprägte fachliche Konzentration (Chemie, Geographie, Mathematik/Informatik, Physik und Psychologie, sowie Bestände einer früheren Fachbibliothek für Umwelt) und die infrastrukturelle Kooperation mit dem Rechenzentrum, die jedoch nicht auf Konvergenz angelegt ist. Es bestehen eine enge Verzahnung der öffentlichen Bereiche von Bibliothek und Computer-/Medienservice sowie eine Integration mit Hörsälen der Fakultät, Konferenzräumen, Cafeteria und Buchhandlung im Gesamtgebäude.

Das Bibliothekssystem der Universität Wien will dem Bedarf der wichtigen Zielgruppe des wissenschaftlichen Personals in den Fakultäten und Instituten dezidiert Rechnung tragen und verfolgt daher den pragmatischen Ansatz, Bibliotheken dort zu lokalisieren, wo Forschende, Lehrende und Studierende sind. Zentrale und forschungsunterstützende Dienste sollen diese räumliche Struktur effizient und flexibel flankieren und halten nach innen und nach außen die Heterogenität in deutlichen Grenzen.³¹ In einer großen Universität mit Streulage kann auf dezentrale Bibliotheken auch schon allein deshalb nicht verzichtet werden, weil sie viele Lernarbeitsplätze bieten.

6. Perspektiven für Hochschulbibliothekssysteme

In dezentralen Bibliothekseinheiten, die räumlich und organisatorisch eng mit den Fächern oder Fachbereichen verflochten sind, können Veränderungen in den wissenschaftlichen Fachkulturen schneller und eindeutiger wahrgenommen werden, als in zentralen Bibliotheken, in denen sich solche Effekte nicht immer differenzieren lassen bzw. sogar gegenseitig aufheben. Dezentrale, disziplinär ausgerichtete Infrastruktureinrichtungen agieren außerdem in einem Umfeld, das durch neue, häufig quer zu den Fachbereichs- und Fakultätsstrukturen entstehende Organisationsformen von Forschung und Lehre gekennzeichnet ist. Oft sind in diese neuen Organisationsformen externe Partner eingebunden. Daher scheint es unverzichtbar, den Funktionswandel der Bibliothekssysteme im Lichte der Fachkulturen und Wissenschaftsdisziplinen zu betrachten. Die Orientierung an den Fachkulturen vollzieht sich aber nicht nur bei der Strukturbildung im Bibliothekssystem oder in Fragen der räumlichen Ausstattung dezentraler Einheiten. Die Entwicklung spezifischer Informationsdienste, die sich an den Bedürfnissen und Arbeitsweisen der Fachkulturen ausrichtet, begleitet den Funktionswandel.

Die Liste der Beispiele, wie ein von den Fachbedürfnissen getriebener Funktionswandel gestaltet

30 Siehe dazu den Beitrag von: Winterhalter, Christian: Service im Wandel – Service für den Wandel. Das Erwin-Schrödinger-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 536-547.

31 Siehe dazu: Seissl, Maria; Rappert, Nikolaus: Das Bibliothekssystem der Universität Wien. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 131-141.

werden kann, ist lang. So kann bei ausgeprägter räumlicher Zersplitterung des Bibliothekssystems durch Schaffung einer überschaubaren Zahl großer Zweigbibliotheken sowie durch eine koordinierte Mittelbewirtschaftung strukturell eine funktionale Einschichtigkeit bei gleichzeitig dezentraler Organisation des Bibliothekssystems realisiert werden, wie das Beispiel Halle-Wittenberg belegt.³² Aufgrund historischer Weichenstellungen können Universitätstraditionen vor Ort eine kooperativ angelegte „Dreischichtigkeit“ in der Bibliotheksversorgung nach sich ziehen, so zum Beispiel in Zürich, wo die Hauptbibliothek der Universität, die Zentralbibliothek sowie die Bibliothek der ETH ein komplexes dezentrales Modell bilden.³³ Hauptbibliothek und Institutsbibliotheken erreichen durch die dezentrale Struktur eine große Nähe zu den Forschenden und Studierenden. Dies spielt auch bei neueren Themen wie Informationskompetenz, Open Access oder Forschungsdaten eine wichtige Rolle. Eine Mischform zwischen dezentraler und einschichtiger Struktur war in den 1960er und 1970er Jahren an der Universität Düsseldorf entstanden, im Rahmen eines nach und nach sich entwickelnden, aus starker Zentralbibliothek und leistungsfähigen Fachbibliotheken bestehenden Bibliothekssystems.³⁴

Ein zeitgemäßes „Hochschulbibliothekssystem“ wäre somit als funktionelle Gesamtheit der – arbeitsteilig mit anderen Institutionen abgestimmten – Dienste und Einrichtungen einer Bibliothek zur Unterstützung von Forschung, Lehre und Studium durch Literatur-, Informations- und Medienressourcen sowie durch weitere Supportstrukturen zu umschreiben. Diese Dienste sind disziplinär ausgerichtet und werden lokal erbracht, sind aber auch über organisatorische und geografische Beschränkungen hinweg funktional. Ein Hochschulbibliothekssystem ist folglich der wesentlich von bibliothekarischen Einrichtungen und Dienstleistungen getragene Teil der universitären Informationsinfrastruktur. Es kann an Hochschulstandorten mit Streulage oder mit Zweigstellen in benachbarten Städten zwangsläufig stärker dezentral, in Campushochschulen dezidiert zentral-einschichtig strukturiert sein.

Es gibt keine einfachen Antworten auf die Frage, ob dezentrale Bibliotheken in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch nötig sind. Die Bandbreite der Argumente und Erwägungen, die für das eine oder mehr für das andere sprechen könnten, belegt dies. Die Grundüberlegungen, die Wilhelm Scherer bereits 1884 in seinem „Promemoria“ angestellt hat, haben jedoch von ihrer Aktualität nur wenig verloren und könnten sogar eine Rückbesinnung auf die Vorzüge einer engeren Verschränkung von Forschung und Studium im Kontext einer dezentralen Fachbibliothek anstoßen. Wenn die Bibliothek sich aus der Fläche zurückzieht, wird sie zunehmend „unsichtbar“. Bei aller strategischen Intention, die Anzahl der Bibliotheksstandorte zu verringern und größere bibliothekarische

32 Siehe dazu: Schnellung, Heiner; Sommer, Dorothea: So viel Zentralität wie nötig, so viel Dezentralität wie möglich! Das Konzept der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 103-111.

33 Vgl. Lochbühler, Wilfried: Dreischichtigkeit zwischen Diversifikation und Kooperation. Das Bibliothekssystem der Universität Zürich. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 112-120.

34 Vgl. Siebert, Irmgard: Entstehung und Entwicklung des integrierten Bibliothekssystems der ULB Düsseldorf. Prof. Dr. Günter Gattermann zum 85. Geburtstag. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme (wie Anm. 5), S. 142-154; ähnlich waren die Intentionen bei der Reform des Freiburger Bibliothekssystems in den 1970er Jahren. Siehe dazu: Sühl-Strohmer, Wilfried: Das Bibliothekssystem der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Bestandsaufnahme und Ausblick. Freiburg i. Br. 1989 (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau; 14). <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3589> (17.08.2014).

Einheiten zu schaffen, könnte es ein falscher Weg sein, einfach eine einzige Zentralbibliothek zu schaffen. Denn bei der großen Mehrzahl der Fächer besteht der Wunsch, die eigene Fachbibliothek in unmittelbarer Nähe zu haben. Bibliothekarinnen und Bibliothekare sollten deshalb dort sein, wo Mehrwertdienste im Bereich Information, Publikation und Datenmanagement an den Universitäten gebraucht werden.

Literaturverzeichnis

- 24 in 1 – Projekt Bibliotheksneubau der Freien Universität Berlin.
<http://opac.ub.fu-berlin.de/projekt24in1/> (16.08.2014).
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: Die digitale Transformation weiter gestalten. Der Beitrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu einer innovativen Informationsinfrastruktur für die Forschung. Bonn-Bad Godesberg 2012. http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/positionspapier_digitale_transformation.pdf (12.09.2014).
- Dugall, Berndt; Gärtner, Dagmar: Das dezentrale Bibliothekssystem der Goethe-Universität. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 249-260.
- Eich, Ulrike: Leistungsportfolio naturwissenschaftlicher Bibliotheken. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 169-180.
- Eigenbrodt, Olaf; Stang, Richard (Hg.): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin, Boston: De Gruyter, 2014 (Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft 3).
- Herrlich, Bernhard: Lernumgebung Hochschulbibliothek. Beitrag, Selbstverständnis sowie Ausdruck im Design. In: Skerlak, Tina; Kaufmann, Helen; Bachmann, Gudrun (Hg.): Lernumgebungen an der Hochschule. Auf dem Weg zum Campus von morgen. Münster, New York: Waxmann, 2014, S. 129-157.
- Hohmann, Tina; Leiß, Caroline: Informationsdienste für Ingenieurwissenschaften. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 181-193.
- Hohoff, Ulrich: Zukünftige Aufgaben für Hochschulbibliotheken in Deutschland. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 72-88.
- Koeper, Bettina: Strukturvorteile durch Einschichtigkeit? Die Entwicklung der Universitätsbibliothek Bielefeld – eine Wegbeschreibung. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 93-102.

- Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur (KII): Gesamtkonzept für die Informationsinfrastruktur in Deutschland. Empfehlungen der Kommission (...). Im Auftrag der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz des Bundes und der Länder. 2011. http://www.leibniz-gemeinschaft.de/fileadmin/user_upload/downloads/Infrastruktur/KII_Gesamtkonzept.pdf (12.09.2014).
- Krüger, Marion: Die Campus-Bibliothek Bergheim an der Universität Heidelberg. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 523-535.
- Landesrechnungshof Nordrhein-Westfalen: Jahresbericht 2013 des Landesrechnungshofs Nordrhein-Westfalen über das Ergebnis der Prüfungen im Geschäftsjahr 2012 (Art. 86 Abs. 2 LV, § 97 LHO), Teil B/14: Universitätsbibliotheken, insbes. S. 109 f. http://www.lrh.nrw.de/LRHNRW_documents/Jahresbericht/LRH_NRW_Jahresbericht_2013.pdf (03.07.2014).
- Lochbühler, Wilfried: Dreischichtigkeit zwischen Diversifikation und Kooperation. Das Bibliothekssystem der Universität Zürich. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 112-120.
- Mumenthaler, Rudolf: Innovationsmanagement und Steuerung des Reformprozesses. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 59-71.
- Niedermair, Klaus: Die Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 207-218.
- Scherer, Wilhelm: Promemoria betreffend das Germanische Seminar, die Müllenhoffsche Bibliothek und Müllenhoffs Nachlaß. In: Uwe Meves (Hg.): Deutsche Philologie an den preußischen Universitäten im 19. Jahrhundert. Dokumente zum Institutionalierungsprozess. Berlin/Boston: De Gruyter, 2011, S. 843-849.
- Schnelling, Heiner; Sommer, Dorothea: So viel Zentralität wie nötig, so viel Dezentralität wie möglich! Das Konzept der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 103-111.
- Scholze, Frank: Innovationspotential von Zusammenlegungen und Fusionen von Wissenschaftseinrichtungen am Beispiel des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) – Impulse für das Bibliothekssystem. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 332-338.
- Seissl, Maria; Rappert, Nikolaus: Das Bibliothekssystem der Universität Wien. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 131-141.
- Siebert, Irmgard: Entstehung und Entwicklung des integrierten Bibliothekssystems der

- ULB Düsseldorf. Prof. Dr. Günter Gattermann zum 85. Geburtstag. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 142-154.
- Siems, Renke: Innere und äußere Kreise. In: Bibliotheksdienst 48, 8-9 (2014), S. 612-632.
 - Söllner, Konstanze; Sühl-Strohmenger, Wilfried (Hg.): Handbuch Hochschulbibliothekssysteme. Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium. Berlin/Boston: De Gruyter Saur, 2014.
 - Spoerhase, Carlos: Experimentieren mit Büchern. In: Frankfurter Allgemeine Nr. 78 vom 2.4.2014, S. N4
 - Stadler, Uwe: Organisation und Finanzierung von Hochschulbibliothekssystemen. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 45-58.
 - Steinhauer, Eric: Rechtsgrundlagen von Hochschulbibliothekssystemen in Deutschland. In Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 34-44.
 - Sühl-Strohmenger, Wilfried: Das Bibliothekssystem der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Bestandsaufnahme und Ausblick. Freiburg i. Br. 1989 (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau; 14). <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3589> (17.08.2014).
 - Sühl-Strohmenger, Wilfried; Röckel, Susanne: Funktionen dezentraler Bibliotheken in der digital geprägten Informationsinfrastruktur der Hochschule. Am Beispiel der Medizin an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 227-236.
 - Sühl-Strohmenger, Wilfried: Hochschulbibliothekssysteme in Deutschland – vier Jahrzehnte Strukturentwicklung. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 13-23.
 - Träger, Beate: Personalführung in großen Bibliothekssystemen, Integration als Thema der Personalentwicklung an der Universität Münster. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 121-130.
 - Winterhalter, Christian: Service im Wandel, Service für den Wandel. Das Erwin-Schrödinger-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Handbuch Hochschulbibliothekssysteme, S. 536-547.
 - Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020. Berlin: 13.07.2012 (Drs.2359-12). <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf> (17.08.2014).

Publikationsservices im Dienstleistungsportfolio von Hochschulbibliotheken.

Eine (Neu-)Verortung in der wissenschaftlichen Publikationskette

Ralf Depping, Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

Zusammenfassung:

Nahezu alle Hochschulbibliotheken haben inzwischen ihre klassische Grundaufgabe der Informations- und Literaturversorgung um Dienstleistungen rund um die Publikationstätigkeit der eigenen Hochschule erweitert. Hochschulschriftenserver sind seit langem Standard, andere Dienstleistungen wie Hochschulbibliographien, Universitätsverlage, Forschungsdatenmanagement und Bibliometrie sind hingegen noch nicht sehr verbreitet. Auffallend ist jedoch, dass die meisten Hochschulbibliotheken ihre Publikationsdienstleistungen weder als wichtiges Standbein im Dienstleistungsportfolio offensiv vermarkten noch als zusammengehöriges Dienstleistungspaket verstehen, in dem einzelne Bausteine aufeinander aufbauen können. Eine strategische (Neu-)Verortung könnte wesentlich dazu beitragen, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Hochschulbibliothek (wieder) als wichtige Dienstleistungseinrichtung wahrnehmen.

Summary:

Almost all university libraries have by now expanded their conventional field of activity – provision with literature and information – and provide a number of services in the context of the university's publication processes. Institutional repositories have become standard while other services such as university bibliographies, university presses, research data management and bibliometrics are less widespread. Nevertheless, it is remarkable that most university libraries neither actively market their publication services nor consider them an important portfolio in its own right, with complementary modules. A new strategic orientation could help to make scholars recognize the university libraries as important service providers (again).

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S71-91](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S71-91)

Autorenidentifikation: Depping, Ralf: GND 171414470

„Die Universitäts- und Stadtbibliothek Köln versorgt als zentrale wissenschaftliche Serviceeinrichtung sowohl Studierende und Mitarbeiter der Universität als auch Einwohner der Stadt und der Region mit Literatur, Wissen und Information.“¹ Diese Aufgabenbeschreibung der Dienststelle des Verfassers findet sich auf deren Webseite. Vernachlässigt man einmal gewisse Nuancen, so ist dies im Kern die Aufgabe jeder Hochschulbibliothek – ähnliche Formulierungen finden sich entsprechend in zahlreichen Texten zur Selbstdarstellung von Hochschulbibliotheken.

Bezogen auf die klassische wissenschaftliche Publikationskette gehören Hochschulbibliotheken neben Verlagen und dem Buchhandel bzw. den Anbietern elektronischer Informationsressourcen

1 http://www.ub.uni-koeln.de/bibliothek/profil/index_ger.html (22.10.2014).

somit zu den „Maklern“ von Informationen und Literatur. Sie bilden das vorletzte Glied vor den Leser/innen der wissenschaftlichen Publikation. In Hochschulbibliotheken werden wissenschaftliche Publikationen für die Angehörigen der eigenen Hochschule (und für andere Kundenkreise) beschafft, erschlossen und zur Verfügung gestellt.

Vermeehrt werden Bibliotheken mit der Frage konfrontiert, ob heutzutage nicht ohnehin „alles im Internet zu finden“ sei, so dass die Hochschulbibliothek dadurch ihre Existenzberechtigung verlieren werde? In einer bibliothekarischen Publikation diese Sicht zu widerlegen, würde bedeuten, Eulen nach Athen zu tragen. Doch müssen solche Ideen und Widerstände ernst genommen werden. Die Hochschulbibliotheken stehen vor der Herausforderung, argumentativ und durch ihre Leistungen den Nachweis zu erbringen, dass es auch im Zeitalter des Internets (ökonomisch) sinnvoll ist, die Literatur- und Informationsbeschaffung für die Hochschulangehörigen in professionelle Hände zu geben. Auch wenn sich im Detail vieles ändert und weiterentwickelt, so wird diese Kernaufgabe der Bibliothek dadurch nicht obsolet.

Wenn also an dieser Stelle von einer (Neu-)Verortung der Hochschulbibliotheken die Rede ist, so soll damit deren bisherige Position und Funktion keinesfalls in Frage gestellt werden. Vielmehr beruht diese Überschrift auf der Beobachtung, dass viele Hochschulbibliotheken inzwischen weitere Standbeine jenseits immer neuer Varianten ihrer klassischen Grundaufgabe haben. So ist das Thema Informationskompetenz von sehr vielen Hochschulbibliotheken verstärkt als Aufgabe aufgegriffen und nach außen kommuniziert worden.

In diesem Kontext eröffnen publikationsunterstützende Dienstleistungen die Chance, die Hochschulbibliothek wieder stärker in das Bewusstsein der Wissenschaftler/innen der eigenen Hochschule zu bringen, die ja eine Rolle als besonders wichtige Stakeholder haben. Im Bereich der Literatur- und Informationsversorgung arbeiten Wissenschaftler/innen oftmals mit Direktlinks zu den für sie zentralen Publikationen. Das Bewusstsein, dass dafür Lizenzen der Bibliothek finanziert werden müssen, verblasst häufig. Die Versorgung mit Printliteratur erfolgt vielfach nicht durch die Wissenschaftler/innen selbst, sondern es werden studentische Hilfskräfte beauftragt. Auch andere Aufgaben der Hochschulbibliothek, wie schon die erwähnte Informationskompetenz, aber auch die Bibliothek als Lern- und Arbeitsraum spielen für diese Zielgruppe eine eher untergeordnete Rolle.

Eine wesentliche Aufgabe jeder Hochschule besteht darin, dass im Rahmen der Forschung auch wissenschaftliche Erkenntnisse publiziert werden, d.h. Literatur und Informationen nicht nur rezipiert, sondern auch produziert werden. Viele Hochschulbibliotheken haben dies als neues Betätigungsfeld erkannt und aufgegriffen. In der betriebswirtschaftlichen Terminologie gesprochen beschäftigen sie sich nicht nur mit der Aufgabe „Einkauf und Beschaffung“ sondern auch mit dem „Vertrieb und Marketing“ von den Publikationen und Informationen, die an der eigenen Hochschule „produziert“ werden. Es geht also um einen Wissenstransfer, mit dem dazu beigetragen wird, das an der eigenen Hochschule verfügbare Wissen weltweit zu verbreiten.

Die Palette von publikationsunterstützenden Dienstleistungen rund um die an der eigenen Hochschule entstandenen Publikationen und Informationen ist bei näherer Betrachtung sehr vielfältig:

angefangen bei Forschungsdatenbanken und Hochschulbibliographien über institutionelle Repositorien und Hochschulverlage bis hin zur Bibliometrie und dem Forschungsdatenmanagement gibt es zahlreiche Dienstleistungen, mit denen sich Hochschulbibliotheken an einer weiteren Stelle in der wissenschaftlichen Publikationskette verorten. Auffallend dabei ist jedoch, dass die Zahl der diesbezüglichen Dienstleistungen wie auch die Anzahl der Bibliotheken, die sich mit solchen Dienstleistungen beschäftigen, zwar kontinuierlich steigt, dass auch diese Dienstleistungen jeweils vor Ort beworben werden, dass aber in der grundsätzlichen Außendarstellung kaum eine Hochschulbibliothek offensiv für sich reklamiert, einen wesentlichen Beitrag zur Distribution der an der Hochschule publizierten Publikationen zu leisten. Dies wiederum bedeutet, dass diese Funktionen letztlich in der Hochschulöffentlichkeit nur am Rande wahrgenommen werden und bei den Diskussionen über die Existenzberechtigung der Bibliothek (noch) keine Rolle spielen.

In einer Stellenausschreibung für die Leitung einer Universitätsbibliothek fand sich jüngst die Formulierung: „Eine der Herausforderungen für die Universität besteht derzeit darin, innovative Lösungen für die Sicherung und Bereitstellung eigener Forschungsdaten und Publikationen zu entwickeln und diese mit zukunftsweisenden Mehrwertdiensten zu versehen. Auch in diesem Bereich soll der Bibliothek eine strategisch wichtige Rolle zukommen.“ An dieser Universität ist das Thema also nicht nur in der Bibliothek, sondern auch schon in der Hochschulleitung präsent – damit ist ein strategisch wichtiger Schritt einer (Neu-)Verortung der Rolle der Bibliothek innerhalb der Hochschule geschafft. Dies ist jedoch derzeit eher noch die Ausnahme als die Regel.

Eine Analyse der Webpräsentationen der 79 deutschen Universitätsbibliotheken, die in der Deutschen Bibliotheksstatistik für 2012 gemeldet haben² ergibt, dass lediglich vier Universitätsbibliotheken in ihren allgemeinen Selbstdarstellungen (z.B. über ein Leitbild) an prominenter Stelle die Dienstleistungen rund um die wissenschaftliche Publikationstätigkeit explizit erwähnen. Diese vier Bibliotheken haben dabei keineswegs alle ein besonders ausgeprägtes Portfolio an Publikationsdienstleistungen. Im Gegenzug sind auch Bibliotheken zu finden, die bei näherer Betrachtung schon mehrere unterschiedliche Publikationsdienstleistungen anbieten, dies aber auf der Webpräsenz nicht besonders offensiv vermarkten. Immerhin 24 Universitätsbibliotheken bieten auf Ihrer Homepage (= Einstiegsseite) einen zentralen Link zu den jeweiligen Publikationsdienstleistungen.

Die hier angesprochenen Publikationsdienstleistungen sind in den letzten Jahren bereits vielfach in der Fachpresse aufgegriffen und beschrieben worden. An dieser Stelle soll es darum gehen, diese Dienstleistungen als Bestandteile von umfassenden Publikationsservices aus Sicht des strategischen Managements einer Hochschulbibliothek zu betrachten. So stellen sich für jede dieser Publikationsdienstleistungen einige strategische Fragen: Welche Bedeutung haben diese Dienstleistungen strategisch? (Wann) macht es Sinn, solche Dienstleistungen neu aufzubauen? Welche bibliothekarischen Kernkompetenzen sind hier gefordert? Welche anderen Institutionen sind in dem Gebiet tätig (in Konkurrenz oder Kooperation)? Daneben soll es darum gehen, die Zusammenhänge zwischen Dienstleistungen aufzuzeigen, die häufig unverbunden nebeneinander

2 Vgl. <http://www.hbz-nrw.de/angebote/dbs/> (22.10.2014).

betrachtet werden, die aber von einer engen Verzahnung untereinander nur profitieren können. Auch wenn dies mit einigen praktischen Beispielen illustriert wird, soll es hier nicht um einen praktischen Erfahrungsbericht gehen.

Bei der Beschäftigung mit publikationsunterstützenden Dienstleistungen darf auch der Blick auf die unterschiedlichen Interessenslagen nicht fehlen. Die Interessen der Hochschulbibliothek sind keinesfalls automatisch deckungsgleich mit denen der publizierenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie der Hochschulleitung. Dieser Fragestellung widmet sich der folgende Abschnitt.

Anschließend werden die wichtigsten Publikationsdienstleistungen jeweils separat erörtert. Die einzelnen Abschnitte sind dabei vom Umfang her sehr unterschiedlich. Dabei sollen mit dem jeweiligen Umfang der Darstellungen jedoch keine indirekten Aussagen über die Bedeutung der jeweiligen Dienstleistung getroffen werden. Es liegt in der Natur der Sache, dass bei recht bekannten und etablierten Dienstleistungen wie etwa den Hochschulrepositorien die Darstellung vergleichsweise knapp ausfallen kann. Bei Arbeitsfeldern, die in den Hochschulbibliotheken hingegen eher seltener und neuer sind, bietet es sich an, diese ausführlicher zu würdigen. Alle Aussagen zur jeweiligen Verbreitung der Services werden auf der Basis der bereits erwähnten 79 Universitätsbibliotheken aus der DBS 2012 getroffen.

In Anschluss an die isolierte Darstellung der einzelnen Publikationsdienstleistungen werden diese abschließend in den Kontext eines integrierten Portfolios betrachtet. Hier soll dafür geworben werden, diese Services als zusammengehörig zu begreifen und zu behandeln.

1. Hochschulbibliothek, publizierende Wissenschaftler/innen, Hochschulleitung: drei Interessenslagen

Aus der Perspektive einer Hochschulbibliothek ist die Interessenlage sehr klar zu formulieren: die Publikationen ihrer Hochschule sollten international wahrnehmbar sein und intensiv genutzt werden. Darum legt die Hochschulbibliothek großen Wert auf einen guten (standardisierten) Nachweis möglichst über alle Publikationen an der Hochschule sowie standardisierte Schnittstellen zur Datenübertragung. Auch wird der Open Access-Publikationsweg favorisiert. Ein weiterer Aspekt betrifft die langfristige Verfügbarkeit (also im Falle der elektronischen Publikation die Langzeitarchivierung).

Dies sind gleichzeitig die zentralen Argumente der Bibliotheken für ihre publikationsunterstützenden Dienstleistungen. Dabei wird jedoch vielfach vernachlässigt, dass diese Argumente aus Sicht der publizierenden Wissenschaftler/innen und der Hochschulleitung unter Umständen gar nicht so zentral sind. Für die publizierenden Wissenschaftler/innen wie auch die Hochschulleitungen ist bei der Wahl der Publikationskanäle die damit verbundene Reputation von ganz wesentlicher Bedeutung. In den meisten Wissenschaftsdisziplinen gilt nach wie vor, dass (hochpreisige) Publikationen aus bekannten kommerziellen Verlagen die höchste Reputation genießen. Open Access-Publikationen haben hingegen auch unabhängig von ihrer inhaltlichen Qualität vielfach noch keine ausgeprägte Reputation. Auch ist davon auszugehen, dass Wissenschaftler/innen mit ihren Publikationen weniger eine möglichst breite und damit auch anonyme Masse an Rezipienten ansprechen wollen als

vielmehr eine konkrete Peer Group, also (national oder international) Wissenschaftler/innen aus der eigenen Fachcommunity, wobei diese sich weniger aus der gesamten Fachdisziplin heraus, sondern aus dem speziellen Forschungsumfeld ergibt, also z.B. die Verortung der eigenen Fachcommunity im Bereich Marketing und nicht innerhalb der Betriebswirtschaftslehre allgemein.

Somit ist gerade die Open Access-Publikation keinesfalls zwingend die erste Wahl für die publizierenden Wissenschaftler/innen sowie die Hochschulleitung, es gibt kaum wirksame Anreizmechanismen, die eine Open Access-Publikation fördern würden. Auch im Bereich der Arbeitspapiere und Preprints kann die Interessenlage von Bibliothek und Wissenschaftler/innen divergieren. Während die Bibliothek immer ein Interesse an der langfristigen Verfügbarkeit hat (und vielfach davon ausgeht, dass dieses Interesse von den Wissenschaftler/innen geteilt wird), sehen Wissenschaftler/innen gerade die „grauen“ Veröffentlichungen vielfach als Zwischenresultate ihrer Forschung, die u.U. auch in einer späteren Phase überholt sein können. D.h. Wissenschaftler/innen äußern teilweise explizit die Erwartung, dass solche Preprints und Arbeitspapiere auf Wunsch auch wieder vom Netz genommen werden. Das vermeintliche Werbeargument einer langfristigen Verfügbarkeit der im Repository eingestellten Dokumente löst also u.U. bei publizierenden Wissenschaftler/innen eher Unbehagen aus.

Ähnlich divergierende Interessenlagen ergeben sich auch aus dem vollständigen Nachweis aller Publikationen der eigenen Hochschule mit der Zielrichtung, den Forschungs- und Publikationsoutput nachzuweisen und zu kontrollieren. Der Einsatz von bibliometrischen Methoden dürfte von den Hochschulleitungen generell eher begrüßt werden, da sie die daraus resultierenden Erkenntnisse sowohl intern zur Steuerung als auch extern als Nachweis der Leistungsfähigkeit der eigenen Hochschule verwenden können. Viele Wissenschaftler/innen stehen jedoch jeglicher Form von Kontrolle eher kritisch gegenüber und sehen dies als Eingriff in die Forschungsfreiheit.

Publizierende Wissenschaftler/innen und Hochschulleitungen müssen daneben auch die Interessenlage der wissenschaftlichen Förderorganisationen berücksichtigen. So bekennt sich die DFG in einer gemeinsamen Erklärung der Wissenschaftsorganisationen eindeutig zu Open Access.³ Diese grundsätzliche Position hat allerdings nur bedingt Auswirkungen auf die geförderten Projekte, da die entsprechenden konkreten Forderungen der DFG doch recht unverbindlich formuliert sind: „Im Januar 2006 hat der Hauptausschuss der DFG Richtlinien für die Bereitstellung von Ergebnissen aus DFG-geförderten Projekten im Open Access verabschiedet. Demnach sollen die Sachbeihilfeempfänger der DFG ihre Forschungsergebnisse nach Möglichkeit (auch) digital und für Nutzer entgeltfrei über das Internet bereitstellen. Dazu wird die Veröffentlichung in geeigneten Open Access-Zeitschriften oder die nachträgliche Bereitstellung bereits publizierter Aufsätze über Open Access-Repositoryn empfohlen.“⁴

3 Gemeinsame Erklärung der Wissenschaftsorganisationen Open Access und Urheberrecht: Kein Eingriff in die Publikationsfreiheit, Berlin u.a. 2009.
http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/pi_allianz_open_access.pdf (22.10.2014).

4 Vgl. Open Access und Forschungsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.
http://www.dfg.de/dfg_magazin/forschungspolitik_standpunkte_perspektiven/open_access/index.html (22.10.2014).

Auch die EU formuliert im neuen Rahmenprogramm für Forschung und Innovation Horizon 2020, das sich ab 2014 an das 7. EU-Forschungsrahmenprogramm (FRP) anschließt und in dem alle forschungs- und innovationsrelevanten Förderprogramme zusammengeführt werden, „Guidelines on Open Access to Scientific Publications and Research Data in Horizon 2020.“⁵

Daneben ist der Umgang mit den Forschungsdaten in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus der Forschungsförderung gekommen. Die Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen hat im Jahr 2010 Grundsätze zum Umgang mit Forschungsdaten formuliert. Darin „unterstützt die Allianz die langfristige Sicherung und den grundsätzlich offenen Zugang zu Daten aus öffentlich geförderter Forschung.“⁶ Auch zu den Forschungsdaten legt das EU-Programm Horizon 2020 „Guidelines on Data Management in Horizon 2020“ vor.⁷

2. Schaffung eigener Publikationskanäle

Innerhalb der breiten Palette möglicher Publikationsdienstleistungen gibt es neben diversen Dienstleistungen, die Wissenschaftler/innen rund um den Publikationsprozess unterstützen, auch darüber hinaus gehende Dienstleistungen, mit denen für die Wissenschaftler/innen eigene Publikationskanäle angeboten werden. Dazu gehören insbesondere die Hochschulschriftenserver/Repositorien, daneben aber auch Universitätsverlage und die technisch-organisatorische Betreuung von Open Access Journalen. Für diese Teilmenge der Publikationsdienstleistungen gibt es einige Gemeinsamkeiten, die an dieser Stelle vorab betrachtet werden sollen.

Hochschulbibliotheken, die ihren Wissenschaftler/innen eigene Publikationskanäle anbieten, müssen sich darüber bewusst sein, dass sie damit in Konkurrenz zu anderen, etablierten Angeboten treten. Hier sind insbesondere die privatwirtschaftlichen Wissenschaftsverlage zu nennen, die über Jahrhunderte nahezu monopolistisch für die Verbreitung wissenschaftlicher Publikationen gesorgt haben.⁸ In vielen Wissenschaftsdisziplinen haben sich außerdem anerkannte überregionale bzw. internationale Fachrepositorien gebildet, die von den Wissenschaftler/innen für ihre Open Access-Publikationstätigkeiten genutzt werden.⁹

Die durch die Hochschulbibliotheken geschaffenen Publikationskanäle sind im Vergleich dazu deutlich weniger etabliert und anerkannt. Innerhalb der Hochschulen hat die Frage nach der Publikationstätigkeit ihrer Wissenschaftler/innen als Indikator für die Forschungsleistung in den letzten Jahren deutlich an Bedeutung gewonnen. Nicht die Zahl der Gesamtpublikationen spielt dabei die

5 European Union: Guidelines on Open Access to Scientific Publications and Research Data in Horizon 2020. 2013 http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-pilot-guide_en.pdf (22.10.2014).

6 Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen: Grundsätze zum Umgang mit Forschungsdaten 2010 http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/allianz/2010/100624_allianz_forschungsdaten.pdf (22.10.2014).

7 European Union Guidelines on Data Management in Horizon 2020. 2013 http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-data-mgt_en.pdf (22.10.2014).

8 Die im anglo-amerikanischen Bereich verbreiteten University Presses sind in dieser Beziehung eher kommerziellen Verlagen gleichzusetzen als den Universitätsverlagen im deutschsprachigen Raum.

9 So z.B. <http://repec.org/> (22.10.2014) für die Volkswirtschaftslehre, <http://arxiv.org/> (22.10.2014) für die Physik, Mathematik, Informatik usw., <http://www.ssrn.com/> (22.10.2014) für die Sozialwissenschaften im weiteren Sinne.

entscheidende Rolle, sondern die Zahl der Publikationen in anerkannten Publikationsorganen mit hohem Impact-Faktor bzw. Ranking. Dies spielt sowohl bei der Berufung von Professoren/innen als auch beim Forschungsranking eine große Rolle. In vielen Hochschulen sind die Publikationen gleichzeitig auch ein Faktor bei der internen leistungsorientierten Mittelverteilung.

Vor diesem Hintergrund werden Wissenschaftler/innen bestrebt sein, ihre Veröffentlichungen in Publikationsorganen (Zeitschriften, Schriftenreihen usw.) unterzubringen, die im eigenen Fach anerkannt sind. Gerade die Entscheidungsträger in den Hochschulen haben zumeist eine wissenschaftliche Position erreicht, in der ihnen alternative Veröffentlichungswege offen stehen, die ihnen deutlich attraktiver erscheinen. Die Publikationskanäle der eigenen Hochschule werden von diesen Stakeholdern allenfalls als ein Ort für die Zweitveröffentlichung (= grüner Weg des Open Access) sowie als Publikationsplattform für ihre Absolventen (z.B. Doktoranden) akzeptiert, nicht jedoch als adäquater Weg der eigenen Erstveröffentlichung. Auch ist davon auszugehen, dass die Bereitschaft zur originären Open Access-Publikation in vielen Fachdisziplinen noch nicht sehr ausgeprägt ist.

Es empfiehlt sich darum auch nicht, bei der Content-Beschaffung für solche Dienste sehr offensiv-aggressiv aufzutreten. Durch die entsprechende Konzeption solcher Publikationskanäle ist es bis zu einem gewissen Grade möglich, die Attraktivität für Autoren/innen zu verbessern. Doch die entscheidenden Gründe für die Wahl einer Publikationsplattform liegen außerhalb des Einflussbereichs der Bibliothek.

Insbesondere der Hochschulschriftenserver gehört ja inzwischen nahezu unverzichtbar zum Serviceangebot einer Hochschulbibliothek. Die Beteiligung an einem Universitätsverlag oder die technisch-organisatorische Betreuung von Open Access-Journalen dürfte in vielen Fällen hingegen eher umstritten sein. Vor diesem Hintergrund sollte die Frage, ob eine Hochschulbibliothek gut beraten ist, diese Dienstleistungen offensiv zu vertreten, stark von der jeweiligen Stimmungslage abhängig gemacht werden. Sind ohnehin Bestrebungen in diese Richtung erkennbar, so sollte die Bibliothek deutlich den Anspruch formulieren, eingebunden zu sein. Stoßen hingegen erste vorsichtige Sondierungen auf wenig Interesse und Gegenliebe, empfehlen sich kaum Alleingänge.

3. Publikationsserver / Repositorien

Publikationsserver sind mit weitem Abstand die Publikationsdienstleistung mit der größten Verbreitung. DINI führt in ihrem Verzeichnis aller deutschen Repositorien mehr als 180 Repositorien auf.¹⁰ Nahezu alle Universitätsbibliotheken bieten einen solchen Server an; dieser ist zumeist der Einstieg in das Thema der Publikationsdienstleistungen. Das Angebot, Hochschulschriften auf einen Server der Bibliothek einzustellen, umfasst in jedem Falle die dort eingereichten Dissertationen, geht aber in vielen Fällen auch weit darüber hinaus, so dass jede Form der Publikation eingestellt werden kann. Aus Sicht der Autoren/innen ist ein entscheidendes Argument zur Nutzung dieser Plattform der Umstand, dass hier kostenlos veröffentlicht werden kann, während viele andere Publikationswege mit Kosten verbunden sind. Publikationsserver haben i.d.R. keinerlei eigenständiges

¹⁰ Vgl. <http://www.dini.de/dini-zertifikat/liste-der-repositorien/> (22.10.2014).

Review-Verfahren. Bezogen auf die Dissertationen ergibt sich die Qualitätskontrolle aus der Annahme der Dissertation an den Lehrstühlen.¹¹

Institutionelle Repositorien haben i.d.R. eine eigene Webpräsentation innerhalb der Bibliotheksseite. Die Suche in solchen interdisziplinären Repositorien gehört jedoch sicherlich nicht zu den Standard-Suchstrategien. Viel wichtiger als diese unmittelbare Präsenz sind darum die passenden (OAI-) Schnittstellen sowie persistente Identifikatoren (URN Uniform Resource Name / DOI Digital Object Identifier) bzw. beständige URLs, damit die Dokumente auch von allgemeinen und wissenschaftlichen Suchmaschinen (wie z.B. Base¹²) gefunden werden. Auch die Zusammenarbeit mit überregionalen Fach-Repositorien, von denen die fachlich relevanten Dokumente geharvestet werden, bietet sich an. Dies setzt jedoch die Anwendung einer anerkannten Fachsystematik voraus.

Etwa ein Viertel aller deutschen Repositorien haben das DINI-Zertifikat erworben. „Darin werden neben technischen Gesichtspunkten auch organisatorische und rechtliche Aspekte beschrieben, die für den Aufbau und den dauerhaften Betrieb eines Dokumenten- und Publikationsservice Berücksichtigung finden sollten.“¹³ Der Umstand, dass drei Viertel der Repositorien keine Zertifizierung haben, bedeutet keineswegs zwingend, dass in diesen Fällen deutlich niedrigere Standards eingehalten werden. Es ist wohl eher davon auszugehen, dass viele Repositorien auf die Zertifizierung verzichten, da sie für sich keinen Wettbewerbsvorteil darin erkennen. Das Zertifikat ist zwar in der bibliothekarischen Fachcommunity bekannt und anerkannt, doch gegenüber den Wissenschaftler/innen der eigenen Hochschule scheint die Frage der Zertifizierung kaum Einfluss auf die Bereitschaft zu haben, Dokumente in das Repository einzustellen.

Aus Sicht der Autoren/innen sollte das Ingest-Verfahren möglichst einfach und komfortabel gestaltet sein. Sie sollten Zugriff auf individuelle Nutzungsstatistiken haben, die passwortgeschützt webbasiert abgerufen werden können. Wünschenswert ist außerdem die Integration der Zählpixel der VG-Wort.¹⁴

Auch die Pflichtabgabe an die Deutsche Nationalbibliothek sollte das Repository für die Wissenschaftler übernehmen. Deutlich in die Kategorie „Nice-to-have“ ist das Angebot von Print-On-Demand-Diensten, dieses lässt sich aber sehr gut durch ein Outsourcing mit einer externen Druckerei realisieren.

4. Universitätsverlage

Im anglo-amerikanischen Raum haben University Presses eine lange Tradition, sie haben sich inzwischen zu großen Verlagshäusern mit durchaus kommerziellen Zielen entwickelt. In Deutschland gibt

11 Die SUB Göttingen bietet zwei unterschiedliche Publikationsplattformen an: GoeScholar für begutachtete Parallelpublikationen und GoeDoc für sonstige – unreferierte – Publikationen.

Vgl. <http://www.sub.uni-goettingen.de/elektronisches-publizieren/publizieren/> (22.10.2014).

12 <http://www.base-search.net/> (22.10.2014).

13 <http://www.dini.de/dini-zertifikat/> (22.10.2014).

14 Vgl. <http://www.vgwort.de/verguetungen/auszahlungen/texte-im-internet.html> (22.10.2014).

es hingegen bislang recht wenige Universitätsverlage, davon sind sehr viele Neugründungen der letzten Jahre. Von den untersuchten 79 Universitätsbibliotheken sind 13 (Mit-)betreiber eines Universitätsverlages. Die AG der Universitätsverlage hat derzeit 22 Mitglieder, darunter auch Mitglieder aus dem deutschsprachigen Ausland, aus Fachhochschulen und aus sonstigen Forschungseinrichtungen sowie Universitätsverlage, die unabhängig von der jeweiligen Hochschulbibliothek existieren.¹⁵

Universitätsverlage sehen es als ihre Aufgabe an, die wahrgenommene Lücke zwischen den Publikationsnotwendigkeiten der Hochschulangehörigen und den Publikationsangeboten der Profit-Verlage zu schließen. Sie verstehen sich nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung zu den Profit-Verlagen. Es handelt sich um Nonprofit-Unternehmen¹⁶, sie haben in der Regel eine große Affinität zum Open Access. Damit haben diese Verlage oft auch eine gewisse Nähe zu den Repositorien. Im Gegensatz zu diesen gibt es jedoch Verfahren zur Qualitätssicherung. Bei der Veröffentlichung gibt es alle Varianten:

- e-only
- e-only mit Print-on-demand
- Hybrid e- und print
- reine Druckversion mit der Möglichkeit einer Parallelveröffentlichung auf einem Repository

Die Verkaufspreise sind vergleichsweise niedrig. Vorrangig, aber nicht zwingend exklusiv, sollen Autoren aus der eigenen Hochschule angesprochen werden.

Universitätsverlage orientieren sich in ihrer Arbeitsweise am professionellen Verlagsgeschäft (professionelles einheitliches Design der Publikationen, ISBN- und ISSN-Vergabe, Abgabe von Pflichtexemplaren, Eintrag in Buchhandelsverzeichnisse wie VLB, Versand von Rezensionsexemplaren, Marketing usw.). Sie versuchen als Wettbewerbsvorteil gegenüber professionellen Verlagen, kurze Produktionszeiten einzuhalten.

Es werden keine Autorenhonorare gezahlt, in vielen Fällen zahlen Autoren/innen (bzw. die zugehörigen Institute) ganz oder anteilig die reinen Herstellungskosten und werden im Gegenzug an den Verkaufserlösen beteiligt bzw. erhalten Freixemplaren. Einige Universitätsverlage können dagegen die Druckkosten vorfinanzieren bzw. das finanzielle Risiko tragen.

Die wissenschaftliche Verlagslandschaft ist nach wie vor sehr vielfältig und gut ausgeprägt. Aus Sicht der Autoren/innen gibt es zahlreiche Möglichkeiten, eigene Publikationen zu veröffentlichen. Situationen, in denen die sie keine andere Wahl als den eigenen Universitätsverlag haben, werden eher die Ausnahme als die Regel sein. Auch wird ein Universitätsverlag verglichen mit den professionellen Verlagen kaum einen Wettbewerbsvorteil durch höhere Professionalität und bessere Leistungen erreichen können. Punkten können Universitätsverlage dann, wenn die Publikation für die Autoren/innen einerseits sehr bequem und andererseits möglichst preiswert ist. Da Universitätsverlage im

¹⁵ Vgl. https://blog.bibliothek.kit.edu/ag_univerlage/ (22.10.2014).

¹⁶ Es gibt allerdings durchaus auch Universitätsverlage, bei denen Unternehmen Anteilseigner sind.

Vergleich zu Profit-Verlagen keinen Ertrag generieren wollen, werden sie i.d.R. recht preiswerte Publikationsmöglichkeiten bieten können. Eine Hochschulbibliothek, die eine Gründung eines Universitätsverlages in Erwägung zieht, muss also damit rechnen, dass die Kosten-Nutzen-Relation eines solchen Unterfangens hochschulintern in Frage gestellt wird. Unter Umständen ließen sich die mit einem Hochschulverlag verbundenen Kosten auch durch verstärkte Kooperationen senken. Bisher gibt es in der AG der Hochschulverlage noch keine hochschulübergreifenden Verlage, doch gerade in diesem Feld würde sich eine solche Kooperation durchaus anbieten.

5. Open Access Journals / OJS-Instanz

Die technische-organisatorische Betreuung von Open Access Journals ist eine Aufgabe, die auch unabhängig von der Existenz eines Hochschulverlages an einer Hochschulbibliothek angesiedelt werden kann. Die Zahl der Open Access-Journals ist in den letzten Jahren kontinuierlich angestiegen – dabei handelt es sich nicht nur um neugegründete Journals, sondern vielfach auch um die Transformation von bestehenden Printpublikationen in die Open Access-Variante. Das Directory of Open Access Journals verzeichnet bereits über 10.000 Titel.¹⁷ Die 349 deutschen Einträge enthalten ca. 70 Titel, bei denen Hochschulen direkt als „Verleger“ deklariert sind, davon sind 10 in einem Hochschulverlag erschienen, bei weiteren 10 Titel ist die Beteiligung der Hochschulbibliothek ersichtlich. Auf den Webseiten der hier näher betrachteten 78 Universitätsbibliotheken finden sich fünf Bibliotheken, die Open Access-Journals hosten.

Daneben sind auch andere wissenschaftliche Bibliotheken, so etwa die zentralen Fachbibliotheken, im Rahmen ihrer überregionalen Aufgaben an der Herausgabe von Open Access-Zeitschriften beteiligt. Besonders erwähnenswert ist dabei German medical science¹⁸, das von der Deutschen Zentralbibliothek für Medizin betriebene Portal für Online-Zeitschriften, Kongresse und Forschungsberichte aus dem Gesamtbereich der Medizin mit aktuell 16 laufenden Titeln. Das Hochschulbibliothekszentrum Nordrhein-Westfalen hostet im Rahmen der Initiative Digital Peer Publishing DIPP¹⁹ derzeit 18 Journale.

Aber auch kommerzielle Verlage haben inzwischen die Vertriebsform des Open-Access-Journals ausgebaut. Finanziert wird dies zumeist über Artikelgebühren, die von den Autoren/innen zu zahlen sind, gelegentlich auch mit Unterstützung durch wissenschaftliche Fachgesellschaften.

Als technisches Tool hat sich inzwischen Open Journal Systems (OJS)²⁰ durchgesetzt, eine Open-Source-Software für die Verwaltung und Veröffentlichung von peer-reviewed Open Access-Zeitschriften. OJS wurde vom Public Knowledge Project entwickelt und hat inzwischen große Verbreitung. Ein großer Teil der Zeitschriften im Directory of Open Access Journals wird mit OJS betrieben. Die Nutzung dieser Software ermöglicht die Verwaltung von Open Access Journals mit überschaubarem

17 <http://www.doaj.org/> (22.10.2014).

18 <http://www.egms.de> (22.10.2014).

19 <http://www.dipp.nrw.de/> (22.10.2014).

20 <http://pkp.sfu.ca/ojs/> (22.10.2014).

Aufwand. Doch auch wenn hier von überschaubarem Aufwand die Rede ist, darf nicht verschwiegen werden, dass die technisch-organisatorische Betreuung von E-Journals eine Dienstleistung für die herausgebenden Wissenschaftler/innen ist, die bald an Kapazitätsgrenzen stoßen kann, wenn das Angebot in der eigenen Hochschule gut angenommen wird.

Aus der Sicht herausgebender Wissenschaftler/innen bieten Open Access Zeitschriften einige Vorteile: Der Herstellungs- und Verbreitungsprozess der Zeitschrift ist deutlich preiswerter als bei einem Printtitel. Die Publikation von Aufsätzen ist sehr kurzfristig möglich, die Open Access veröffentlichten Forschungsergebnisse sind (bei Nutzung der entsprechenden Technologie, Schnittstellen und Standards) international gut sichtbar und werden häufig intensiver genutzt als dies sogar bei etablierten Print-Zeitschriften der Fall ist. Darüber hinaus bieten E-Journals Möglichkeiten, einen Aufsatz durch dynamische Medien (wie Film- und Tondokumente) zu ergänzen, den Forschungsergebnissen die entsprechenden Forschungsdaten beizufügen, oder auch mit den Lesern über Kommentarfunktionen und ähnliches interaktiv in Kontakt zu treten.

Hochschulbibliotheken, die sich um die technisch-organisatorische Betreuung von Open Access Journalen kümmern, haben i.d.R. nichts mit der inhaltlich-redaktionellen Arbeit zu tun, die bei den Wissenschaftler/innen verbleibt. Die ersten Ansprechpartner für solche E-Journals an der Hochschule sind für die Bibliothek also nicht die jeweiligen Autor/innen, sondern Wissenschaftler/innen, die als Herausgeber ein Journal gründen, auf Open Access umstellen oder auf eine neue technische Plattform migrieren wollen. Diese Herausgeber eines E-Journals sind also die eigentlichen Kunden der Hochschulbibliotheken. Sie werden durch die Hochschulbibliothek bei der Herausgabe eines E-Journals unterstützt. Die Autor/innen für das jeweilige E-Journal kommen hingegen keineswegs zwingend aus der eigenen Hochschule.

In vielen Wissenschaftsdisziplinen ist es immer noch schwierig, qualitativ hochwertige Artikel für Open Access-Journale, die an den Universitäten selbst herausgegeben werden, zu akquirieren, da die Autor/innen bestrebt sind, ihre Publikationen vorrangig in Zeitschriften mit einem besseren Renommee unterzubringen. In den derzeitigen Strukturen ist die Aussicht eines solchen Open Access-Titels, ein hohes Ranking bzw. einen guten Impact-Faktor zu erreichen, immer noch sehr gering.

6. Publikationsfonds

Die Einrichtung von Publikationsfonds an Hochschulen wurde in den letzten Jahren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen der Förderlinie „Elektronische Publikationen“ gefördert, um Hochschulangehörigen bei der Veröffentlichung in qualitätsgeprüften Open Access-Publikationen, die von den Autoren/innen Publikationsgebühren verlangen, Unterstützung bei der Finanzierung von Publikationskosten zu leisten. Antragsberechtigt innerhalb dieser Förderlinie sind die jeweiligen Hochschulleitungen, nicht jedoch unmittelbar die Hochschulbibliotheken – in sehr vielen Fällen werden die Publikationsfonds jedoch in der Praxis an der Hochschulbibliothek angesiedelt. Da nur Open Access-Veröffentlichungen finanziell gefördert werden und die Hochschule die Bereitschaft signalisieren muss, diese Publikationsfonds auch nach Auslaufen der Förderung mit Finanzmitteln auszustatten, setzt dies also den politischen Willen der Hochschulleitung voraus,

Open Access-Publikationen aktiv zu fördern. Hochschulbibliotheken, die selbst aktiv anregen wollen, dass ihre Hochschulen entsprechende Fonds einrichten, sollten sich vergewissern, wie die jeweilige Hochschulleitung zum Thema Open Access steht. Geht hingegen die Initiative von der Hochschulleitung selbst oder von den Wissenschaftler/innen aus, so stellt die organisatorische Beteiligung der Hochschulbibliothek auf jeden Fall eine Möglichkeit dar, mit sehr überschaubarem Aufwand eine weitere Dienstleistung zu etablieren. Publikationsfonds sind jedoch nicht gerade ein originär bibliothekarisches Thema, so dass es auch Konstellationen gibt, diese Fonds außerhalb der Bibliotheken zu verwalten.

Bei der Neueinrichtung eines Publikationsfonds ergibt sich zunächst die Schwierigkeit, den sich daraus resultierenden Finanzbedarf zu quantifizieren und die Vergabebedingungen festzulegen. An vielen Hochschulen dürfte ein Gesamtüberblick über die Open Access-Publikationstätigkeiten ihrer Wissenschaftler/innen fehlen, sofern keine Hochschulbibliographie gepflegt wird. Auch lässt sich kaum prognostizieren, ob der damit geschaffene finanzielle Anreiz dazu führen würde, dass verstärkt Open Access publiziert wird. Der mögliche Imageschaden aus deutlich über- oder unterschätztem Finanzbedarf für solche Publikationsfonds kann im worst case den sonst möglichen Imagegewinn durch diese Dienstleistung überwiegen.

Die mit den Publikationsfonds verbundenen Kosten lassen sich sehr gut nach dem Verursacherprinzip auf Ebene der Fakultäten oder Lehrstühle aufschlüsseln. Von dieser Möglichkeit sollten Hochschulbibliotheken, die Publikationsfonds verwalten, unbedingt Gebrauch machen. Damit kann erreicht werden, dass die entsprechenden Ausschüttungen als Kosten bei den entsprechenden Fakultäten und Lehrstühlen verbucht werden, somit also die Kosten im Bewusstsein der Hochschulleitung nicht als Kosten erscheinen, die von der Bibliothek verursacht werden.

7. Hochschulbibliographie / Forschungsdatenbank

In allen deutschen Hochschulen ist in den letzten Jahren der Druck, Forschung und Lehre unter output-orientierten Gesichtspunkten zu beurteilen, kontinuierlich angewachsen. Dies gilt gleichermaßen für die einzelnen Wissenschaftler/innen wie auch für die Fakultäten und Departements und nicht zuletzt auch für die Hochschulleitung. Aus Sicht der Fakultäts- und Hochschulleitungen werden Informationen zum Publikationsoutput sowohl extern für die Außendarstellung als auch intern für die Steuerung – insbesondere über eine leistungsorientierte Mittelvergabe – benötigt.

Vor diesem Hintergrund wäre eigentlich zu vermuten, dass die Erstellung entsprechender Hochschulbibliographien (für die Veröffentlichungen) und Forschungsdatenbanken (für die laufenden Forschungsvorhaben, aus denen u.U. noch keine Veröffentlichung resultierte) zum Standardangebot einer Hochschulbibliothek gehören müsste. Gerade die Erstellung von Literaturverzeichnissen gehört schließlich unbestritten zur bibliothekarischen Kernkompetenz.

Dennoch finden sich nur bei 22 der hier betrachteten 79 Universitätsbibliotheken tatsächlich entsprechende Bibliographien oder Datenbanken. Dies dürfte nicht zuletzt daran liegen, dass die

Erstellung einer zuverlässigen und vollständigen Hochschulbibliographie ein sehr arbeitsaufwändiges Unterfangen ist. Selbst wenn die Datenerfassung auf der Selbst-Meldung der Wissenschaftler beruht, muss davon ausgegangen werden, dass die Datensätze in nicht unerheblichem Umfang nach bibliothekarischen Kriterien überarbeitet werden müssen und dass – sofern eine annähernde Vollständigkeit erreicht werden soll – auch aktiv nach fehlenden Publikationen auf den Webseiten der Lehrstühle oder in sonstigen öffentlich zugänglichen Datenbanken recherchiert werden muss. Suchmaschinen, die gezielt die Publikationshinweise auf den Lehrstuhlseiten nach Änderungen absuchen, können diese manuelle Tätigkeit unterstützen.

Die Bereitschaft der Wissenschaftler/innen zur Selbstmeldung dürfte dabei entscheidend davon abhängen, welche Anreizsysteme mit der Publikationstätigkeit verbunden sind, d.h. ob sich aus der Meldung konkrete Vorteile ergeben. Doch auch die Bibliothek selbst kann eigene Anreize setzen. Ein guter Anreiz stellt die Möglichkeit dar, aus den Meldungen eigene Publikationslisten zu generieren, die dann auch ohne weiteren Aufwand in die jeweilige persönliche oder Lehrstuhl-Webseite integriert werden kann.²¹ Das die Meldung einfach und selbsterklärend sein sollte, bedarf kaum noch der Erwähnung. Auch der Import von Literaturlisten, die mit den gängigen Literaturverwaltungsprogrammen erstellt wurden, sollte möglich sein.

Wie schon bei den Publikationsservern dargestellt, gilt auch für Universitätsbibliographien, dass diese i.d.R. nicht als eigenständige Rechercheinstrumente Verwendung finden. Um also die Informationen über die Publikationen aus der eigenen Hochschule breit zu streuen, sind entsprechende Schnittstellen zur Einbindung in Suchmaschinen, Discovery- und Metasuch-Systeme notwendig. Und wie in allen bibliographischen Nachweissystemen wäre es auch für die Hochschulbibliographien wünschenswert, neben dem Nachweis auch – wann immer möglich – einen Zugriff zu den eigentlichen Publikationen zu liefern. Dies sollte natürlich im Idealfall per Link auf einen entsprechenden Volltext, alternativ durch die Einbindung in eine Verfügbarkeitsrecherche erfolgen. Dass die Bibliothek die Publikationen aus der eigenen Hochschule auch im Bestand haben sollte, ist leicht einsichtig.

8. Forschungsdatenmanagement

Die Ergebnisse einer Forschungstätigkeit werden in vielen Fällen Publikationen, daneben ggf. aber auch neue Patente, Produkte, Verfahren usw. sein. Wenn hier von Forschungsdaten die Rede ist, so meint dies – vereinfacht ausgedrückt – elektronisch speicherbare (Zwischen-)resultate, die innerhalb des Forschungsprozesses entstehen. Diese Arbeitsdefinition spiegelt die große Vielfalt möglicher Forschungsdaten wieder. Dies können beispielsweise Messdaten aus naturwissenschaftlichen Versuchen (Wetterdaten, medizinische Daten, physikalische Versuche, psychologische Versuche usw.) oder empirische Daten aus Umfragen (Psychologie, Soziologie, Wirtschaft, Pädagogik usw.) oder auch Quelldaten (z.B. Auswertung größerer Text-Corpora, Fotos, Filme usw.) sein. Entscheidend

²¹ Dies wurde z.B. an der UB Bielefeld realisiert, vgl. <http://pub.uni-bielefeld.de>; siehe auch Horstmann, Wolfram; Jahn, Najko: Persönliche Publikationslisten als hochschulweiter Dienst – Eine Bestandsaufnahme. In: Bibliothek Forschung und Praxis 34 (2010), S. 185-193.

dabei ist, dass diese Daten als Resultate innerhalb des Forschungsprozesses entstanden sind und nicht etwa extern beschafft wurden. Eine Sekundäranalyse von Umfrageergebnissen arbeitet zwar auch auf der Grundlage von entsprechenden Daten, diese sind jedoch wie auch die verwendete Literatur nicht im Rahmen dieser Forschung entstanden. Werden jedoch genau gleiche Umfrageergebnisse im Rahmen einer eigenen Befragung gewonnen, so handelt es sich um Forschungsdaten im Sinne dieser Definition. Wenn also hier von Forschungsdatenmanagement die Rede ist, dann ist damit nicht die Aufgabe gemeint, externe Faktendatenbanken zu beschaffen und anzubieten.

Das Thema des Forschungsdatenmanagements ist in den letzten Jahren besonders aktuell geworden, obwohl es ja im Grundsatz bereits seit Jahrzehnten solche elektronisch speicherbaren Forschungsdaten gibt. Dies hängt damit zusammen, dass die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis das Thema Forschungsdaten aufgegriffen haben. Auch einige Hochschulen haben bereits Grundsätze zum Umgang mit Forschungsdaten verabschiedet.²²

Forschungsergebnisse sollen transparent, nachvollziehbar und reproduzierbar sein, als Minimalziel leitet daraus z.B. die DFG die Forderung ab, dass Forschungsdaten mindestens zehn Jahre lang aufbewahrt werden müssen. Doch bleibt es nicht bei diesem Minimalziel: der Druck, Forschungsdaten auch zu veröffentlichen und für die Nachnutzung zur Verfügung zu stellen, steigt. So ist es in E-Journals inzwischen durchaus üblich, dass bei Aufsätzen über empirische Untersuchungen die zugrundeliegenden Forschungsdaten ebenfalls zum Download angeboten werden.²³ Forschungsdaten spielen somit auch für Repositorien und Hochschulverlage eine immer größere Rolle.

Die DFG fordert, dass bereits in entsprechenden Förderanträgen Aussagen zum Umgang mit den gewonnenen Forschungsdaten getroffen werden – idealerweise in Form von Datenmanagementplänen. D.h. Forschungsdatenmanagement ist eine Aufgabe, die bereits in der Phase der Forschungsplanung und -vorbereitung beginnt und nicht erst dann, wenn die Forschung abgeschlossen ist und die Daten archiviert und ggf. veröffentlicht werden sollen. Die Wissenschaftler/innen sind also im Zugzwang, sehen jedoch aus verständlichen Gründen das Forschungsdatenmanagement nicht als ihr ureigenes Kerngeschäft an, sondern als eher lästige Pflicht, die von der eigentlichen Forschungstätigkeit abhält. Es kann also sicher von einem Bedarf an entsprechenden Dienstleistungen ausgegangen werden.

Wie bereits angedeutet, sind hier zwei Grundscenarien anzunehmen: Im ersten Fall geht es hauptsächlich darum, das Minimalziel – die Aufbewahrung der Forschungsdaten für mindestens zehn Jahre – sicher zu stellen. Die Daten bleiben im laufenden Forschungsprozess auf den Arbeitsrechnern der Lehrstühle, nach Abschluss des Forschungsprojektes sollen diese hingegen vielfach an anderer Stelle archiviert werden. Hier steht die Nachnutzung nicht im Vordergrund, aus diesem Grunde sind auch die Anforderungen an die Erschließung recht moderat: es muss sichergestellt werden, dass ein Nutzerkreis, der bereits weiß, dass diese Daten existieren und der die entsprechende

22 So z.B. die Grundsätze zu Forschungsdaten <http://data.uni-bielefeld.de/policy> (22.10.2014) sowie die Resolution des Rektorates zu Forschungsdaten <http://data.uni-bielefeld.de/resolution> (22.10.2014) an der Uni Bielefeld.

23 Das Repositorium DRYAD <http://datadryad.org> bietet beispielsweise die Möglichkeit, Forschungsdaten zu publizierten Aufsätzen aus dem Bereich der Natur- und Lebenswissenschaften hochzuladen.

Zugangsberechtigung hat, die entsprechenden Daten schnell und sicher wieder findet und Zugriff darauf erhalten kann. Daraus ergibt sich neben der physischen Speicherung – aus der sich z.B. Fragen der technischen Formate und der Datensicherung ableiten – die Aufgabe einer rudimentären formalen Erschließung der Datensätze (auf der obersten Ebene eines Datenpaketes) mit gegenseitigen Verweisen zwischen Forschungsdaten und zugehörigen Publikationen sowie des Rechtemanagements, durch das geregelt wird, wer zu diesen Daten Zugriff erhält. Dies ist eine Aufgabe, die von einer Hochschulbibliothek recht gut und zuverlässig erledigt werden kann. Auch die Kooperation mit dem jeweiligen Rechenzentrum, das u.U. mehr Kapazität für die physische Speicherung großer Datenkonglomerate hat, bietet sich an.

Wird hingegen nicht nur die Aufbewahrung der Forschungsdaten intendiert und sollen die Daten auch für die Überprüfung und Nachnutzung durch andere Wissenschaftler/innen veröffentlicht werden, so sind die damit verbundenen Anforderungen ungleich höher, aber gleichzeitig auch sehr heterogen, so dass an dieser Stelle nur einige exemplarische Anforderungen beschrieben werden können: So sind etwa bei allen naturwissenschaftlichen Experimenten die daraus resultierenden Daten nur aussagekräftig, wenn dazu auch Informationen über den konkreten Versuchsaufbau und die Rahmenbedingungen, unter denen die Messungen stattgefunden haben, vorliegen. Liegt beispielsweise eine sozialwissenschaftliche Umfrage vor, die unter dem Oberbegriff „Freizeitverhalten“ gestellt ist, so lässt sich daraus noch nicht erkennen, welche Fragestellungen konkret behandelt wurden. Hier ist eine detaillierte Inhaltserschließung erforderlich, um eine spätere Nachnutzung zu erlauben. Auch werden in aller Regel bei den Datensätzen Vercodungen vorgenommen, so dass z.B. in einem Datensatz zu einer Befragung die möglichen Antworten nicht ausformuliert werden, sondern lediglich von Buchstaben oder Zahlen repräsentiert werden. Ohne entsprechende Auflösungen der Vercodung sind die Daten in aller Regel nicht nutzbar.

Diese Beispiele machen bereits deutlich, dass eine detaillierte Aufbereitung und Erschließung von Forschungsdaten noch nicht einmal innerhalb einer einzelnen Fachdisziplin nach einem standardisierten Erschließungsschema möglich wäre. Auch sind sehr detaillierte Fachkenntnisse gefragt, die auf der Ebene der Fachreferenten einer Hochschulbibliothek nur im Einzelfall vorauszusetzen sind.

Hier ist zum einen die Mitwirkung der Wissenschaftler/innen selbst unerlässlich, zum anderen empfiehlt es sich aber auch, solche Forschungsdaten in überregionalen fachlich orientierten Datenrepositorien, wie sie z.B. im Bereich der Sozialwissenschaften von der GESIS²⁴ angeboten werden, einzustellen. Die Anbieter solcher fachlichen Datenrepositorien haben die notwendige fachliche Kompetenz, mit den entsprechenden Forschungsdaten umzugehen – hier wäre es kaum möglich und sinnvoll, dezentral an den jeweiligen Hochschulstandorten solche Kompetenzen aufzubauen.

Was sind also potentielle und Erfolg versprechende Dienstleistungsangebote einer Hochschulbibliothek? Wie bereits beschrieben sollte die Hochschulbibliothek – ggf. in Kooperation mit dem jeweiligen Rechenzentrum – zukünftig in der Lage sein, Dienstleistungen im Rahmen der reinen Archivierung (physische Archivierung, Vergabe persistenter Identifikatoren, rudimentäre Erschließung,

24 <http://www.gesis.org/unser-angebot/archivieren-und-registrieren/> (22.10.2014).

Verknüpfung mit zugehörigen Publikationen und Rechtemanagement) anzubieten. Daneben sollte die Hochschulbibliothek über einen Data librarian fachübergreifende Beratungsangebote im Sinne eines first-level-support bieten, die sich insbesondere auf die folgenden Themen beziehen:

- Erstellung eines Datenmanagementplans
- Datenschutz, Urheber- und Nutzungsrechte
- Dateiformate, Datenorganisation
- Aufbereitung, Dokumentation, Metadaten, persistente Identifikatoren
- Publizieren und Zitieren von Forschungsdaten
- Ingest-Verfahren bei Daten-Repositoryen

Ergänzend könnte auch die Unterstützung beim Ingest von Forschungsdaten in die überregionalen Fachrepositoryen geleistet werden. Angefangen von der Vermittlung zu Kontakten bis hin zur konkreten Dateneinspielung.

Bei allen darüber hinausgehenden Dienstleistungen wird es hingegen in der Regel sinnvoll sein, die Rolle der Hochschulbibliothek als Makler zwischen den Wissenschaftler/innen und den bereits erwähnten überregionalen fachlichen Datenrepositoryen zu definieren.

9. Bibliometrie

Mit bibliometrischen Methoden kann die Publikationsleistung (der Forschungsoutput) einer Hochschule, einer Fakultät, eines Instituts, einer Forschungsgruppe oder eines individuellen Wissenschaftlers analysiert werden. Die Publikationen können unter quantitativen (z.B. Anzahl der Publikationen) und qualitativen (z.B. Impact der Publikationsorgane, in denen publiziert wird / Kooperationsbeziehungen usw.) Aspekten untersucht werden. Daneben stehen die Rezeption und Wahrnehmung der Publikationen in der Wissenschafts-Community im Mittelpunkt des Interesses. Zu diesem Zwecke bedient sich die Bibliometrie insbesondere verschiedener Varianten der Zitationsanalyse sowie Methoden der altmetrics zur Erfassung des Impacts der Forschung in Web 2.0. Anwendungen.

Von den hier analysierten Hochschulbibliotheken bieten lediglich vier bereits explizit Dienstleistungen aus dem Bereich der Bibliometrie an. Dienstleistungen im Bereich der Bibliometrie zielen zum einen auf die Hochschulleitung. Diese nutzt Erkenntnisse aus der Bibliometrie als Datenbasis für das Controlling und die strategische Steuerung. Zum anderen können aber auch die Wissenschaftler direkt von den Dienstleistungen profitieren (wobei allerdings zu beachten ist, dass viele Wissenschaftler/innen der bibliometrischen Analyse ihrer Publikationen ausgesprochen skeptisch begegnen). Neben Informationen zur Rezeption der eigenen Publikationen kann die Bibliothek z.B. auch vor einer Publikation Informationen zum Impact unterschiedlicher Zeitschriften vermitteln, auf deren Grundlage Wissenschaftler/innen dann entscheiden können, welcher Zeitschrift sie ihren Aufsatz anbieten wollen. Daneben bietet es sich an, den Wissenschaftler/innen über entsprechende Web-Informationsangebote und ggf. Kurse Informationen rund um das Themenfeld Bibliometrie aufzubereiten. Auch im Kontext von Berufungsverhandlungen könnte durch den Einsatz entsprechender Tools die Publikationsleistung der Bewerber analysiert werden.

Die Qualität bibliometrischer Analysen hängt entscheidend von der Qualität der zugrundeliegenden Daten ab: Valide bibliometrische Untersuchungen setzen voraus, dass eine zuverlässige Datenbasis aller an der jeweiligen Hochschule entstandenen Publikationen existiert, hier nutzt – falls vorhanden – die Bibliometrie die Daten aus der Hochschulbibliographie bzw. Forschungsdatenbank. Die Wissenschaftler/innen müssen motiviert sein bzw. werden, ihre eigenen Publikationen zuverlässig zu melden (bzw. von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern melden zu lassen).

Darüber hinaus ist jedoch für die Zitationsanalyse die Qualität der – extern zu beschaffenden – Zitationsdaten sehr heterogen.²⁵ Eine hervorragende Datenlage im Bereich STM trägt dazu bei, dass die Ergebnisse für entsprechende Untersuchungen in diesem Fächerspektrum sehr aussagekräftige Ergebnisse bringen würden, hingegen die Ergebnisse insbesondere im Bereich geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen aufgrund einer deutlich schlechteren internationalen Datenbasis – in Kombination mit der Publikationskultur dieser Fächer – derzeit nur bedingte Aussagekraft haben würden. In jedem Falle muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Häufigkeit, mit der ein Werk zitiert wird, nicht zwingend eine Aussage über dessen Qualität erlaubt, da ja auch Zitationen mit kritischer Intention möglich sind. Es muss also auch Aufgabe der Bibliothek sein, auf die Schwächen und Grenzen der zur Verfügung stehenden Instrumentarien hinzuweisen.

10. Sonstige Dienstleistungen

Das Service-Portfolio der publikationsunterstützenden Dienstleistungen kann daneben auch noch einige „kleinere“ Dienstleistungen umfassen, die an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden sollen:

Einige Wissenschaftsverlage bieten Autoren-Workshops an, in denen insbesondere Nachwuchswissenschaftler/innen Hilfestellung dazu bekommen, ihre Publikationen in anerkannten Journalen platzieren zu können.²⁶

Der Erwerb von Campuslizenzen für Literaturverwaltungsprogramme wie Citavi, Endnote, RefWorks usw. gehört schon fast zum Standardangebot vieler Hochschulbibliotheken. Dies wird teilweise auch durch Schulungen dieser Programme (aber auch von freeware-Programmen wie BibTex, Mendeley oder Zotero) ergänzt. Diese Dienstleistung zielt natürlich nicht nur auf die publizierenden Wissenschaftler/innen, sondern ist auch für die Studierenden spätestens bei der Abfassung der Bachelor- und Master-Thesis von Interesse.

Wie schon erwähnt, stehen viele Wissenschaftler/innen der Publikation in Open Access noch sehr

25 Wichtige Datenquellen für die Zitationsanalyse sind die Datenbanken Web of Science <http://wokinfo.com/> (22.10.2014), Journal Citation Reports <http://thomsonreuters.com/journal-citation-reports/> (22.10.2014), Scopus <http://www.elsevier.com/online-tools/scopus> (22.10.2014), aber auch freie Quellen wie Google Scholar <http://scholar.google.de/> (22.10.2014) bzw. Google Scholar Citations <http://scholar.google.com/citations> (22.10.2014), eigenfactor.org <http://www.eigenfactor.org/> (22.10.2014) und SCImago <http://www.scimagojr.com/index.php> (22.10.2014). Daneben gibt es auch noch spezielle Analysetools, mit denen die bibliometrische Analyse in den oben genannten Datenbanken erleichtert wird: z.B. Incites <http://researchanalytics.thomsonreuters.com/incites/> (22.10.2014) und SciVal <http://info.scival.com/> (22.10.2014).

26 Z.B. die Workshops von Emerald <http://www.emeraldinsight.com/authors/workshops/rpp.htm> (22.10.2014).

ambivalent gegenüber. Durch Informationsangebote zum Open Access kann die Hochschulbibliothek auch Entscheidungsunterstützung bieten, z.B. zu der wichtigen Frage der Zweitverwertungsrechte von Publikationen in Open Access. Einige Bibliotheken bauen dazu eigene Informations-Seiten auf, letztlich dürfte aber ein prominent platzierter Link zur überregionalen Informationsplattform Open-Access.net²⁷ ausreichen, damit die Wissenschaftler der eigenen Hochschule bei Bedarf die notwendigen Informationen erhalten können.

Einen eher technischen Ansatz verfolgt das Projekt CARPET Community for Academic Reviewing, Publishing and Editorial Technology.²⁸ In diesem Gemeinschaftsprojekt der HU Berlin, der SUB Göttingen sowie der Max Planck Digital Library finden Wissenschaftler/innen Informationen und Austauschmöglichkeiten zu technischen Werkzeugen und Software, die im Publikationsprozess zum Einsatz kommen können. Das Spektrum reicht von Textverarbeitungsprogrammen, Literaturverwaltungsprogrammen, Software zur Grafik- oder Rohdatenverarbeitung bis hin zu komplexeren Softwaresystemen und Virtuellen Forschungsumgebungen.

11. Publikationsdienstleistungen als zusammenhängendes Portfolio

Die bisherigen Analysen haben ergeben, dass nahezu alle Universitätsbibliotheken einen Grundstock an publikationsunterstützenden Dienstleistungen anbieten, wobei die Hochschulschriften-server inzwischen Standard sind, andere Angebote hingegen eher selten. Insgesamt ist jedoch festzustellen, dass viele Bibliotheken ihr Angebot an Publikationsservices in den letzten Jahren erweitert haben. Diese Dienstleistungen haben das Potential, ein wichtiges weiteres Standbein für die Universitätsbibliotheken zu werden und dabei die Dienstleistungen der Bibliothek wieder stärker im Bewusstsein der Entscheidungsträger der Hochschule zu verankern.

Damit dieses Potential ausgeschöpft wird, sind zwei Schritte notwendig, die in den meisten Bibliotheken bisher noch nicht ausreichend realisiert sind: Zum einen müssen die publikationsunterstützenden Dienstleistungen in der Hochschulöffentlichkeit offensiv als wichtiger Bestandteil des Dienstleistungsangebotes vermarktet werden. Der Umstand, dass in dieser Beziehung in fast allen Universitätsbibliotheken noch deutlicher Nachholbedarf zu konstatieren ist, wurde bereits in der einleitenden Analyse der Web-Präsentationen der Universitätsbibliotheken deutlich. Und zum anderen müssen die Publikationsservices als zusammenhängendes Dienstleistungsportfolio begriffen und behandelt werden. In der Außenperspektive bedeutet dies, dass die Wissenschaftler/innen der eigenen Hochschule für alle Fragen rund um ihre eigene Publikationstätigkeit in der Universitätsbibliothek eine (!) Ansprechperson haben, die mindestens in der Lage ist, eine Art „first-level-support“ zu leisten und weiterführende Fragen an die zuständigen Stellen zu vermitteln. In der Innenperspektive kommt es darauf an, die Zusammengehörigkeit dieser Serviceangebote im Bewusstsein der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu verankern, so dass diese in ihren Aktivitäten die Belange der jeweils anderen Angebote mit bedenken. Durch eine auch organisatorische

27 <http://www.Open-Access.net/> (22.10.2014).

28 <http://carpet-project.net/> (22.10.2014).

Zusammenführung dieser Aktivitäten in eine Organisationseinheit lassen sich die hier aufzubauenden Spezialkompetenzen besonders gut bündeln.

Sehr schnell lassen sich zahlreiche Beispiele dafür finden, dass die publikationsunterstützenden Dienstleistungen miteinander in Verbindung stehen und sich daraus gegenseitige Synergieeffekte ableiten lassen. Die hier aufgeführten Beispiele erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit:

- Der enge Zusammenhang zwischen den Forschungsdaten und den zugehörigen Publikationen ist evident: In aller Regel werden Forschungsdaten erst dann archiviert und veröffentlicht, nachdem sie innerhalb eines Forschungsvorhabens genutzt wurden. Somit liegt zumeist auch eine Publikation zu den Forschungsergebnissen vor, in denen die Forschungsdaten ausgewertet wurden. Sofern diese Publikation ebenfalls über einen eigenen Publikationskanal veröffentlicht wird, sollten gegenseitige Verweise bzw. Verlinkungen zwischen Publikation und Forschungsdaten selbstverständlich sein. Doch auch bei einer externen kommerziellen Publikation können auf der Ebene der Metadaten gegenseitige Verweise bzw. Verlinkungen angebracht werden.
- Auch die enge Verknüpfung eines Hochschulverlags mit einem institutionellen Repositorium ist vielfach Praxis. Hochschulverlage sind i.d.R. bemüht, die Publikationen auch (oder ausschließlich) Open Access anzubieten. Bei den Hochschulverlagen, die reine Open Access-Onlinepublikationen anbieten, sind die Trennlinien zu einem Repositorium teilweise schon fließend.
- Meldeformulare für Hochschulbibliographien sowie Anträge auf Mittel aus Publikationsfonds können sinnvoll mit einer Möglichkeit verknüpft werden, gleichzeitig die jeweiligen Publikationen auf dem Repositorium einzustellen.
- Hochschulbibliographien und Forschungsdatenbanken bieten eine gute Grundlage für bibliometrische Analysen.

Begreift man die publikationsunterstützenden Dienstleistungen als ein zusammenhängendes Portfolio, so bietet es sich an, Kooperationspartner auch innerhalb der eigenen Hochschule zu finden. Im Bereich der Archivierung von Forschungsdaten bietet sich eine Kooperation mit dem jeweiligen Rechenzentrum an. Darüber hinaus sind jedoch auch Kooperationen mit dem Forschungsmanagement innerhalb der Hochschulverwaltungen, z.B. im Bereich der Forschungsdatenbanken, vielversprechend. Exemplarisch sei hier auf ein Projekt „Aufbau eines Forschungsinformationssystems und einer Dienstleistungsinfrastruktur zum Digitalen Publizieren“ der TIB Hannover in Kooperation mit dem Dezernat Forschung der Universitätsverwaltung verwiesen. „Ziele des Projektes sind die Einführung eines zentralen Forschungsinformationssystems, in dem grundlegende Daten über die Forschungsaktivitäten und -ergebnisse der Leibniz Universität Hannover erfasst werden, und der Aufbau einer Dienstleistungsstruktur zum Digitalen Publizieren, welche den Ausbau des Beratungs- und Schulungsangebots, ein institutionelles Repositorium sowie einen Publikationsfonds umfasst. Die Kopplung dieser Projektziele als ganzheitlicher Ansatz dient der erhöhten Sichtbarkeit von Forschungsleistungen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Leibniz Universität. Gleichzeitig wird der freie Zugang zu wissenschaftlichen Informationen gefördert und die Wissenschaft

in ihren administrativen Prozessen entlastet.“²⁹ Das Teilprojekt Forschungsinformationssystem widmet sich dem Aufbau einer Forschungsdatenbank, das Teilprojekt Digitales Publizieren umfasst die Module Publikationsfonds, Schulungs- und Beratungsangebote zu Open Access sowie Institutionelles Repositorium. Damit sind die publikationsunterstützenden Dienstleistungen sehr gut zu einem zusammenhängenden Dienstleistungsportfolio vereint und gleichzeitig die Kooperation mit der Hochschulverwaltung intensiviert worden.

12. Fazit: Die strategische Bedeutung der publikationsunterstützenden Dienstleistungen

Bereits einleitend wurde darauf hingewiesen, dass die Aufgabe der Literatur- und Informationsversorgung durch Hochschulbibliotheken vielfach in Frage gestellt wird. Dies gilt insbesondere für die Wissenschaftler/innen (Professor/innen), die natürlich innerhalb einer Hochschule die wichtigsten Stakeholder und Entscheidungsträger sind. Diese Gruppe nutzt die Hochschulbibliothek erfahrungsgemäß vergleichsweise wenig oder eher indirekt (Ausleihen durch studentische Hilfskräfte; Nutzung der E-Ressourcen über direkte bookmarks, ohne Kenntnis der dahinter liegenden Lizenzsituation usw.). Auch andere Dienstleistungen, wie z.B. im Kontext der Informationskompetenz, tragen kaum dazu bei, dass die Hochschulbibliothek stärker im Bewusstsein der Professor/innen verankert wird.

Publikationsunterstützende Dienstleistungen haben hingegen das Potential, auch von den Professor/innen intensiv wahrgenommen zu werden. Dies ist eine große Chance, bietet aber auch ein gewisses Risiko. Wie bereits dargestellt ist keineswegs davon auszugehen, dass sich die Interessen von Bibliothek, Hochschulleitung und Wissenschaftler/innen in diesem Kontext zwingend decken. Wissenschaftler betrachten die Publikationskanäle der eigenen Hochschulbibliothek keineswegs als erste Wahl. Sie haben auch nicht unbedingt ein ausgeprägtes Interesse daran, die eigenen Publikationen in Open Access zur Verfügung zu stellen. Und sie nehmen z.B. bei einer Meldung an eine Hochschulbibliographie erst einmal den unpopulären Aufwand dieser Meldung wahr, und – falls überhaupt – erst anschließend den sich daraus für sie ergebenden Nutzen.

Gerade im Falle der Hochschulbibliographie ist es leider unumgänglich, dass – im Idealfall durch die Hochschulleitung und nicht durch die Bibliothek – an die Adresse der Wissenschaftler/innen auch ein gewisser Erwartungsdruck aufgebaut wird, da diese ja möglichst vollständig sein soll. Doch in allen anderen Bereichen ist die Hochschulbibliothek gut beraten, ihre Dienstleistungen nicht zu offensiv anzupreisen, sondern als ein offenes Angebot zu kommunizieren, dass den Wissenschaftler/innen die Freiheit lässt, auf anderem Wege zu publizieren.

Besonders Erfolg versprechend erscheint dabei die Beschäftigung mit dem Forschungsdatenmanagement, da in dieser Hinsicht die Wissenschaftler/innen eher Handlungsdruck von anderer Seite empfinden und die potentiellen Hilfestellungen durch die Bibliothek begrüßen werden.

29 <http://www.dezernat4.uni-hannover.de/foinfo.html> (22.10.2014).

Literaturverzeichnis:

- Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen: Grundsätze zum Umgang mit Forschungsdaten 2010 http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/allianz/2010/100624_allianz_forschungsdaten.pdf (22.10.2014).
- European Union Guidelines on Data Management in Horizon 2020. 2013 http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-data-mgt_en.pdf (22.10.2014).
- European Union: Guidelines on Open Access to Scientific Publications and Research Data in Horizon 2020. 2013 http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-pilot-guide_en.pdf (22.10.2014).
- Gemeinsame Erklärung der Wissenschaftsorganisationen Open Access und Urheberrecht: Kein Eingriff in die Publikationsfreiheit, Berlin u.a. 2009 http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/pi_allianz_open_access.pdf (22.10.2014).
- Horstmann, Wolfram; Jahn, Najko: Persönliche Publikationslisten als hochschulweiter Dienst – Eine Bestandsaufnahme. In: Bibliothek Forschung und Praxis 34 (2010), S. 185-193.
- Open Access und Forschungsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft http://www.dfg.de/dfg_magazin/forschungspolitik_standpunkte_perspektiven/open_access/index.html (22.10.2014).

Error in objecto – Warum E-Books keine Bücher sind

Ruth Katzenberger, Universitätsbibliothek der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Zusammenfassung:

Elektronische Medien gewinnen für Bibliotheken zunehmend an Bedeutung. Trotz dieser Entwicklung bestehen in der bibliothekarischen Praxis erhebliche Unsicherheiten beim Umgang mit elektronischen Medien. Das liegt vor allem daran, dass ein gedrucktes Buch und seine elektronische Version den gleichen Inhalt haben. So liegt der Schluss nahe, dass es sich beim Print-Buch und seinem elektronischen Pendant um ein Zwillingspaar handelt, das in der bibliothekarischen Arbeit gleich behandelt werden kann. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn bei der elektronischen Ausleihe der E-Books von Ausleihe, Vormerkung und Widerruf gesprochen wird. Nachfolgend soll verdeutlicht werden, dass der digitale Zwilling des Printbuches aus rechtlicher Sicht gerade kein „echter Zwilling“ ist. Dieser Beitrag umreißt die rechtliche Problematik, die sich ergibt, sobald Bibliotheken ihren Nutzern E-Books zur Verfügung stellen.

Abstract:

Although electronic media are becoming more and more important for libraries, there is still considerable uncertainty about how to deal with these materials. Electronic media and print media have the same content. Therefore, librarians tend to think that a printed book and its electronic counterpart are, as it were, a pair of twins which can be treated alike. This assumption is reinforced by the use of traditional terminology like “borrowing” and “reservation” in the context of e-books, e-papers etc. However, from a legal point of view, the digital twin is not a twin at all. The paper describes the legal problems connected to e-lending in libraries.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S92-99](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S92-99)

Autorenidentifikation: *Katzenberger, Ruth: GND 1038760852*

1. Das Buch und sein Inhalt

Ein E-Book und sein gedrucktes Pendant zeichnen sich durch eine Tatsache aus: Beide haben denselben Inhalt. Für Bibliotheksnutzer macht es zunächst keinen Unterschied, ob sie den neusten Bestseller in gedruckter oder elektronischer Form lesen – ihnen kommt es schließlich auf den Inhalt an. Doch führt dieser Umstand zu einer rechtlichen Gleichbehandlung von Buch und E-Book?

Betrachtet man ein Buch aus rechtlicher Sicht, muss man unterscheiden: Zum einen geht es um das schöpferische Werk, den Inhalt des Buches; zum anderen geht es um das gegenständliche Objekt, das Buch an sich. Auf der einen Seite steht das Urheberrecht, das das geistige Eigentum des Werk-schöpfers schützt, auf der anderen Seite steht das Bürgerliche Recht, das das Eigentum am Buch, der körperlichen Erscheinungsform des Werkes, schützt und regelt.

Im Wesentlichen lässt sich das Verhältnis zwischen Urheberrecht und Eigentumsrecht so beschreiben: Das Urheberrecht erstreckt sich auf das Werk als geistiges Gut, das Eigentum erstreckt sich hingegen

nur auf das körperliche Festlegungsexemplar, das Werkstück.¹ Allerdings wird das Werkstück in gewisser Hinsicht auch vom Urheberrecht erfasst; wenn die beiden Rechte in der Hand verschiedener Personen liegen, können sich Konflikte ergeben.² Diese Konfliktsituationen müssen in der bibliothekarischen Alltagspraxis gemeistert werden: Die Bibliothek möchte als Eigentümerin ihre Bücher verleihen; dem gegenüber steht der Urheber als Eigentümer seiner geistigen Schöpfung.

Die Herrschaftssphären der Berechtigten müssen also gegeneinander abgegrenzt werden.³ Das Sacheigentum am Werk kann durch das Urheberrecht eingeschränkt werden – die Bibliothek darf mit ihren Büchern oder E-Books also keineswegs verfahren, wie sie möchte. Vielmehr sind die Regelungen des Urheberrechts zu beachten, die die Bibliothek in ihrer Verfügungsbefugnis einschränken können.

Wie verhält es sich nun mit der Ausleihe von Büchern und E-Books? Begrifflichkeiten wie „Onleihe“ suggerieren, dass bei der elektronischen Ausleihe eines E-Books genau dasselbe passiert, wie bei der Ausleihe eines gedruckten Buchs. Betrachtet man die beiden „Ausleihvorgänge“ genauer, wird schnell deutlich, dass es sich rechtlich gesehen um zwei gänzlich unterschiedliche Sachverhalte handelt:

2. Das „Ausleihen“ von gedruckten und elektronischen Büchern

Die Ausleihe von Büchern muss unter zwei Blickwinkeln betrachtet werden: Zum einen geht es um die Gebrauchsüberlassung eines Objekts – dem Buch oder E-Book –, zum anderen wird eine geistige Schöpfung weiterverbreitet. Hier sind also wiederum zwei Normengefüge relevant: Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) und das Urhebergesetz (UrhG).

2.1. Die Ausleihe von gedruckten Büchern

An der Ausleihtheke verbucht der Bibliothekar das Buch auf das Nutzerkonto und übergibt es anschließend dem Nutzer. Nach Ablauf der Leihfrist übergibt der Nutzer wiederum das Buch an die Bibliothek. Dieser alltägliche Vorgang beinhaltet mehrere rechtliche Aspekte:

2.1.1. Bürgerlich-Rechtliche Rahmenbedingungen: Der Leihvertrag nach §§ 598 ff. BGB

Die Ausleihe von gedruckten Büchern in Bibliotheken wird durch die §§ 598 ff. BGB geregelt.⁴ Jeder Ausleihvorgang stellt rechtlich gesehen einen Leihvertrag zwischen Bibliothek (bzw. deren Träger) und Nutzer dar. Gegenstand der Leihe können allein Sachen sein. Das BGB definiert den Begriff der Sache in § 90 BGB. Danach sind Sachen im Sinne des BGB nur körperliche Gegenstände.

1 Reh binder, Manfred: Urheberrecht. 16. Aufl., München: C.H. Beck, 2010, § 8 Rn. 113.

2 Reh binder (wie Anm. 1), § 17 Rn. 113.

3 BGHZ 44, 288.

4 Ob das Benutzungsverhältnis zwischen der Bibliothek und ihren Benutzern bzw. das Leihverhältnis öffentlich-rechtlich oder privatrechtlich organisiert ist, ist dabei unerheblich. Vgl. hierzu Beger, Gabriele: Ausleihe von Medien gegen Gebühr. In: Bibliotheksdienst 39 (2005), S. 229-232 (S. 230).

Gem. § 598 BGB handelt es sich bei der Leihe um einen Vertrag, bei dem sich der Verleiher verpflichtet, dem Entleiher den – zeitlich begrenzten – Gebrauch einer Sache (also eines körperlichen Gegenstands) unentgeltlich zu gestatten. Beide Vertragsparteien müssen die Hauptpflichten des Vertrages erfüllen:

Die Bibliothek gestattet ihrem Nutzer, ein Buch für die Dauer der Leihfrist kostenlos zu gebrauchen. Dazu muss sie dem Nutzer den Besitz am Buch überlassen. Auch den Entleiher des Buches treffen Pflichten: Er darf das Buch nur vertragsgemäß gebrauchen (§ 603 BGB) und muss es nach Ablauf der Leihfrist zurückgeben (§ 604 Abs. 1 BGB).

Zusammengefasst passiert bei der Ausleihe von gedruckten Büchern in Bibliotheken Folgendes: Der Besitz an einem körperlichen Objekt, dem Buch, wird dem Bibliotheknutzer für die Dauer der Leihfrist überlassen. Die Regeln und Pflichten dieses Vorgangs bestimmen sich nach den §§ 598 ff. BGB.

2.1.2. Urheberrechtliche Rahmenbedingungen: Der Erschöpfungsgrundsatz nach § 17 Abs. 2 UrhG als zentrale Norm

Der Inhalt eines Buches bzw. eines E-Books wird aus urheberrechtlicher Sicht als Schriftwerk nach § 2 Abs. 1 Nr. 1 Var. 1 geschützt.⁵

Gem. § 17 Abs. 1 UrhG ist das Verbreitungsrecht das Recht, das Original oder Vervielfältigungsstücke des Werkes der Öffentlichkeit anzubieten oder in Verkehr zu bringen. Das bedeutet nichts anderes, als dass der Urheber umfassend bestimmen darf, ob und wie sein Werk als Original oder Vervielfältigungsstück an die Öffentlichkeit gelangt.⁶ Da es zu den ausschließlichen Verwertungsrechten des Urhebers zählt, steht das Verbreitungsrecht grundsätzlich allein dem Urheber zu (§ 15 Abs. 1 Nr. 2 UrhG).

Beim Ausleihvorgang handelt es sich um eine Verbreitungshandlung nach § 17 Abs. 1 UrhG: Die Bibliothek gibt Werkexemplare an Dritte – ihre Nutzer – weiter und greift damit in das ausschließliche Verbreitungsrecht des Urheber ein.

Dieses Verbreitungsrecht – also das Bestimmungsrecht darüber, ob und wie das Werk an die Öffentlichkeit gelangt – erschöpft sich nach § 17 Abs. 2 UrhG jedoch immer dann, wenn das Original oder Vervielfältigungsstücke des Werkes mit Zustimmung des Urhebers im Wege der Veräußerung in Verkehr gebracht worden sind. Dann ist eine Weiterverbreitung mit Ausnahme der Vermietung zulässig. Der Urheber gibt mit der Veräußerung seine Herrschaft über das Werkstück also grundsätzlich auf, das Werk wird auf diese Weise verkehrsfähig.⁷

Der Erschöpfungsgrundsatz nach § 17 Abs. 2 UrhG ist damit die zentrale Vorschrift für den

5 Ganzhorn, Marco: Ist ein E-Book ein Buch? Das Verhältnis von Büchern und E-Books unter besonderer Berücksichtigung der UsedSoft-Rechtsprechung. In: Computer und Recht 2014, S. 492-497 (S. 492).

6 Heerma, Jan Dirk. In: Wandtke Artur-Axel; Bullinger, Winfried (Hg.): Praxiskommentar zum Urheberrecht. 4. Aufl., München: C. H. Beck, 2014, § 17 Rn. 1.

7 Heerma (wie Anm. 6), § 17 Rn. 23.

bibliothekarischen Alltag: Nur deshalb, weil sich das Verbreitungsrecht des Urhebers erschöpft hat, dürfen Bibliotheken ihre Bestandsbücher verleihen ohne beim Urheber um Erlaubnis fragen zu müssen. Die Möglichkeit des Verleihs ist den Bibliotheken damit rechtlich eröffnet. Die materiellen Interessen des Urhebers werden hierdurch allerdings stark beeinträchtigt. Der Gesetzgeber hat mit § 27 UrhG deshalb einen Interessenausgleich geschaffen, indem er die sogenannte Bibliothekskantante eingeführt hat. Dem Urheber ist nach § 27 Abs. 2 UrhG eine angemessene Vergütung für das Verleihen zu zahlen. Die Bibliothek darf ihre Bücher also nicht „einfach so“ verleihen; vielmehr ist dafür eine Entschädigung an den Urheber zu zahlen. Dieser Vergütungsanspruch des Urhebers wird gem. § 27 Abs. 3 UrhG durch die Verwertungsgesellschaften geltend gemacht. In der Praxis geschieht das durch den „Gesamtvertrag über die Abgeltung der Ansprüche nach § 27 Abs. 2 UrhG (Bibliothekskantante)“, der zwischen Bund, Ländern und den Verwertungsgesellschaften geschlossen wird.⁸ Bund und Länder zahlen damit eine Entschädigung dafür, dass Werke in öffentlich zugänglichen Einrichtungen, wie z.B. Bibliotheken, ausgeliehen werden dürfen.

2.2. Die elektronische Ausleihe

Bei der elektronischen Ausleihe erhält der Nutzer für einen gewissen Zeitraum Zugriff auf ein E-Book. Nutzerfreundlich werden die Angebote der elektronischen Ausleihe mit dem Vokabular der Ausleihe gedruckter Bücher beschrieben: So ist von Ausleihe, Vormerkung und Rückgabe die Rede.⁹ Ob es sich rechtlich gesehen um denselben Vorgang wie beim gedruckten Buch handelt, bleibt zu überprüfen:

2.2.1. Bürgerlich-Rechtliche Rahmenbedingungen: Lizenzverträge

Bei der Leihe nach § 598 ff. BGB wechselt eine Sache den Besitzer. Ein bestimmtes Buch wird an der Ausleihtheke an den Nutzer übergeben. Ein E-Book ist aber schon gar keine Sache nach § 90 BGB, denn schließlich handelt es sich um keinen körperlichen Gegenstand. Es wechselt auch nicht das konkrete E-Book den Besitzer: Der Nutzer erhält beim Download lediglich eine Kopie des E-Books. Der Nutzer gibt das E-Book nicht an die Bibliothek zurück, die Datei wird im Regelfall für den Nutzer nach Ablauf der „Leihfrist“ unleserlich. Während Gegenstand der Ausleihe beim gedruckten Buch ein einziges, bestimmtes Buch ist, steht im Fokus der Ausleihe eines E-Books eine Datei, die gedownloadet und kopiert wird. Die Ausgangslage beider Ausleihvorgänge unterscheidet sich damit maßgeblich.

Der Leihvertrag nach §§ 598ff BGB greift nicht ein; deshalb sind Lizenzverträge notwendig. Die Rahmenbedingungen der Ausleihkonditionen für E-Books werden daher durch Lizenzverträge¹⁰ mit den einzelnen E-Book-Anbietern oder Aggregatoren bestimmt.

8 Der aktuelle Gesamtvertrag ist auf der Homepage des Deutschen Bibliotheksverbands abrufbar: http://www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/DBV/vereinbarungen/Vertrag__27Abs2UrhG_unterschrieben_20110814.pdf (28.10.2014).

9 Vgl. z.B. <http://www.onleihe.net/fragen-rund-um-die-onleihe.html> (28.10.2014).

10 Lizenzverträge sind meist sogenannte gemischte Verträge. Darunter versteht man Verträge, die in ihrer Form nicht im Gesetz bestimmt, sondern aus verschiedenen Vertragstypen zusammengestellt sind (vgl. hierzu Medicus, Dieter; Lorenz, Stephan: Schuldrecht II, Besonderer Teil. 17. Aufl., München: C. H. Beck, 2014, § 127 Rn. 1077). Diese gemischten Verträge können durchaus Elemente eines Leihvertrages beinhalten.

2.2.2. Urheberrechtliche Rahmenbedingungen: Anwendbarkeit des Erschöpfungsgrundsatzes?

Bei der Ausleihe eines E-Books sind andere Nutzungsrechte des Urhebers als beim gedruckten Buch betroffen. Je nach Anbieterform ist das Recht der öffentlichen Zugänglichmachung nach § 19a UrhG durch die Bereitstellung im Internet relevant; auch das Vervielfältigungsrecht nach § 16 UrhG ist bei jedem Download- bzw. Speichervorgang durch die Bibliothek und durch die Bibliotheksnutzer betroffen.¹¹ Während bei der Ausleihe eines gedruckten Buches ein und dasselbe Exemplar den Besitzer wechselt, wird bei jedem Download bzw. Speichern des E-Books eine Kopie erstellt.

Die Bibliothek darf das gedruckte Buch ohne Zustimmung des Urhebers verleihen, weil sich sein Verbreitungsrecht am Buch gem. § 17 Abs. 2 UrhG erschöpft hat. Die Erschöpfung bezieht sich aber allein auf das Verbreitungsrecht.¹² Für andere Nutzungsarten hat der Gesetzgeber gerade keine Erschöpfungswirkung vorgesehen. Um die Verbreitung geht es bei der Ausleihe von E-Books aber gerade nicht – das Werk wird vielmehr vervielfältigt und ggf. öffentlich zugänglich gemacht. Wird ein Werk also wie das E-Book unkörperlich genutzt, müssen die hierfür vorgesehen Nutzungsrechte grundsätzlich weiterhin erworben werden.¹³

Etwas anderes kann nur dann gelten, wenn der Erschöpfungsgrundsatz auf die Ausleihe von E-Books übertragbar ist und entsprechende Anwendung findet. Ob dem so ist, wird heftig diskutiert. Diese Diskussion wurde vor allem durch die sogenannte UsedSoft-Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH)¹⁴ neu entfacht. Im konkreten Fall ging es um die Zulässigkeit des Weiterverkaufs gebrauchter Paketlizenzen für Computerprogramme. Der EuGH hat in diesem Urteil die Auffassung vertreten, dass sich das Verbreitungsrecht an einer lediglich online übermittelten Programmkopie einer Software erschöpft, nachdem der Rechteinhaber an dieser entgeltlich ein unbefristetes Nutzungsrecht eingeräumt hat.¹⁵ Nach Ansicht des EuGH bezieht sich die Erschöpfung des Verbreitungsrechts also auch auf nicht körperliche Kopien von aus dem Internet heruntergeladenen Computerprogrammen.

Fraglich ist, ob sich diese Rechtsprechung auf andere digitale Werke wie E-Books übertragen lässt. Mit dieser Frage beschäftigte sich zuerst das Landgericht (LG) Bielefeld¹⁶ und danach das Oberlandesgericht (OLG) Hamm¹⁷, das als Berufungsgericht die Rechtsauffassung des LG Bielefeld bestätigte. Im Rechtsstreit ging es um den Onlinevertrieb von Hörbüchern.

Das OLG Hamm hat hier das Eingreifen des Erschöpfungsgrundsatzes verneint.¹⁸ Zur Begründung wird angeführt, dass der Download von Audio-Dateien per se nicht § 17 UrhG, sondern ausschließlich

11 Vgl. Ganzhorn (wie Anm. 5), S. 498.

12 Schulze, Gernot. In: Dreier, Thomas; Schulze, Gernot: Urheberrechtsgesetz, Kommentar. 4. Aufl., München: C. H. Beck, 2013, § 17 Rn. 30.

13 Ebd.

14 EuGH, GRUR-Int. 2012, S. 759-766.

15 Ebd., S. 795 Rn. 72.

16 LG Bielefeld, GRUR-RR 2013, S. 281-286.

17 OLG Hamm, GRUR 2014, S. 853-863.

18 OLG Hamm, GRUR 2014, S. 853-863 (S. 853).

§ 19a UrhG – dem Recht der öffentlichen Zugänglichmachung – unterfällt.¹⁹ Die Online-Übermittlung von Audio-Dateien ist ein Akt der öffentlichen Wiedergabe im Sinne von § 19a UrhG, erst der Nutzer erstellt auf seinem Computer durch den Download der Datei ein lokales Vervielfältigungsstück.²⁰ § 19a UrhG kennt aber keine Erschöpfung des Verbreitungsrechts. Die Abspeicherung der Datei auf einem Datenträger stellt eine Vervielfältigungshandlung im Sinne des § 16 UrhG dar, das Vervielfältigungsrecht wird ebenfalls nicht von § 17 Abs. 2 UrhG erfasst.²¹ Deshalb wird eine direkte Anwendung des Erschöpfungsgrundsatzes verneint. Auch eine analoge Anwendung des § 17 Abs. 2 UrhG lehnt das OLG Hamm mit dem Verweis ab, dass die Voraussetzungen für eine Analogie fehlen: Zum einen besteht keine systemwidrige Gesetzeslücke.²² Schließlich ist dem Gesetzgeber die Möglichkeit der unkörperlichen Übertragung bekannt gewesen und von diesem bewusst nicht in § 17 UrhG erfasst worden.²³ Zum anderen ist die Interessenlage eines Verbrauchers, der eine Audio-Datei auf einem Datenträger²⁴ erwirbt mit einem Verbraucher, der eine Audio-Datei downloaded nicht vergleichbar: Es fehlt beim Download an einer „Substanzverschiebung“.²⁵ Während an körperlichen Gegenständen ein sachenrechtlich fassbares Interesse besteht, bekommt der Erwerber beim Download nichts Greifbares, dem eine Verkehrsfähigkeit zugestehen wäre.²⁶

Eine Übertragung der vom EuGH in der UsedSoft-Entscheidung entwickelten Grundsätze wird vom OLG Hamm ebenfalls abgelehnt. Die für Software geltenden Grundsätze lassen sich nicht auf Multimediadateien übertragen, denn nach dem Willen des europäischen und deutschen Gesetzgebers sind Multimediadateien und Computersoftware keine gleichartig urheberrechtlich geschützten Werke, vielmehr sollen sie verschiedenen Regeln folgen.²⁷

Für die Praxis bedeutet dies, dass die deutsche Rechtsprechung die Grundsätze der UsedSoft-Entscheidung (vorerst) nicht auf E-Books anwendet: Der Erschöpfungsgrundsatz wird als nicht anwendbar erachtet. Dennoch gibt es Stimmen, die für eine Anwendbarkeit plädieren.²⁸ Unabhängig von der Frage der Anwendbarkeit des Erschöpfungsgrundsatzes auf E-Books sollte in der Diskussion eines nicht vergessen werden: Die Vergütungsvorschrift des § 27 UrhG gilt ebenfalls nur für körperliche Werkstücke.²⁹ Auch in Bezug auf die Vergütung des Urhebers von E-Books besteht gesetzlicher Nachholbedarf. Wie sich die juristische Diskussion weiterentwickeln wird, muss abgewartet werden.

19 Ebd., S. 855.

20 LG Bielefeld, GRUR-RR 2013, S. 284.

21 Ebd.

22 OLG Hamm, GRUR 2014, S. 859.

23 LG Bielefeld, GRUR-RR 2013, S. 284 mit Verweis auf LG München I, MMR 2007, S. 328.

24 Eine Audio-Datei auf einem Datenträger, wie z.B. einer CD, gilt als körperliches Werkstück. Hier greift der Erschöpfungsgrundsatz demnach ein.

25 OLG Hamm, GRUR 2014, S. 859.

26 Ebd.

27 Ebd. Zur Begründung wird angeführt, dass Grundlage für die UsedSoft-Entscheidung die Richtlinie 2009/24/EG ist. Diese gilt allein für Computerprogramme. Die Auslegung des § 17 Abs. 2 UrhG hat hingegen allein nach der Richtlinie 2001/29 EG zu erfolgen. Ausführlich hierzu LG Bielefeld, GRUR-RR 2013, S. 285.

28 Z.B. Ganzhorn, Marco: Das E-Book als recht(lich) unergründetes Wesen – Rechtsfragen rund um das elektronische Buch. In: Taeger, Jürgen (Hg.): Law as a Service (LaaS) – Recht im Internet- und Cloud-Zeitalter, 2. Tagungsband DSRI-Herbstakademie 2013 (Band 1), Edewecht: Oldenburger Verlag für Wirtschaft, Informatik und Recht, 2013, S. 483-503; Hartmann, Thomas: Weiterverkauf und „Verleih“ online vertriebener Inhalte, Zugleich Anmerkung zu EuGH, Urteil vom 3. Juli 2012, RS. C-128/11 – UsedSoft /. Oracle. In: GRUR-Int. 2012, S. 980-989 jeweils mit weiteren Nachweisen.

29 Herrschende Meinung, vgl. Schulze (wie Anm. 12), § 27 Rn. 22 mit weiteren Nachweisen.

Bis dahin bleibt den Bibliotheken nur eines: Wollen sie ihren Nutzern E-Books anbieten, müssen sie im Rahmen von Lizenzverträgen die Zustimmung des Rechteinhabers einholen. Das bedeutet aber auch, dass der Rechteinhaber frei darüber entscheiden kann, ob er ein Buch überhaupt und zu welchen Konditionen Bibliotheken in elektronischer Form anbietet. Die tägliche Arbeit wird dadurch freilich erschwert: Vertragsrecht unterliegt der Gestaltungsfreiheit, d.h. jeder Lizenzvertrag kann grundsätzlich frei gestaltet werden. Die Zugangskonditionen zu den Angeboten können sich daher zwischen den einzelnen Anbietern erheblich unterscheiden. Auch der Weg über den E-Book-Aggregator ist oftmals nur wenig erfreulich. Für den Nutzer ist dieser Umstand besonders misslich: Ihm ist nur schwer zu vermitteln, warum es ein bestimmtes Buch überhaupt nicht in elektronischer Form im Bibliotheksbestand gibt oder wieso er das eine Buch ausdrucken darf, das andere hingegen nicht.

3. Zusammenfassung

Rechtlich gesehen unterscheidet sich das gedruckte Buch vom E-Book. Beide haben zwar den gleichen Inhalt, jedoch ist das E-Book wesentlich schlechter gestellt.³⁰ Aus bibliothekarischer Sicht birgt das Urheberrecht zahlreiche Stolpersteine für das E-Book-Angebot in Bibliotheken. Während es der Erschöpfungsgrundsatz nach § 17 Abs. 2 UrhG ermöglicht, gedruckte Bücher ohne Erlaubnis des Urhebers auszuleihen, gilt dieser Grundsatz für E-Books gerade nicht. Hier muss über jedes E-Book-Angebot mit dem Rechteinhaber verhandelt werden. Ausgeschlossen ist dabei nicht, dass ein Rechteinhaber bestimmte Bücher erst gar nicht elektronisch anbietet.

Der Endkunde, d.h. der Bibliotheksnutzer, muss die Konsequenzen tragen. Für ihn ist kaum einsichtig, warum verschiedene E-Books unterschiedlichen Nutzungskonditionen unterliegen oder warum der neuste Bestseller überhaupt nicht als E-Book angeboten wird. Aber das E-Book ist nun einmal aus rechtlicher Sicht kein Buch. Hier ist der Gesetzgeber gefragt: Eine Angleichung der rechtlichen Voraussetzung ist unumgänglich. Bis dahin müssen Bibliotheken wohl noch einen langen Atem haben und versuchen, ihren Kunden bestmöglich zu vermitteln, warum E-Books keine Bücher sind.

Literaturverzeichnis:

- Beger, Gabriele: Ausleihe von Medien gegen Gebühr. In: Bibliotheksdienst 39 (2005), S. 229-232.
- Ganzhorn, Marco: Das E-Book als recht(lich) unergründetes Wesen – Rechtsfragen rund um das elektronische Buch. In: Taeger, Jürgen (Hg.): Law as a Service (LaaS) – Recht im Internet- und Cloud-Zeitalter, 2. Tagungsband DSRI-Herbstakademie 2013 (Band 1), Ede- wecht: Oldenburger Verlag für Wirtschaft, Informatik und Recht, 2013, S. 483-503.

³⁰ Das gilt derzeit auch für den Mehrwertsteuersatz. E-books unterliegen (noch) einem Steuersatz von 19 %. Ebenso können sich weitreichende datenschutzrechtliche Probleme bei der elektronischen Ausleihe ergeben.

- Ganzhorn, Marco: Ist ein E-Book ein Buch? Das Verhältnis von Büchern und E-Books unter besonderer Berücksichtigung der UsedSoft-Rechtsprechung. In: Computer und Recht 2014, S. 492-497.
- Hartmann, Thomas: Weiterverkauf und „Verleih“ online vertriebener Inhalte, Zugleich Anmerkung zu EuGH, Urteil vom 3. Juli 2012, RS. C-128/11 – UsedSoft ./ Oracle. In: GRUR-Int. 2012, S. 980-989.
- Heerma, Jan Dirk. In: Wandtke Artur-Axel; Bullinger, Winfried (Hg.): Praxiskommentar zum Urheberrecht. 4. Aufl., München: C. H. Beck, 2014, § 17 und § 27.
- Medicus, Dieter; Lorenz, Stephan: Schuldrecht II, Besonderer Teil. 17. Aufl., München: C. H. Beck, 2014.
- Reh binder, Manfred: Urheberrecht. 16. Aufl., München: C.H. Beck, 2010.
- Schulze, Gernot. In: Dreier, Thomas; Schulze, Gernot: Urheberrechtsgesetz, Kommentar. 4. Aufl., München: C. H. Beck, 2013, § 17.
- http://www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/DBV/vereinbarungen/Vertrag__27Abs2UrhG_unterschrieben_20110814.pdf (28.10.2014).
- <http://www.onleihe.net/fragen-rund-um-die-onleihe.html> (28.10.2014).

Farbe bekennen – Grüne Bibliotheken auf die Tagesordnung!

*Petra Hauke, Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität Berlin
Klaus Ulrich Werner, Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin*

Zusammenfassung:

Was in vielen Ländern bereits im Alltag der Bibliotheken verankert ist, beginnt in Deutschland erst sehr zaghaft: Das Verantwortungsbewusstsein von Bibliotheken für die ökologische Bildung der Gesellschaft und die Konsequenzen daraus für die Bibliothekspraxis. Es ist höchste Zeit, in der deutschen Bibliothekslandschaft publik zu machen, was eine „Grüne Bibliothek“ sein kann – bezogen auf das Gebäude, die Ausstattung, das Management, die Services für die Nutzer. Anhand einer Checkliste wird gezeigt, wie Bibliotheken mit einem „grünen“ Konzept nicht nur selbst etwas für die ökologische Nachhaltigkeit tun können, sondern auch, wie sie als Multiplikatoren in den Kommunen, Hochschulen und bei anderen Trägern Einfluss auf das ökologische Verhalten nehmen und damit einen wichtigen Beitrag für unsere Gesellschaft leisten können.

Summary:

Bringing environmental awareness to libraries does not necessarily imply huge financial efforts or a big budget. Ecological sustainability is an undervalued aspect of the marketing strategy for libraries which has more impact on clients and on stakeholders than one would expect. Small steps in going green can make a big impact for the library's image. Little financial input can produce an important marketing outcome. Activities in this field can be developed in cooperation with unpaid partners like non-governmental organisations (NGOs), Friends of the Library groups, library suppliers and, last but not least, the library users. A checklist on how to go green gives an overview of important aspects in planning, construction, and library operations in order to introduce the first "green footsteps".

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S100-109](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S100-109)

Autorenidentifikation: Hauke, Petra: GND 128414413
Werner, Klaus Ulrich: GND 11133814X

Wer in seinem Webbrowser nach „Grüne Bibliothek“ sucht, wird eine äußerst magere Trefferliste erhalten, die im Wesentlichen aus Wiederholungen weniger Quellen besteht. Sucht man dagegen „Green Library“, so erhält man 1.620.000 Treffer – und als Bildsuche ein nicht nur sehr farbiges, sondern vielfältiges und interessantes Bild mit Hinweisen auf viele „Green Libraries“.

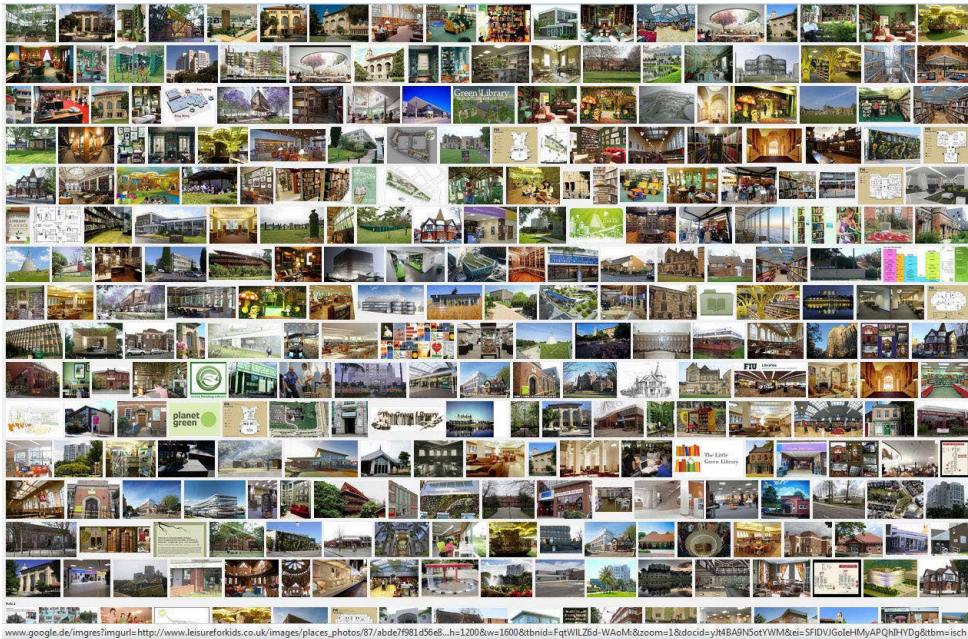


Abb. 1: Screenshot nach Google-Browsersuche „Green Library“.

1. Gesellschaftliche Verantwortung

Bei einer Umfrage Anfang 2014 bei den 2000 Öffentlichen Bibliotheken in Deutschland nach einem ökologischen Profil ließen 53 Bibliotheken wissen, dass sie Fairtrade oder ökologische Produkte einsetzen, Energiesparpakete des Umweltbundesamtes verleihen¹, den Müll sortieren oder Recycling-Papier verwenden und Energiesparlampen einsetzen. Einige Öffentliche Bibliotheken beteiligen sich am Fairtrade Programm² ihrer Stadt, andere arbeiten mit dem örtlichen Weltladen zusammen. Dies sind schon ganz gute Ansätze, doch haben wir keine Bibliothek gefunden, die sich mit dem Label „Grüne Bibliothek“ positioniert hätte.

Wenn wir davon ausgehen, dass Bibliotheken als gesellschaftliche Einrichtungen einen Bildungsauftrag haben und damit soziale Verantwortung tragen, dann ist es nur konsequent, dass sie ihre Multiplikatorenfunktion nutzen, um neben der Bereitstellung von Informationen beim Thema ökologischer Nachhaltigkeit eine Vorbildfunktion zu übernehmen und diese auch nach außen deutlich zu kommunizieren – eben: Farbe bekennen!

Was in vielen Ländern bereits im Alltag der Bibliotheken verankert ist, beginnt in Deutschland erst sehr zaghaft: das Verantwortungsbewusstsein von Bibliotheken für die ökologische Bildung

1 <http://www.oekobase.de/Stiftung/html/bibliotheken.html> (08.09.2014).

2 <http://www.fairtrade-towns.de/nc/startseite/> (08.09.2014).

der Gesellschaft und die Konsequenzen daraus für die Bibliothekspraxis. Die Umsetzung ökologischer Ziele und die Implementierung von grünem Management und grünen Nutzerservices im Bibliotheksalltag sind nicht nur internationale Trends, sondern bergen ganz konkrete Chancen für Bibliotheken als Bildungsinstitutionen mit hoher gesellschaftlicher Verantwortung und einem anspruchsvollen beruflichen Ethos.

Viele Wirtschaftsunternehmen – Flughäfen³, Schiffshäfen⁴, Transportunternehmen⁵, die Do-it-Yourself-Branche⁶ etc. – wissen es schon lange und praktizieren es: Ein grünes Image ist ein gutes Image! Grünes Denken und Handeln ist weltweit zu einem weitverbreiteten Konsens geworden. Deutschland gilt international gar als ökologisches Musterland. Doch während z.B. in Dänemark bereits jede vierte Öffentliche Bibliothek eine explizit grüne Strategie verfolgt⁷ und in den USA schon vor Jahren ein „Green Library Movement“⁸ entstanden ist, sind die Chancen, die sich aus einer grünen Strategie auch für das Bibliotheksmarketing ergeben, in Deutschland noch kaum in den Bibliotheken angekommen. Eine erste Diskussion wurde von einem BuB-Beitrag im Jahr 2012 angestoßen⁹, gefolgt von dem deutsch-/englischsprachigen Sammelband „The Green Library = Die Grüne Bibliothek“, erschienen 2013 in der Reihe der IFLA Publications¹⁰ sowie einem bibliothekswissenschaftlichen Seminar „Die Grüne Bibliothek“ der Hochschule der Medien Stuttgart im Wintersemester 2013/14. Es ist höchste Zeit, in der deutschen Bibliothekslandschaft publik zu machen, was eine „Grüne Bibliothek“ sein kann – bezogen auf das Gebäude, die Ausstattung, das Management, die Services für die Nutzer. Es gilt zu zeigen, wie Bibliotheken mit einem „grünen“ Konzept nicht nur selbst etwas für die ökologische Nachhaltigkeit tun können, sondern auch, wie sie als Multiplikatoren in den Kommunen, Hochschulen und bei anderen Trägern Einfluss auf das ökologische Verhalten nehmen und damit einen wichtigen Beitrag für unsere Gesellschaft leisten – und dabei quasi nebenbei auch Marketing betreiben können, denn: Ein grünes Image ist ein gutes Image!

2. Grüne Bibliothek – eine Checkliste

Wir haben eine Checkliste zusammengestellt, die online frei zur Verfügung steht.¹¹ Sie betrifft sowohl die Gebäude als auch die Ausstattung und das Management und ist damit nicht nur für Bauprojekte von Nutzen, sondern auch für die Routinen des alltäglichen Betriebs.

3 <http://www.berlin-airport.de/de/unternehmen/umwelt/green-airport-strategie/index.php> (08.09.2014).

4 <http://www.bremenports.de/greenports/mehr-oekologie-wagen> (08.09.2014).

5 <http://www.lkw-walter.de/de/ueber-uns/green-transport> (08.09.2014).

6 <http://www.bhb.org/themen-neu/umwelt-csr.html#2> (08.09.2014).

7 Niegaard, Helen: „Environmental awareness is on the rise“. Sustainability in Danish public libraries. In: Petra Hauke; Karen Latimer; Klaus Ulrich Werner (Hgg.): The Green Library = Die grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München/Boston: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161), S. 279-293.

8 Antonelli, Monika: The Green Library Movement: An Overview and Beyond. In: Electronic Green Journal 27, 1 (2008). <http://escholarship.org/uc/item/39d3v236> (08.09.2014).

9 Götz, Martin: Ein Plädoyer für die Grüne Bibliothek. Aspekte der Nachhaltigkeit im Bibliotheksbau. Ökologische Projekte und Konzepte. In: BuB, Forum Bibliothek und Information 64 (2012), S. 454-459. http://www.b-u-b.de/pdfarchiv/Haft-BuB_06_2012.pdf?page=1&view=fit&toolbar=0&pagemode=bookmarks (30.10.2014).

10 Hauke, Petra; Latimer, Karen; Werner, Klaus Ulrich (Hgg.): The Green Library = Die grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München/Boston: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161). Auch als E-Book.

11 <https://www.ibi.hu-berlin.de/studium/studprojekte/buchidee/bi12/checklist> (08.09.2014).

Sie enthält 12 Hauptkapitel:

1. Schon bei der *Projektierung* einer neuen Bibliothek gilt es, mit dem Bauherrn über die Nachhaltigkeitsziele zu sprechen und Kriterien festzulegen, auch z.B. die später anfallenden sog. Lebenszyklus-Kosten zu berücksichtigen. Auch die Nachnutzung eines bereits vorhandenen Gebäudes kann nicht nur ökologisch sinnvoll, sondern auch vom ästhetischen Standpunkt aus äußerst reizvoll sein, wie z.B. bei der Nachnutzung einer Fabrikhalle in Wildau als Hochschulbibliothek.¹²
2. Bei *Ausschreibungen* kann bei der Auswahl von Materialien und Lieferanten auf ökologische Nachhaltigkeit (Zertifikate!) geachtet werden.
3. Schon bei der *Wahl des Grundstücks* und seiner Umgebung kommen ökologische Kriterien zum Tragen, denn Altlasten, Klimabedingungen, Emissionen, Lärm sind zu berücksichtigen, auch die Infrastruktur, z.B. die Anbindung an den ÖPNV.
4. Auch für den *Bauprozess* selbst spielen z.B. die Lärm- und Umweltbelastung der direkten Umgebung eine Rolle, die Wahl von Baufirmen und Gerät aus der Region ist ökologisch sinnvoll.
5. Für die *Nachhaltigkeit des Gebäudes* gibt es viele Aspekte.
 - So kann bereits die *Struktur* und Form des Baukörpers eine Rolle spielen. Kompakte Gebäude haben weniger Außenfläche als aufgebrochene *Fassaden* und sind damit energieeffizienter. Andererseits bringt die für Bibliotheken typische Bauform des *Atriums* viel natürliches Licht in den Baukörper. So wird Energie gespart, zugleich erhöht es den *Wohlfühlfaktor* für Nutzer/innen und Beschäftigte. *Dachflächen* können zur Begrünung oder Energiegewinnung genutzt werden. *Kompaktmagazinierung* spart Raum und damit Ressourcen. Jegliche Konstruktionen sollten *wartungsfreundlich* und damit kosten- und energiesparend sein.
 - Bei den *Baumaterialien* ist auf deren ökologische Qualität, auf den Anteil von recyceltem oder recycelbarem Material, z. B. bei Aluminium oder Stahl, auf Langlebigkeit und auch auf die Reinigungsfreundlichkeit zu achten.
 - Statt Vollklimatisierung sollte ein differenziertes *Klimakonzept* entsprechend den unterschiedlichen Bibliotheksfunktionen angestrebt werden, am Bibliothekseingang beinhaltet das z.B. die Frage nach Karusselltür oder Windfang.
 - Durch tiefliegende *Fenster* oder entsprechende Fensterqualität ist Sonnenschutz ohne zusätzliche technische Maßnahmen gegeben.
 - Schon indem der *Energieverbrauch* einfach nur sichtbar gemacht wird, z.B. durch Verbrauchsmessgeräte, kann der Verbrauch gesenkt werden. Nicht jedes Handwaschbecken muss warmes oder gar heißes Wasser liefern. Der Einsatz von Licht kann durch Stufenschaltung oder Dimmen bedarfsgerecht gesteuert werden.

12 http://www.ak-berlin.de/publicity/ak/internet.nsf/tindex/de_da08_projekte.htm?OpenDocument&A38979D889701410C125745000513971 (08.09.2014).

Aber nicht immer kann eine Bibliothek von Grund auf neu gebaut werden. Auch bei vorhandener Substanz kann z.B. bei der Innenausstattung viel erreicht werden, um den „Ökologischen Fußabdruck“ der Bibliothek zu verringern oder klein zu halten.

6. Mit Blick auf die Innenausstattung: So ist Holz ein nachwachsender Rohstoff, doch auch hier sollte man auf die Herkunft achten und ggf. entsprechende Zertifikate einfordern. Zudem ist Holz recyclebar – auch dies dient der Ressourcenschonung.
7. Was heißt „Grüne IT“? Zunächst einmal ist Informationstechnologie ein großer Stromfresser. Andererseits kann man durch den Einsatz von *ThinClients* anstelle von PCs nicht nur Strom sparen, sondern sie haben auch eine längere Lebensspanne. „Scannen statt Drucken“ kann den Papierverbrauch reduzieren. Beim Einkauf kann auf das Energy Star Zertifikat¹³ für stromsparende Bürogeräte geachtet werden, das Geräte auszeichnet, die sich z.B. nach einiger Zeit der Nicht-Nutzung selbstständig zurückschalten.
8. Die *Nutzer/innen* unmittelbar erreicht die Bibliothek z.B. mit fair gehandelten Produkten in der Cafeteria, mit Porzellan statt Plastikgeschirr, mit Alternativen zu Plastiktüten, mit der Ausleihe von Nichtbuchmaterialien der anderen Art: Dinge, die man nicht täglich braucht – vom Notebook über die Bohrmaschine bis zur Skiausrüstung. Sie werden vielleicht lachen, aber in Helsinki wird das schon praktiziert.¹⁴
9. Für die Einführung ökologischer Prinzipien in der *Bibliotheksverwaltung* bedarf es ebenfalls keines neuen Gebäudes. So kann z.B. eine Umweltmanagement-Zertifizierung¹⁵ unter Beteiligung aller Beschäftigten angestrebt werden und so eine kontinuierliche Verbesserung erfolgen. Ein weites Feld erschließt sich beim Facility- oder Gebäude-Management, angefangen bei Mülltrennung und -recycling über die Gebäudereinigung und Verbrauchsmaterialien im Sanitärbereich bis hin zur Lärmvermeidung bei Reinigungsroutrinen usw. Das „Grüne Bibliotheksbüro“ wird Abfall trennen und z.B. Druckerkartuschen recyceln, auf umweltfreundliche Beschaffungsmethoden achten, lokale oder zertifizierte Lieferanten¹⁶ bevorzugen und unnötiges Verpackungsmaterial zu vermeiden suchen. Man wird die Heizung bei Abwesenheit drosseln und Stoßlüftung betreiben. Man wird die Pantryküche der Beschäftigten mit energiesparenden Elektrogeräten ausstatten und vor allem die Belegschaft für die ökologischen Ziele sensibilisieren und schulen. Man muss das Rad nicht neu erfinden: Vorbilder finden sich zahlreich, z.B. beim Arbeitskreis „Büro & Umwelt“.¹⁷

13 http://www.ak-berlin.de/publicity/ak/internet.nsf/tindex/de_da08_projekte.htm?OpenDocument&A38979D889701410C125745000513971 (08.09.2014).

14 Sahavirta, Harri: „... proud that my own library is such a responsible operator!“ Vallila Library in Helsinki shows the green way. In: Hauke; Latimer; Werner (Hgg.), *Green Library* (wie Anm. 10), S. 317-332.

15 Eigenbrodt, Olaf: The impact of standardization on responsible library design: Rereading ISO/TR 11219:2012 from a sustainability perspective. In: Hauke; Latimer; Werner (Hgg.), *Green Library* (wie Anm. 10), S. 91-105.

16 Mittrowann, Andreas; Spießler, Ingo: Ethisches Handeln vs. Ökonomische Anforderungen: Umweltmanagement in einem mittelständischen Unternehmen am Beispiel der ekz.bibliotheksservice GmbH. In: Hauke; Latimer; Werner (Hgg.), *Green Library* (wie Anm. 10), S. 381-392.

17 http://www.nachhaltigwirtschaften.net/scripts/basics/eco-world/wirtschaft/basics.prg?a_no=7013 (08.09.2014).

10. Größerer Erfolg ist zu erzielen, wenn das Thema *strategisch* angegangen wird. Dazu gehört z.B. die systematische Schaffung von Transparenz bei den Energiekosten, denn: Transparenz schafft Einsparung! Zielvereinbarungen zur Energieeinsparung können formuliert und Prämien- und Anreizsysteme geschaffen werden. In ihrer Multiplikatorenfunktion können Bibliotheken auch Einfluss nehmen auf Verlage, den Buchhandel und andere Lieferanten, z.B. hinsichtlich ökologisch vertretbarer Transporte.
11. „Ein grünes Image ist ein gutes Image“ – warum also nicht die „grüne“ Strategie für *Marketing und PR* einsetzen, wie es uns Wirtschaftsunternehmen vormachen, wenn sie mit *Corporate Social Responsibility (CSR)*¹⁸, also mit „Unternehmerischer Gesellschaftsverantwortung“ für sich werben. Nutzer/innen, andere Akteure, der Förderverein können gewonnen werden, um „grüne Aktivitäten“ mit zu planen und auszuführen, z.B. bei Informationsveranstaltungen, bei der Zusammenarbeit mit Partnern wie dem BUND, Green Peace etc. Es gilt, Marketing mit den und für die ökologischen Aktivitäten der Bibliothek zu betreiben, z.B. indem die Strategie auf der *Webseite* veröffentlicht wird – was einen hohen *Multiplikatoreffekt* erzeugt – , indem der *Jahresbericht* um ein „grünes“ Kapitel ergänzt wird und Berichte in der *örtlichen und in der Fachpresse* lanciert werden. Die Vallila Library, eine Stadtteilbibliothek in Helsinki, die sich durch ihr Vorbild und durch einschlägige Aktivitäten als „Grüne Bibliothek“ positioniert, wirbt auf ihrer Webseite ganz selbstbewusst mit dem Slogan: „Jeder Besuch der Bibliothek reduziert Deinen ökologischen Fußabdruck!“¹⁹
12. Bibliotheken können sich um *Zertifikate* bewerben und diese für ihre Eigenwerbung und als Vorbilder öffentlich machen. Unter den 2000 Öffentlichen Bibliotheken in Deutschland sind 115 Bibliotheken in den Jahren 2012 und 2013 mit Zertifikaten ausgezeichnet worden: für Leseförderaktivitäten, seniorenfreundlichen Service, als Partner für Schulen etc. Doch bis jetzt wirbt noch keine Öffentliche Bibliothek mit einem Umwelt- oder Nachhaltigkeitszertifikat. Hat die Bibliothek entsprechend der *Energie-Einspar-Verordnung (EnEV)*²⁰ den Energieausweis erworben – warum nicht auch damit punkten und ihn öffentlich aushängen? Wir haben mit dem *Eco-Management and Audit Scheme (EMAS)* ein EU-Öko-Audit, d.h. ein von der EU entwickeltes Umweltmanagementsystem für Organisationen, Unternehmen, Dienstleister, Verwaltungen – und damit eigentlich auch für Bibliotheken – , die eigenverantwortlich ihre Umweltleistung verbessern und zertifizieren lassen wollen. Der *European Energy Award (eea)*²¹ ist ein Qualitätsmanagementsystem für Kommunen. Wie wäre es, wenn die Bibliothek sich als Einrichtung der Kommune gemeinsam mit ihr um diese Auszeichnung bewirbt? Die *ISO-Norm 14001* ist eine Umweltmanagementnorm, deren Forderungen z.B. die ekz.bibliotheksservice GmbH erfüllt hat und das auch für ihre Unternehmenswerbung einsetzt.²² Der *Blaue Engel*²³ ist die erste und

18 <http://www.csr-in-deutschland.de/> (08.09.2014).

19 http://www.helmet.fi/en-US/Libraries_and_services/Vallila_Library/Whats_going_on/Vallila_Library__Green_Library%281983%29 (08.09.2014).

20 <http://enev-online.de/> (08.09.2014).

21 <http://www.european-energy-award.de/> (08.09.2014).

22 <http://www.ekz.de/de/unternehmen/umwelt/> (08.09.2014).

23 <http://www.blauer-engel.de/> (08.09.2014).

älteste umweltschutzbezogene Kennzeichnung der Welt für Produkte und Dienstleistungen. Daneben gibt es Produkt-Zertifikate wie verschiedene Gütesiegel für Papier (FSC, PEFC, IPR u. a.), die die Bibliothek im Rahmen ihres Betriebsmanagements beachten und auch dies nach außen kommunizieren kann. Last but not least: Das amerikanische Gütesiegel *LEED*²⁴, ein amerikanisches Programm für nachhaltige bzw. ökologische Gebäude, ist international weit verbreitet und anerkannt und wird auch für Bibliotheken außerhalb der USA verliehen.

3. Das Ausland macht es uns vor

Die Zweigstelle der New York Public Library in Battery City Park wirbt damit, dass dies „the place to go“ ist, wenn man ein Buch „on how to be green“ sucht.²⁵ Auch das zweistöckige Gebäude ist umweltfreundlich, da es ein Niedrigenergiesystem sowohl zur Heizung als auch zur Kühlung verwendet, energiesparende Beleuchtung einsetzt und anderes mehr. Tische, Stühle, Teppiche und Bodenbeläge sind aus recycelten Materialien hergestellt wie Verschnitte von Fensterrahmen, alte Lastwagenreifen, Sitzgurte, Fallschirmgurte u.a.m. Und dieses Konzept wird deutlich kommuniziert!

Pünktlich zum IFLA Kongress 2013 eröffnete Singapurs „World’s First Green Library for Kids“ ihre Pforten. Der Termin war bestens gewählt, um auch international Aufmerksamkeit zu erregen. Das ist Marketing im besten Sinn!

Bibliotheksmarketing ist auch in Deutschland kein Fremdwort – dennoch tun sich Bibliotheken immer noch schwer damit, verwechseln es mit Werbung („Haben wir das nötig?“) oder Verkaufsförderung. Dabei bedeutet Marketing lediglich einen Sichtwechsel weg von der Angebots- hin zur Nachfrageorientierung.²⁶ Und Nachfrageorientierung heißt: Nutzerorientierung. Und Nutzerorientierung ist schließlich das Schlüsselwort für alle unseren bibliothekarischen Bemühungen. Mit einer grünen Strategie, einem grünen Konzept werden wir ganz sicher Sympathien bei unseren Nutzern/innen – oder „Kund/innen“ – ernten.

Aber nicht nur Öffentliche Bibliotheken, auch Wissenschaftliche Bibliotheken entwickeln „Grüne“ Konzepte und werben damit. Ein Beispiel aus Thailand²⁷ kann vielleicht auch Anregungen für ein Projekt in Deutschland geben, wo mitunter – wie z.B. an der Universitätsbibliothek Rostock – ebenfalls Architekturstudenten in die Planung von Bibliotheksräumen einbezogen werden. Die Kasetsart Universität in Bangkok ist berühmt für die Landwirtschaftswissenschaft und bekannt für ihren „Grünen Campus“.²⁸ Als Teil eines universitätsweiten Projektes „Kasetsart loves the environment“ entstanden 2010 erste Ideen für die Gründung einer Öko-Bibliothek. Schon zwei Jahre später wurde die erste Öko-Bibliothek Thailands eröffnet.²⁹ Zwei Teams hatten daran mitgewirkt: Die Verwaltung

24 Leadership in Energy and Environmental Design. <http://www.usgbc.org/leed/rating-systems> (08.09.2014).

25 <http://www.nbcnewyork.com/news/local/First-Green-NYC-Public-Library-Opens-88450062.html> (08.09.2014).

26 Teigelkämper, Susanne: Marketing in Bibliotheken.

27 Tinarat, Sirirat: Loads of scraps become precious raw materials. The Kasetsart University Eco-Library in Bangkok, a prototype for the next generation of sustainable buildings in Thailand. In: Hauke; Latimer; Werner (Hgg.), Green Library (wie Anm. 10), S. 213-228.

28 <http://kulc.lib.ku.ac.th/kugreencampus/index.php/en/activity> (08.09.2014).

29 <http://kulc.lib.ku.ac.th/ecolibrary/>(08.09.2014);



Abb. 2: Kasetsart Universität, Eco-Library, Bangkok, Thailand. © R. Prommajan.

der UB, die einen öffentlichen Öko-Lernraum für das allgemeine Publikum schaffen wollte, und das „Scrap Lab“ der Architekturfakultät, die vorrangig an der Entwicklung umweltfreundlicher Produkte arbeitet. Sponsoren waren örtliche Möbelhersteller und andere Institutionen, die regelmäßig ihre Abfälle an die „Scrap Lab Factory“ lieferten. Hier wurde Müll zu wertvollem Rohstoff, der die Kreativität der Lehrenden und der Studierenden zum Entwerfen neuer Produkte herausforderte.

4. Und Deutschland?

In Deutschland finden wir – viel zu selten und fast versteckt – Hinweise darauf, dass beim Neubau einer Bibliothek – wie beim Neubau der Stadtbibliothek Augsburg – ein ökologisches Nachhaltigkeitskonzept nicht nur vorhanden ist, sondern auch kommuniziert wird.³⁰ Ein anderes Beispiel aus Deutschland für eine Bibliothek, die sich ausdrücklich ökologische Nachhaltigkeit zum Programm gewählt und ein Zertifikat errungen hat, das sie stolz für ihr Selbst-Marketing einsetzt, stellt das Pilotprojekt an der UB Hildesheim dar.³¹ Hier wird das komplette Energiemanagement – von Beleuchtung, über Klimatisierung bis zu den Heizungen –, „intelligent“ gesteuert. Der Energieverbrauch soll so um bis zu 35 bis 45 Prozent gesenkt werden. Damit könnte die UB Hildesheim zu einem Modell für öffentliche Gebäude werden, wo Energie in Altbauten eingespart werden soll – es muss also nicht immer ein Neubau sein! Doch auch diese Information finden wir eher versteckt. Zu oft heißt es in Deutschland noch: „Ja, wir machen da schon einiges – aber das hängen wir doch nicht an die große Glocke!“ Warum eigentlich nicht?

5. Fazit

Die Grüne Bibliothek:

- ist keine Sammlung „grüner“ Bibliotheksmaterialien, wie oft vermutet wird,
- ist ein ökologischer Arbeitsplatz (für Nutzer und Beschäftigte),
- hat ökologisches „Design“ in den Bibliotheksalltag implementiert,
- ist von ihrer gesellschaftlichen Verantwortung auch in Umweltfragen überzeugt,

<http://www.nationmultimedia.com/business/Eco-Library-30175693.html> (08.09.2014).

30 Schrammel, Stefan: Energieeffizienz und Aufenthaltsqualität im Bibliotheksgebäude. In: Bibliotheksforum Bayern 4 (2010), S. 78-82. http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/images/www/pdf-dateien/bibliotheksforum/2010-2/BFB_0210_03_Schrammel_V05.pdf (08.09.2014).

31 <https://www.uni-hildesheim.de/bibliothek/smart-library/> (08.09.2014).

- übernimmt soziale Verantwortung und mit ihrem Bildungsauftrag eine gesellschaftliche Führungsrolle in der Frage ökologischer Nachhaltigkeit,
- lebt und kommuniziert „proaktiv“ das Grüne Konzept –
- ... und bekennt Farbe!

Wann und wo positioniert sich in Deutschland die erste „Grüne Bibliothek“?³²

Literaturverzeichnis:

- Antonelli, Monika: The Green Library Movement: An Overview and Beyond. In: Electronic Green Journal 27, 1 (2008). <http://escholarship.org/uc/item/39d3v236> (08.09.2014).
- Eigenbrodt, Olaf: The impact of standardization on responsible library design: Rereading ISO/TR 11219:2012 from a sustainability perspective. In: Petra Hauke; Karen Latimer; Klaus Ulrich Werner (Hgg.): The Green Library = Die grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München/Boston: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161), S. 91-105.
- Flannery, John A.; Smith, Karen M.: Eco-Library Design, Dordrecht [u.a.]: Springer, 2014.
- Götz, Martin: Ein Plädoyer für die Grüne Bibliothek. Aspekte der Nachhaltigkeit im Bibliotheksbau. Ökologische Projekte und Konzepte. In: BuB. Forum Bibliothek und Information 64 (2012), S. 454-459. http://www.b-u-b.de/pdfarchiv/Heft-BuB_06_2012.pdf#page=1&view=fit&toolbar=0&pagemode=bookmarks (30.10.2014).
- Hauke, Petra; Latimer, Karen; Werner, Klaus Ulrich (Hgg.): The Green Library = Die grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München/Boston: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161).
- Niegard, Helen: „Environmental awareness is on the rise“. Sustainability in Danish public libraries. In: Petra Hauke, Karen Latimer, Klaus Ulrich Werner (Hgg.): The Green Library = Die Grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161), S. 279-293.

32 Für weitere Informationen zum Thema empfehlen wir die Webseite der ALA <http://www.ala.org/tools/green-libraries> (08.09.2014), den recht ausführlichen Wikipedia Artikel http://en.wikipedia.org/wiki/Green_library (08.09.2014), die „Green Library Facebook Groups“ <http://www.howstuffworks.com/internet/social-networking/networks/green-facebook-groups.htm> (08.09.2014), verschiedene Blogs <http://thegreenlibraryblog.blogspot.de/> (08.09.2014); <http://greeningyourlibrary.wordpress.com/> (08.09.2014); <http://greenlibraries.org/resources> (08.09.2014), sowie den in der Reihe der IFLA Publikationen erschienenen Band „The Green Library“ (siehe Anm. 10). Kürzlich ist bei Springer der Band Eco-Library Design erschienen mit vielen sehr schönen großformatigen Fotos, aber auch technischen Details zu den Bauten. Flannery, John A.; Smith, Karen M.: Eco-Library Design, Dordrecht [u.a.]: Springer, 2014.

- Sahavirta, Harri: „... proud that my own library is such a responsible operator!“ Vallila Library in Helsinki shows the green way. In: Petra Hauke, Karen Latimer, Klaus Ulrich Werner (Hgg.): The Green Library = Die grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München/Boston: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161), S. 317-332.
- Schrammel, Stefan: Energieeffizienz und Aufenthaltsqualität im Bibliotheksgebäude. In: Bibliotheksforum Bayern 4 (2010), S. 78-82. http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/imageswww/pdf-dateien/bibliotheksforum/2010-2/BFB_0210_03_Schrammel_V05.pdf (08.09.2014).
- Teigelkämper, Susanne: Marketing in Bibliotheken. http://www.oebib.de/fileadmin/redaktion/management/Materialien/Kundenorientierung/Marketing/Marketing_Download_2009.pdf (08.09.2014).
- Tinarat, Sirirat: Loads of scraps become precious raw materials. The Kasetsart University Eco-Library in Bangkok, a prototype for the next generation of sustainable buildings in Thailand. In: Petra Hauke, Karen Latimer, Klaus Ulrich Werner (Hgg.): The Green Library = Die grüne Bibliothek. The challenge of environmental sustainability, München/Boston: De Gruyter Saur, 2013 (IFLA Publications 161), S. 213-228.

Ungewöhnliche Kundengruppe?

Informationskompetenz-Veranstaltungen für die Universitätsverwaltung

Caroline Leiß, Universitätsbibliothek der Technischen Universität München

Zusammenfassung:

Die Universitätsbibliothek der Technischen Universität München (TUM) bietet mit jährlich ca. 400 Veranstaltungen und 6.000 Teilnehmern ein umfangreiches Programm im Bereich Informationskompetenz an.¹ Die Kunden sind in der Regel Studierende bzw. Angehörige der Fakultäten oder Schüler/innen und Lehrer/innen. Seit mehreren Jahren wird eine weitere Kundengruppe gezielt angesprochen: die Mitarbeiter/innen der Universitätsverwaltung und der TUM-Serviceeinrichtungen. Immobilienmanagement, Personalabteilung, Rechtsabteilung, Personalrat, Sicherheitsbeauftragte, Campus Feuerwehr: Inwieweit sind den Beschäftigten dieser Bereiche die Dienstleistungen bekannt, die über die Universitätsbibliothek genutzt werden können? Wissen die Kolleginnen und Kollegen überhaupt, dass die Bibliothek sie bei Literaturrecherche und -beschaffung unterstützen würde? Die Informationsveranstaltungen für diese Einrichtungen werden in enger Absprache mit der jeweils eingeladenen Gruppe bedarfsbezogen geplant. Sie enthalten eine Führung durch die Magazine und einen Schulungsteil, in dem ausreichend Zeit für Fragen und Diskussionen vorhanden ist.

Summary:

The University Library of Technische Universität München (TUM) offers a comprehensive information literacy programme with approximately 400 events and 6,000 participants every year. The participants are usually students, faculty staff or secondary school students and teachers. For some time, however, another target group has been specifically addressed: staff members of the university administration and service facilities, such as Property Management, Human Resources, Legal Department, Staff Council, security officers, Campus Fire Department: To what extent are the employees of these areas familiar with the services of the university library? Are they aware that the library offers help with their literature search, document delivery or information processing? For several years, the university library has been actively addressing these facilities and has invited them to information events in the library. These events are individually prepared in close consultation with the respective staff group. They include a tour of the closed stacks and a training session with plenty of time for questions and discussion.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S110-116](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S110-116)

Autorenidentifikation: Leiß, Caroline: GND 1015374085

OCID: <http://orcid.org/0000-0002-2792-2625>

Im angloamerikanischen Bereich wird seit längerem erforscht, welche Kompetenzen Studierende

¹ Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2013. Weitere Informationen zur Universitätsbibliothek der TUM und zum Informationskompetenzangebot s. <http://www.ub.tum.de/>.

erwerben müssen, damit sie für ihren beruflichen Alltag gewappnet sind. Zunehmend mehr Hochschulbibliotheken richten ihre Aufmerksamkeit gezielt darauf, Studierende nicht nur für einzelne Studienabschnitte oder für Abschlussarbeiten auszubilden, sondern auch den späteren beruflichen Kontext zu berücksichtigen. Welche Kompetenzen im Umgang mit Informationen müssen z.B. Ingenieure, Ärzte oder Lehrer haben?

Die Fragestellung öffnet jedoch auch den Blick für eine Personengruppe, die den Wechsel in den beruflichen Alltag längst vollzogen hat, ohne möglicherweise die entsprechenden Kompetenzen im Bereich der Informationsrecherche, -beschaffung und -verarbeitung erworben zu haben: die große Gruppe der nichtwissenschaftlichen Beschäftigten an Hochschulen und Universitäten. Diese Personengruppe wird in der Regel nicht als primäre Kundengruppe der jeweiligen Bibliotheken wahrgenommen. Dass hier aber ein Informationsbedarf besteht, wird z. B. von der Hochschulrektorenkonferenz gesehen, wie im Positionspapier „Hochschule im digitalen Zeitalter: Informationskompetenz neu begreifen – Prozesse anders steuern“ von 2012 nachzulesen ist.² Dort wird ausdrücklich gefordert, Informationskompetenz als Begriff auszuweiten und „auf allen Ebenen der Institution“³ und für „jede Personalgruppe“⁴ zu fördern. Noch deutlicher: „Auch die Leitung einer Hochschule und die Dienstleistungen, mit denen Forschung und Lehre unterstützt werden, werden als Gegenstandsbereiche von Informationskompetenz betrachtet“.⁵

Die Universitätsbibliothek der TU München sieht die Verwaltung der Hochschule als eine wichtige Kundengruppe ihrer Dienstleistungen an. Für viele Kolleginnen und Kollegen der Verwaltung gehört das Recherchieren, Beschaffen und Verwalten von Informationen zum Alltag. Bestände und Dienstleistungsangebote der Universitätsbibliothek können für diese Tätigkeiten wichtig und hilfreich sein.

Die Universitätsbibliothek ist in zahlreichen Geschäftsprozessen mit der Universitätsverwaltung verbunden, sei es mit Personalstelle und Personalrat bei Einstellungsvorgängen, mit der Pressestelle im Zusammenhang mit Öffentlichkeitsarbeit, mit der Rechtsabteilung bei Vertragsprüfungen oder Reklamationen. Die Dienstleistungen der Universitätsbibliothek sind aber den wenigsten Beschäftigten in der Universitätsverwaltung vertraut.

1. Wer gehört überhaupt zur Universitätsverwaltung?

Die Organisationsbeschreibung der TU München nennt für das Sommersemester 2014 insgesamt 3.189 Personen als nicht-wissenschaftliche Beschäftigte. Zu ihnen gehören neben technischem Personal, Sekretär/innen und Werkstätten-Mitarbeiter/innen u.a. auch die Beschäftigten der Hochschulverwaltung. Das Organigramm der Universität gibt Auskunft, welche Organisationseinheiten darunter zu verstehen sind.

2 Hochschule im digitalen Zeitalter: Informationskompetenz neu begreifen – Prozesse anders steuern. Entschließung der 13. Mitgliederversammlung der HRK am 20. November 2012 in Göttingen. http://www.hrk.de/uploads/tx_szconvention/Entschliessung_Informationskompetenz_20112012_01.pdf (26.08.2014).

3 Ebd. S. 3.

4 Ebd. S. 7.

5 Ebd. S. 5.

- Zentrale Verwaltung mit Personalabteilung, Finanzabteilung, Immobilienmanagement, Rechtsabteilung und IT Servicezentrum
- Präsidialbereich mit den Schwerpunkten Berufungen, Dual Career, Projekt- und Qualitätsmanagement, Evaluierungen und Kanzlerbüro
- Hochschulreferate mit Controlling, Organisation und Planung, Corporate Communication Center, Mitarbeiterfortbildung, Messewesen, Office for Research and Innovation (inkl. Patentberatung und Projektantragsberatung), Fundraising, Sicherheit und Strahlenschutz, Referat für Studium und Lehre
- Zentrale Serviceeinrichtungen mit Alumni & Career, Ausbildungszentrum, International Center und Student Service Zentrum
- Beauftragte im Bereich Datenschutz und Gleichstellung, Personalvertretungen und die Berufsfeuerwehren der verschiedenen Standorte.

Beschäftigte, die in den hier genannten Organisationseinheiten und Aufgabenbereichen tätig sind, sollten als Zielgruppe der Universitätsbibliothek angesprochen werden.

2. Wie wird eine Veranstaltung organisatorisch und inhaltlich konzipiert?

Die Veranstaltungen werden jeweils in enger Absprache mit Vertretern/innen der angesprochenen Gruppen vorbereitet und durchgeführt. In der Universitätsbibliothek ist die Abteilung für Informationsdienste für die Veranstaltungen zuständig. Die Bibliotheksleitung wird eingebunden.

Für die erste informelle Anfrage bei der Verwaltungseinheit werden, soweit möglich und sinnvoll, bestehende Kontakte auf Arbeitsebene genutzt. Die Erfahrung zeigt, dass das Interesse der angesprochenen Kolleg/innen im Verwaltungsbereich in der Regel groß ist. Es folgt ein formales Anschreiben an die Leitung der jeweiligen Einrichtung, in dem die geplante Veranstaltung kurz beschrieben wird, oder eine persönliche Kontaktaufnahme per Telefon.

Zeitwünsche der Eingeladenen werden berücksichtigt. Eventuell werden zwei Termine vereinbart, um auch Teilzeitkräften die Teilnahme zu ermöglichen oder große Gruppen zu teilen. Alle Interessenten tragen sich auf eine von der Universitätsbibliothek vorbereitete und vorab verschickte Teilnehmerliste ein, damit die Zahl der teilnehmenden Personen eingeschätzt werden kann.

Um die Veranstaltung inhaltlich auf die Bedürfnisse der Teilnehmer auszurichten, findet ein Vorgespräch zwischen der zuständigen Bibliothekarin und der Ansprechperson der eingeladenen Einrichtung statt. Neben einer allgemeinen Einführung in die Serviceleistungen der Universitätsbibliothek sollen insbesondere die Dienstleistungen und Angebote vorgestellt werden, die unmittelbar arbeitsrelevant sind. Im Vorgespräch wird überlegt, welche Themenbereiche von Interesse sind, ob eine Einrichtung mit Primärdaten umgeht, Bildarchive vorliegen und verwaltet werden müssen oder wissenschaftsunterstützende Dienste angeboten werden. Entsprechend werden die thematischen Schwerpunkte der Veranstaltung festgelegt, sei es eine bestimmte Datenbank, der Medienserver der TU München (mediaTUM) oder eine Einführung in die Informationskompetenzangebote und die Publikationsberatung der Universitätsbibliothek.

3. Veranstaltungsablauf

Die gesamte Veranstaltung dauert ca. 1,5 Stunden. Abweichungen sind auf Wunsch einer eingeladenen Einrichtung möglich. Zwei Bibliothekar/innen sind für die inhaltliche Vorbereitung und Durchführung verantwortlich, zwei weitere Personen übernehmen die Vor- und Nachbereitung des Catering.

Manchmal schließen sich Kolleg/innen der Universitätsbibliothek den Veranstaltungen an, wenn Kontakte zu Mitarbeiter/innen der eingeladenen Verwaltungseinheiten bestehen, und nutzen Führung und Schulung zur informellen Netzwerkpflege. Auch Abteilungsleiter/innen oder die Bibliotheksleitung nehmen diese Möglichkeit zur Kontaktpflege am Rande der Führung gerne wahr.

Die Veranstaltung startet mit einer Bibliotheksführung. Sie dauert ca. 45 Minuten und umfasst einen Gang durch die Magazine. Manchmal zeigt sich, dass die Teilnehmenden noch nie in den Teilbibliotheken waren und grundlegende Informationen zur Bibliothek haben möchten. Im Magazin werden auch besondere Medienbestände gezeigt wie Rara, Dissertationen oder audiovisuelle Medien.

Da die eingeladenen Kollegen/innen oft schon lange an der Universität beschäftigt sind, entwickeln sich häufig lebhafte Diskussionen über Bestand, Organisation und Geschichte der Universitätsbibliothek sowie die Veränderungen im beruflichen Alltag. Die geführte Gruppe soll in der Regel nicht mehr als zehn Personen umfassen, damit solche Diskussionen möglich sind. Gegebenenfalls werden zwei Gruppen parallel geführt.

Anschließend wechselt die Gruppe in den Schulungsraum der Universitätsbibliothek. Um einen angenehmen Rahmen zu schaffen, wird ein kleines Catering angeboten.

Der Schulungsteil dauert ca. 30 Minuten und startet mit einem allgemeinen Überblick über Bestand und Nutzung der gedruckten und elektronischen Bestände der Universitätsbibliothek. Wichtig ist der Hinweis auf die Auskunfts- und Beratungsangebote der Universitätsbibliothek (Mailanfragen, Bibliotheks-Chat, Auskunftstelefon, persönliche Ansprechpartner für Beratungen im Bereich Literaturverwaltung und Recherche). Grundlagen der Literaturrecherche im elektronischen Katalog der Universitätsbibliothek werden kurz gezeigt.

Anschließend werden, den vereinbarten thematischen Schwerpunkten entsprechend, einzelne Datenbanken vorgestellt oder bestimmte Services der Universitätsbibliothek näher erläutert.

Abschließend wird ausreichend Zeit für Fragen und Diskussionen eingeplant. Häufig möchten die Teilnehmer der Veranstaltung ihr Bibliothekskonto aktivieren, haben konkrete Buchwünsche oder bitten um Unterstützung bei Rechercheproblemen. Oft ergibt sich hier ein Gespräch darüber, wie die Dienstleistungen der Universitätsbibliothek regelmäßig für die Arbeit der Verwaltungskolleg/innen genutzt werden können.

4. Informationskompetenz für die Verwaltung: Was brauchen die Kolleginnen und Kollegen?

An drei Beispielen sei hier gezeigt, was Informationskompetenz im beruflichen Alltag einer Hochschulverwaltung konkret bedeuten kann.

a. Corporate Communication Center

Das Corporate Communication Center (CCC) ist zuständig für die interne und externe Kommunikation der TU München. Wichtige Aufgaben umfassen Recherche und Beschaffung von Veröffentlichungen über die TU München, Erstellung und Verwaltung einer Fotosammlung, Verfassen oder Betreuen von Pressemitteilungen und weiteren Publikationen sowie die Organisation von Veranstaltungen im Umfeld des Hochschulpräsidiums.

Im Schulungsteil der Informationsveranstaltung wurden daher nach den allgemeinen Informationen folgende Angebote der Universitätsbibliothek vorgestellt:

- Datenbank *Süddeutsche Zeitung Archiv*: ermöglicht Recherche inklusive der Lokalteile zurück bis 1992, mit Volltext-Suche
- Datenbank *Library Press Display*: ermöglicht Zugang zu und Recherche in Tageszeitungen aus der ganzen Welt
- Datenbanken zu Wirtschaft und Gesellschaft wie *Statista* und *Hoppenstedt Firmendatenbank für Hochschulen*
- *Nexis* (früher *Lexis Nexis*): ermöglicht Recherche zu internationalen Presseinformationen, Firmen- und Finanzinformationen, Personen aus Wirtschaft, Politik und Zeitgeschehen, Branchendaten, Länderberichten und juristische Informationen
- Medienserver der TU München (*mediaTUM*): ermöglicht Ablage, Langzeitarchivierung und Metadatenverwaltung von Bildersammlungen sowie das Management von Primärdaten jeglichen Formats

b. Personalrat

Der Personalrat ist über sein Mitbestimmungs- und Mitwirkungsrecht bei vielen Vorgängen im Personalbereich involviert. Er wirkt bei Maßnahmen zu Arbeits-, Gesundheits- und Umweltschutz mit und bietet individuelle Beratung von Beschäftigten bei Fragen zum Tarif, Änderungen von Arbeitszeit, Problemen mit Vorgesetzten oder Kolleg/innen an. Informationsrecherche und -beschaffung im Bereich Recht und Verwaltung gehören zum Alltag. Außerdem benötigen die Angehörigen des Personalrats Zugang zu Rechtsgrundlagen im Bereich Personalrecht, Tarifrecht und Arbeitsrecht und müssen aktuellen Diskussionen in Presse und einschlägigen Zeitschriften folgen können.

Der Schulungsteil der Informationsveranstaltung wurde auf die folgenden Angebote der Universitätsbibliothek ausgerichtet:

- Rechtstexte: Datenbank *Beck online* (Volltextdatenbank zur Rechtswissenschaft, Gesetzestexte, Kommentare, Urteile)
- Datenbank *Nexis*, Datenbank *Süddeutsche Zeitung Archiv* für die Recherche nach aktuellen Pressebeiträgen

- Elektronischer Katalog der Universitätsbibliothek für thematische Recherche nach einschlägiger Fachliteratur und den Zugang zu elektronischen Medien
- Hinweis auf die Möglichkeit, der Universitätsbibliothek Literaturbeschaffungswünsche zu melden und als erster Ausleiher vorgemerkt zu werden
- Dokumentlieferdienste für nicht an der TU München vorhandene Literatur

c. International Center

Das International Center (IC) berät Studierende der TU München in Bezug auf Auslandsaufenthalte und Finanzierungsmöglichkeiten. Es betreut ausländische Studierende und Gastwissenschaftler/innen und ist zuständig für die Pflege der internationalen Beziehungen der Universität nach Vorgaben des Hochschulpräsidiums. Zum IC gehört auch das Sprachenzentrum der TU München.

Das Programm der Informationsveranstaltung umfasste neben den standardmäßig enthaltenen allgemeinen Informationen folgende Punkte:

- Nutzungsmöglichkeiten der Bibliotheksdienstleistungen vom Ausland aus, sowohl für TUM-Angehörige wie auch für externe Nutzer/innen
- Angebote der Universitätsbibliothek, die für die Vorbereitung von Auslandsaufenthalten genutzt werden können (Vorbereitungsmaterialien für Sprachzertifikate; Literatur zu interkultureller Kompetenz; Kunst- und Architekturführer)
- Angebote der Universitätsbibliothek, die von ausländischen Gaststudierenden genutzt werden können oder die eigens auf Anfrage organisiert werden (englischsprachige Bibliotheksführungen, englischsprachige Kursangebote und E-Learning in der Universitätsbibliothek)
- Angebote der Universitätsbibliothek für Wissenschaftler/innen zur Unterstützung in Forschung und Lehre

5. Erfahrungen und weitere Planung

Bisher wurden an der Universitätsbibliothek der TU München 17 derartige Veranstaltungen durchgeführt. Für einige größere Verwaltungseinheiten fanden mehrere Termine statt, um ausreichend Terminoptionen anzubieten oder große Gruppen aufzuteilen.

Die Veranstaltungen verfolgen gleichzeitig mehrere Ziele. Die Kolleginnen und Kollegen der Verwaltung erfahren, wo und wie sie die Dienste der Universitätsbibliothek in ihrer täglichen Arbeit nutzen können. Sie lernen die Beratungsangebote der Universitätsbibliothek kennen und wissen, an wen sie sich mit ihren Fragen zu Informationsrecherche und -beschaffung wenden können. Sofern die Verwaltungsmitarbeiter/innen selbst in der Betreuung von Studierenden und Fakultätsangehörigen aktiv sind, können sie bei Bedarf auf Dienstleistungen der Universitätsbibliothek verweisen oder diese – wie bei Führungen – im konkreten Fall einfordern. Oft wird auch der Blick hinter die Kulissen sehr geschätzt: kilometerlange Regale, Elektroroller, Buchförderanlage, Jahrhunderte alte Bücher sind für viele Kollegen/innen aus der Verwaltung interessant.

Aber auch aus Sicht der Universitätsbibliothek liegen die Vorteile dieser Veranstaltungen auf der Hand: Sie präsentiert sich bei der Universitätsverwaltung mit ihren Angeboten, gewinnt neue Kunden

und intensiviert gleichzeitig die universitätsinternen Netzwerke. Nicht zu unterschätzen sind die Möglichkeiten der informellen Kontaktpflege, die sich durch Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltungen ergeben. Außerdem gewinnen die Teilnehmenden der Veranstaltungen häufig eine neue Sicht auf die Arbeit ihrer bibliothekarischen Kolleg/innen. Die Komplexität bibliothekarischer Arbeit und die Vielfalt an Informationsangeboten sind vielen Beschäftigten der Hochschulverwaltung unbekannt und werden mit Staunen und Respekt zur Kenntnis genommen.

Angehörige der Hochschulverwaltungen sind bisher eine weitgehend unentdeckte Kundengruppe für die jeweiligen Bibliotheken. Ihre Entdeckung lohnt sich und bringt für beide Seiten Vorteile: Die Verwaltung bekommt Unterstützung durch die Universitätsbibliothek und die Universitätsbibliothek erfährt eine Stärkung ihrer Position innerhalb der Universität.

Literaturverzeichnis

- Hochschule im digitalen Zeitalter: Informationskompetenz neu begreifen – Prozesse anders steuern. Entschließung der 13. Mitgliederversammlung der HRK am 20. November 2012 in Göttingen. http://www.hrk.de/uploads/tx_szconvention/Entschliessung_Informationskompetenz_20112012_01.pdf (26.08.2014).

Ein realer Lernort mit digitalem Mehrwert

Die Bibliothek der Universität Konstanz nach der Sanierung

Oliver Kohl-Frey, Kommunikations-, Informations-, Medienzentrum (KIM) Konstanz
Petra Hätscher, Kommunikations-, Informations-, Medienzentrum (KIM) Konstanz

Zusammenfassung:

Die Sanierung der Bibliothek der Universität Konstanz erforderte eine Überprüfung des bibliothekarischen Konzepts aus den sechziger Jahren, das in einem Gebäude der siebziger Jahre umgesetzt wurde. Insgesamt betrachtet bewährt sich das Konzept der Konstanzer Bibliothek bis heute, und es werden lediglich Anpassungen an die Bedürfnisse des 21. Jahrhunderts nötig. Durch aktive Pflege des gedruckten Bestands inklusive Aussonderung konnte Raum für die notwendige Ausweitung der Funktionen als Lernort und als sozialer Ort geschaffen werden. Das neu konzipierte Hybrid Bookshelf erlaubt eine neuartige Präsentation des digitalen Bestands am Ort Bibliothek. Durch die so angepasste Konzeption kann eine signifikante Aufwertung des realen Lernorts samt digitalem Mehrwert erreicht werden.

Summary:

The redevelopment process of the University of Konstanz Library required a proof of the sixties library concept that was realized within a seventies building. Generally the concept has proved itself; small adaptations have to be realized for the needs of the 21st century. The library's functions as learning space and as social space are strengthened. The newly developed Hybrid Bookshelf makes the digital collection visible within the library space. This leads to a significant appreciation of the real learning space and creates a digital additional value.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S117-123](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S117-123)

Autorenidentifikation: Hätscher, Petra GND140310452

1. Einführung

Die digitale Bibliothek ist längst Realität und Selbstverständlichkeit. Aber auch der reale Ort Bibliothek mit seinen Funktionen als Bestandsort, als Lernort und als sozialer Ort bleibt an heutigen Universitäten eine zentrale Institution, deren Bedeutung offensichtlich eher noch zunimmt. Der Artikel beschreibt vor diesem Hintergrund die Konzeption und Entwicklung der Bibliothek der Universität Konstanz im Rahmen der aktuell stattfindenden Sanierung.¹

Die Bibliothek der 1966 als Reformuniversität im deutschen Südwesten gegründeten Universität Konstanz liegt mit ca. 25.000 Quadratmetern Nutzfläche zentral auf dem Campus der Hochschule.

1 Vgl. für eine ausführlichere Darstellung Kohl-Frey, Oliver: Die Universitätsbibliothek als neuer Lernraum: Konzepte der Universität Konstanz. In: Olaf Eigenbrodt; Richard Stang (Hg.): Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin u.a.: De Gruyter Saur, 2014 (Age of Access - Grundfragen der Informationsgesellschaft 3), S. 107-123.
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-289667> (14.11.2014).

Seit November 2010 sind drei Viertel der Bibliotheksfläche aufgrund von Asbestfunden geschlossen. Während der seit 2011 laufenden Schadstoffsanierung wurden die betroffenen Gebäudeteile bis auf den Rohbau zurückgebaut und damit alle asbesthaltigen Bauteile entfernt. Der Wiederausbau soll mit der Fertigstellung der Gebäudeteile Info-Zentrum und BS im Frühjahr 2015 zu zwei Dritteln abgeschlossen sein, der dritte Gebäudeteil (BG) wird vermutlich im Jahr 2016 komplett saniert sein.



Abb. 1: Luftbild der Universität Konstanz (Bild: Universität Konstanz)

Im Rahmen dieser Sanierung wurde gleichzeitig das der Konstanzer Bibliothek zugrundeliegende Konzept² einer gründlichen Prüfung unterzogen. Die raumbezogenen Kernbestandteile der Überlegungen aus den 60er Jahren – z.B. systematische Freihandaufstellung, dezentrale Arbeitsplätze bei den jeweiligen Beständen – sind weiterhin zeitgemäß und werden nicht infrage gestellt. Allerdings wurden aktuelle Fragestellungen und Entwicklungen aufgenommen und im Rahmen der Sanierungskonzeption integriert.

2. Konzeptionelle Überlegungen und Veränderungen

Die drei genannten Funktionen der Bibliothek als realem Ort sowie die aus den aktuellen Überlegungen folgenden konzeptionellen Veränderungen sollen hier näher beleuchtet werden.³

2 Vgl. Stoltzenburg, Joachim: Die Bibliothek als Literaturversorgungssystem der Universität Konstanz. In: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 8 (1970), S. 74-93.

3 Vgl. zum Hintergrund Kohl-Frey, Lernraum (wie Anm. 1).

2.1. Lernort

In Bibliotheken wurde immer schon gelernt und gearbeitet. Während aber in vielen Neubauten der 50er und 60er Jahre die klassische Dreiteilung von Magazin, Lesesaal und Verwaltung noch aufrechterhalten wurde, konnte das Konstanzer Konzept einer systematischen Freihandaufstellung mit integrierten Arbeitsplätzen Anfang der 70er Jahre architektonisch überzeugend umgesetzt werden.

Diese bewährte Konzeption wird auch nach der Sanierung weitgehend weitergeführt. Dennoch wird sich einiges gegenüber dem vorherigen Status verändern. So wird es grundsätzlich eine konsequente Trennung von lauten und leisen Bereichen geben. Das Info-Zentrum als zentrale Drehscheibe mit Haupteingang und -ausgang, Selbstausleihe und -rückgabe, Beratungsplätzen für bibliothekarische Information und universitären IT-Support, Schulungszone und Bibliothekscafé wird von den Buchbereichen, in denen es vorwiegend leise zugehen wird, klar abgetrennt sein.



Abb. 2: Regalbereiche und Arbeitsplätze in der Bibliothek (Bild: Universität Konstanz)

Gestiegene Studierendenzahlen sowie die Veränderungen der Studieninhalte und -formen durch die Bologna-Reform führen seit einigen Jahren zu einem höheren

Bedarf an universitären Arbeitsplätzen, die zudem sehr diversifizierten Ansprüchen genügen müssen. Diesem Bedarf trägt die Konstanzer Lernort-Planung Rechnung.

- Die Zahl der Arbeitsplätze steigt von 1.150 auf 1.400.
- Verschiedenste Arbeitsplätze werden angeboten: Ruhige Einzelarbeitsplätze, flexible Gruppenarbeitszonen, hochwertig ausgestattete Gruppenarbeitsräume, atmosphärisch besondere Lesesaalplätze, Computer-Pools für die Lehre, Medienarbeitsbereiche inklusive Filmsichtungsräumen etc.
- Diese Arbeitsplätze werden mit zeitgemäßer Technik (Steckdosen, teilweise LAN-Dosen und Tischlampen) ausgestattet; die ganze Bibliothek erhält eine sehr engmaschige WLAN-Versorgung.
- Zwei sogenannte Labore erlauben das Erproben innovativer Lehr- und Lernformen. Im Media Lab werden die technologischen Voraussetzungen für kollaboratives Arbeiten von Gruppen, z.B. an großen Multitouchtischen, angeboten. Im Teaching Lab sollen Dozenten optimale Voraussetzungen für digital unterstützte Lehre (Smartboard, Visualizer, Touch-Display etc.) vorfinden.

2.2. Sozialer Ort

Die Funktion der Bibliothek als sozialer Ort war lange Zeit etwas unterbelichtet. Aber natürlich waren und sind Bibliotheken Orte der Begegnung und des Austauschs, und das berufstypische Klischee des streng dreinblickenden, um Ruhe heischenden Bibliothekars („Pssst!“) hat sich in den letzten Jahren sicher verändert. Mit einigen Neuerungen wird in Konstanz die mittlerweile weitgehend akzeptierte Funktion der Bibliothek als sozialer Ort umgesetzt:

- Das Info-Zentrum wird explizit als Ort für Begegnung, Austausch und Beratung ausgewiesen. Hier finden Studierende geeignete Zonen und Möbel für das gemeinsame Arbeiten. Dies wird durch technische Rahmenbedingungen unterstützt: Flächendeckendes WLAN, Gruppenarbeitszonen mit großen Displays zum Anschluss mitgebrachter Devices, Ausleihe von Tablets und Notebooks und anderes mehr.
- Die bibliothekarische Information und der universitäre IT-Support beraten an einer gemeinsamen Theke zu allen Fragen der Literatur- und Informationsversorgung sowie zu technischen Fragen. Auch das Schreibzentrum der Universität wird hier seine Beratung anbieten.
- Ein Bibliothekscafé mit ca. 250 Quadratmetern Nutzfläche entsteht neu in diesem Bereich. Hier werden seitens des Studentenwerks („seezeit“) Getränke und kalte Speisen angeboten; generell ist auch mitgebrachtes Essen in diesem Bereich erlaubt. Das Café wird wie die Bibliothek 24/7 geöffnet sein.



Abb. 3: Gemeinsame Beratung durch bibliothekarische Information und IT-Support (Bild: Ernst² / MB Frank Architektur)

2.3. Bestandsort

Eine Bibliothek war und ist ein Ort für Bestände. Bis vor etwa 30 Jahren waren dies vorwiegend gedruckte Bücher und Zeitschriften, seitdem kamen u.a. audiovisuelle Medien (Tonträger, Filme etc.) und Datenspeichermedien auf physisch vorhandenen Trägern (Diskette, CD-ROM etc.) hinzu. Seit einigen Jahren haben digitale Bestände ohne Trägermedien eine sprunghaft angestiegene Bedeutung erfahren: Datenbanken, elektronische Zeitschriften, e-Books, ganze Volltextarchive.

Bestände auf Trägermedien verlieren deshalb in einigen Wissenschaftsdisziplinen drastisch an Bedeutung. Dies ließ sich zunächst in den Naturwissenschaften, mittlerweile aber auch in Teilen der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften beobachten. Dort werden Journals größtenteils ausschließlich digital wahrgenommen (oder gar nur noch in dieser Form herausgegeben), und auch elektronische Bücher sind auf dem Vormarsch. Anders ist die Situation sicherlich in den Geisteswissenschaften, wo gedrucktes Material auf mittlere Sicht vermutlich nicht digital ersetzt werden kann.

In der Bibliothek der Universität Konstanz ist im Rahmen der Bestandspflege durch die Fachreferate auch die Aussonderung gedruckter Bestände schon seit langer Zeit selbstverständlich.⁴ Während der Sanierungs- und Neukonzeptionsphase wurden die Anstrengungen allerdings nochmals verstärkt, so dass in den Jahren 2011-2013 insgesamt über 150.000 Bände ausgesondert werden konnten; auch im Jahr 2014 werden es nochmals weit mehr als 30.000 Bände sein. Dabei handelt es sich auch um gedruckte Dubletten digitaler Bestände (z.B. Nationallizenzen), aber neben gedruckten Mehrfachexemplaren oder Altaufgaben auch um nicht mehr relevante, in Konstanz unikale Forschungsliteratur. Damit ist die Bibliothek der Universität Konstanz, bezogen auf den gedruckten Bestand, eine schrumpfende Bibliothek. Dies ist auch deshalb notwendig, weil die beiden anderen Funktionen – Lernort und sozialer Ort – mehr Raum benötigen, der nur so zu gewinnen war.

3. Digitaler Mehrwert am realen Ort Bibliothek

Auch wenn digitale Inhalte in einigen Wissenschaftsdisziplinen immer mehr an Bedeutung gewinnen oder sogar die gedruckten Inhaltsträger nahezu komplett verdrängt haben, so ist das am Ort Bibliothek bisher noch nicht wirklich angekommen. Zwar werden elektronische Zeitschriftenbestände über die EZB nachgewiesen, e-Book-Pakete in OPACs 2.0 eingespielt und Discovery-Systeme als Suchmaschinen für Artikel und Papers angepriesen. All das ist auch in Konstanz in den letzten Jahren realisiert worden, und dies durchaus mit Erfolg. Dennoch bleibt das Auffinden von digitalen Inhalten bisher auf die vor Ort bereitgestellten Computer-Arbeitsplätze und die von den Nutzenden mitgebrachten Devices beschränkt.

Die Konstanzer Bibliothek versteht sich aber seit ihrer Gründung als reine Freihandbibliothek mit systematischer Aufstellung.⁵ Dieser Anspruch einer Freihandaufstellung, bisher konzeptionell lediglich bezogen auf den gedruckten Bestand, lässt sich mit der Magazinierung der gesamten digitalen Bestände nur schwer vereinbaren. Doch wie lässt sich diese digitale Magazinbibliothek öffnen und am Ort Bibliothek – als Freihandaufstellung – sichtbar machen?⁶

4 Kirchgäßner, Adalbert: Bestandsentwicklung durch regelmäßige Aussonderung. Vortrag gehalten am 21. März 2007 auf dem 3. Leipziger Kongress für Information und Bibliothek.

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-25396> (14.11.2014).

5 Eine Magazinierung des gedruckten Bestands gab es bisher lediglich – gezwungenermaßen – während der Sanierungsphase seit 2011. Vgl. ausführlicher: Kohl-Frey, Oliver: Die Öffnung der digitalen Magazinbibliothek: Entwicklungen an der Universität Konstanz zwischen Summon und Hybrid Bookshelf. In: Bibliotheksdienst 48 (2014), S. 807-815.

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-289656> (14.11.2014).

6 Vgl. auch Taubert, Janin: Absentia in praesentia? Zur Präsentation und Vermittlung digitaler Medien im physischen Raum. Wiesbaden: Dinges & Frick, 2013 (bit Innovationspreis 2013).

Gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Arbeitsgruppe Mensch-Computer-Interaktion der Universität Konstanz arbeitet die Bibliothek seit einigen Jahren in einem gemeinsamen Projekt „Blended Library“ an Möglichkeiten der Verbindung von elektronischer und realer Welt.⁷ Im Rahmen dieses Projekts wurde u.a. bereits der Prototyp eines virtuellen Regals im Rahmen einer Masterarbeit realisiert.⁸ Da es sich hier aber lediglich um einen studentischen Prototyp handelte, wird im Rahmen eines Folgeprojekts ein Produkt entwickelt, das in Konstanz zum Einsatz kommen (und zur Nachnutzung zur Verfügung stehen) wird.⁹

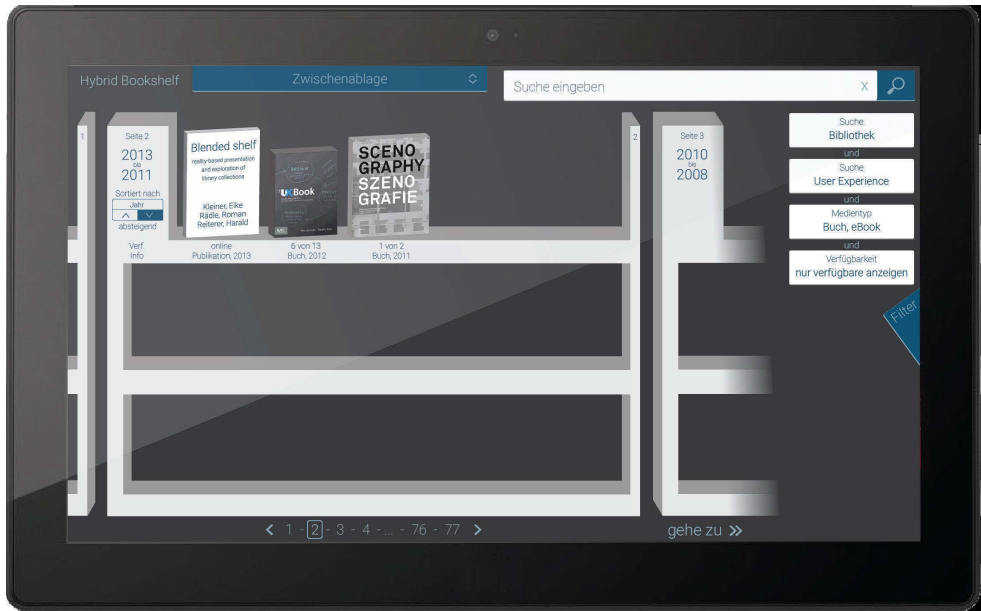


Abb. 4: Entwurf des Hybrid Bookshelf, das 2015 zum Einsatz kommen wird (Bild: Universität Konstanz / Picibird)

Dazu wird in zwei Teilschritten einerseits ein geeignetes Daten-Backend und andererseits ein intuitiv zu bedienendes Benutzer-Frontend realisiert. Das Backend wird diverse Datenquellen – v.a. lokale Bibliotheksbestände sowie Daten aus Discovery-Systemen – zusammenführen, normalisieren, deduplizieren und dann über eine REST-Schnittstelle mit dem Frontend kommunizieren. Das Frontend wird den Nutzenden dann eine an gängige Benutzungsoberflächen angelehnte Recherche und Anzeige von gedruckten und digitalen Beständen unter einer Oberfläche ermöglichen. Durch den Einsatz großer Touch-Displays werden diese Bestände gemeinsam am Ort Bibliothek sichtbar – die Tür zur digitalen Magazinbibliothek ist damit zumindest einen Spalt weit geöffnet.

7 Vgl. <http://hci.uni-konstanz.de/blendedlibrary> (14.11.2014).

8 Kleiner, Eike: Blended Shelf. Ein realitätsbasierter Ansatz zur Präsentation und Exploration von Bibliotheksbeständen. Konstanz 2013 (Masterarbeit).
http://hci.uni-konstanz.de/downloads/thesis_kleiner.pdf (14.11.2014).

9 <http://www.ub.uni-konstanz.de/bibliothek/projekte/blended-shelf/> (14.11.2014).

Literaturverzeichnis

- Kirchgäßner, Adalbert: Bestandsentwicklung durch regelmäßige Aussonderung. Vortrag gehalten am 21. März 2007 auf dem 3. Leipziger Kongress für Information und Bibliothek.
- Kleiner, Eike: Blended Shelf. Ein realitätsbasierter Ansatz zur Präsentation und Exploration von Bibliotheksbeständen. Konstanz, 2013 (Masterarbeit).
- Kohl-Frey, Oliver: Die Universitätsbibliothek als neuer Lernraum: Konzepte der Universität Konstanz. In: Olaf Eigenbrodt; Richard Stang (Hg.): Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin u.a.: De Gruyter Saur, 2014 (Age of Access - Grundfragen der Informationsgesellschaft 3), S. 107-123.
- Kohl-Frey, Oliver: Die Öffnung der digitalen Magazinbibliothek: Entwicklungen an der Universität Konstanz zwischen Summon und Hybrid Bookshelf. In: Bibliotheksdienst 48 (2014), S. 807-815.
- Stoltzenburg, Joachim: Die Bibliothek als Literaturversorgungssystem der Universität Konstanz. In: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 8 (1970), S. 74-93.
- Taubert, Janin: Absentia in praesentia? Zur Präsentation und Vermittlung digitaler Medien im physischen Raum. Wiesbaden: Dinges & Frick, 2013 (bit Innovationspreis 2013).

Creating Future?! Strategisches Management in US-Bibliotheken – ein systematisierender Blick über den Tellerrand

Cornelia Vonhof, Hochschule der Medien Stuttgart

Zusammenfassung:

In sieben exemplarischen Fallstudien werden Strategieentwicklungsprozesse amerikanischer Bibliotheken vorgestellt, wobei der Blick auf die Methoden und Vorgehensweisen bei der Strategieentwicklung und Strategieumsetzung gerichtet wird, nicht auf Inhalte. Diese Fallstudien werden eingeordnet in die zehn Strategieschulen von Mintzberg.

Summary:

Seven exemplary case studies present strategic development processes of American libraries, with particular emphasis on methods and procedures in the process strategy development and strategy implementation, not on content. These case studies are classified according to Mintzberg's ten Schools of Strategy.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S124-145](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S124-145)

Autorenidentifikation: Vonhof, Cornelia: GND 1142540056

1. Entwicklungsfeld strategisches Management in Bibliotheken

Die massiven technischen Entwicklungen der letzten Jahre und die sich verändernden Kundenanforderungen stellen Bibliotheken in den USA, in Deutschland und in vielen anderen Ländern vor große Herausforderungen. Viele dieser Herausforderungen sind völlig neuartig. Umso wichtiger ist es für Bibliotheken, sich und ihr Umfeld ständig und systematisch zu beobachten, um auf geänderte Rahmenbedingungen angemessen und frühzeitig reagieren zu können. Dazu werden in vielen Bibliotheken interne Organisationsentwicklungsprozesse angestoßen. Strategische Planungen und strategisches Management gewinnen vor diesem Hintergrund eine immer größere Bedeutung.

Das Bewusstsein für diese Zusammenhänge scheint in Deutschland und den USA noch sehr unterschiedlich ausgeprägt zu sein. Während die meisten amerikanischen Bibliotheken ihre Strategie auf ihrer Website veröffentlicht haben und diese mit messbaren Zielen und für das Controlling geeigneten Kennzahlen hinterlegen, ist das Thema in Deutschland noch bei weitem nicht so breit in der Praxis verankert. Das bestätigt sich auch bei einem Blick auf die Fachliteratur: In den USA findet eine breite Auseinandersetzung mit dem Thema statt, in Deutschland taucht das Thema erst in den letzten Jahren vereinzelt auf. Betrachtet man Fachtagungen als Frühindikator für Praxisrelevanz, so scheint es jedoch Fahrt aufzunehmen: Als Beleg mögen die Tagung der Arbeitsgemeinschaft der

Spezialbibliotheken im September 2013,¹ die von der ekz Bibliotheksservice GmbH veranstaltete Konferenz „Chancen 2014: Erfolgsfaktor Bibliotheksstrategie“² oder der Vortragsslot: „Strategisches Management in Bibliotheken: Sich regelmäßig neu erfinden?“ auf dem Bibliothekartag 2014³ dienen.

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen, hat sich die Autorin für das Stipendium Librarian in Residence beworben, das 2013 unter der Themenstellung „Zukunftssicherung durch strategisches Management“ ausgeschrieben wurde. Das Programm Librarian in Residence wird seit 2008 jährlich vom Goethe-Institut New York und Bibliothek & Information International (BII), der für den internationalen Fachaustausch zuständigen Kommission von Bibliothek & Information Deutschland (BID), durchgeführt. In einem bis zu vierwöchigen Aufenthalt erhält eine Stipendiatin oder ein Stipendiat aus Deutschland die Gelegenheit, mit Kolleginnen und Kollegen in den USA in einen intensiven Dialog zu treten und gegenseitiges Lernen im persönlichen Austausch zu praktizieren.⁴

Ziel der Autorin war es, bei ihrem USA-Aufenthalt im Oktober 2013 Ansätze für strategische Planungsprozesse, für die sich ausgewählte amerikanische Bibliotheken entschieden hatten, kennenzulernen sowie zu erfahren, wie der Strategieprozess konkret gestaltet und die entwickelte Strategie umgesetzt wurde.⁵ New York ist als Aufenthaltsort prädestiniert, um in der dortigen lebendigen und vielfältigen Bibliothekscommunity ein sehr dichtes und intensives Besuchsprogramm zusammenzustellen. Der Aufenthalt in New York City wurde durch einen Abstecher nach Boston ergänzt, um die Harvard Law School Library und die Boston Public Library zu besuchen.

2. Über den Versuch, den Dschungel zu systematisieren

Die gewonnenen Einblicke in die Praxis des strategischen Managements amerikanischer Bibliotheken werden in Form von Fallstudien skizziert.⁶ Diese als exemplarisch zu verstehenden Berichte zeigen unterschiedliche Herangehensweisen bei der Strategieentwicklung und Strategieumsetzung. Um das Typische der jeweiligen Vorgehensweise deutlich zu machen, wird der Versuch unternommen, diese Fallstudien zu systematisieren. Als Rahmen und Systematik dienen die zehn „Schulen des strategischen Managements“, die Henry Mintzberg in seinem Buch „Strategy Safari: Der Wegweiser durch den Dschungel des strategischen Managements“⁷ vorstellt. Mintzberg, Professor an der kanadischen McGill Universität, verfolgt darin das Ziel, die im nicht-bibliothekarischen Bereich

1 Arbeitsgemeinschaft für Spezialbibliotheken: ASpB-Tagung 2013. <http://www.aspb2013.de/programm/11-september.html> (06.11.2014).

2 ekz Bibliotheksservice: Chancen 2014. <http://www.ekz.de/seminare-veranstaltungen/veranstaltungen/chancen-2014/> (06.11.2014).

3 KIT Group: Vortragsübersicht. <http://www.professionalabstracts.com/biblio2014/program-biblio2014.pdf> (06.11.2014). In diesem Vortragsslot wurde der vorliegende Beitrag in einer deutlich knapperen Form präsentiert.

4 An dieser Stelle sei den Trägern des Stipendiums für die Ermöglichung des USA-Aufenthalts gedankt.

5 Ein zweiter Fragenkomplex, der hier nicht angesprochen wird, leitet sich aus der Funktion der Autorin als Hochschuldozentin ab und zielt darauf zu ermitteln, wie, mit welchen Methoden und welcher Intensität das Thema *Strategisches Management* in den Curricula der Hochschulen, der beruflichen Ausbildung und der Weiterbildung verankert ist.

6 Weitere Berichte zu den Besuchen sind im Librarian-in-Residence-Blog nachzulesen. <http://blog.goethe.de/librarian/> (06.11.2014).

7 Mintzberg, Henry; Ahlstrand, Bruce; Lampel, Joseph: *Strategy Safari: Der Wegweiser durch den Dschungel des strategischen Managements*, München: FinanzBuchVerlag, 2012.

schiefer unüberschaubare Menge an sowohl in der Literatur als auch in der betrieblichen Praxis zu findenden Ansätze zu analysieren und einzuordnen. Damit wird von Beginn an deutlich, dass es nicht den einen, richtigen Weg gibt, sondern – und das zeigen auch die Fallstudien – dass jede Organisation ihren Weg finden muss.

Angesichts der Vielfalt der Strategieschulen genügt auch nicht nur eine einzige Definition dieser „Krönung aller Managementaktivitäten“.⁸ Mintzberg stellt unterschiedliche Definitionen vor, die Strategien und deren Entstehen kennzeichnen.

So ist einerseits „eine Strategie ein Plan (...) oder etwas in der Art – eine Richtung, eine Leitlinie oder eine zukünftig zu ergreifende Handlung, ein Weg von hier nach dort.“⁹ Andererseits kann sie auch „ein Muster [sein], das heißt ein über einen bestimmten Zeitraum hinweg gleichbleibendes Verhalten“.¹⁰ Diese Definitionen öffnen das Spannungsfeld zwischen einem Blick nach vorn, auf eine intendierte, und den Blick zurück, auf eine realisierte Strategie. Dabei drängt sich die Frage auf, ob und inwieweit sich intendierte Strategien auch tatsächlich realisieren lassen bzw. realisiert wurden.

Zwei weitere Betrachtungsweisen von Strategie, nämlich die als „Position“ und die als „Perspektive“ ergänzt Mintzberg: Die Strategie als Position beschreibt die „Platzierung bestimmter Produkte in bestimmten Märkten“ und Strategie als Perspektive beschreibt „die grundlegende Art, wie Organisationen vorgehen“.¹¹

Die zehn Strategieschulen – ein nützliches Raster

Im Folgenden sollen die zehn Strategieschulen nach Mintzberg als jeweils idealtypische und modellhafte Vorgehensweise sehr knapp skizziert werden, um dann den Versuch zu unternehmen, zu identifizieren, welche Merkmale sich in den Fallstudien der US-Bibliotheken finden lassen. Notwendigerweise muss ein solches Vorgehen an manchen Stellen holzschnittartig bleiben. Denn weder sind die Strategieschulen vollständig treffscharf noch wurden die Strategieentwicklungsprozesse in den Bibliotheken entlang der Mintzbergschen Denkschulen entwickelt. Gleichwohl macht diese Analyse deutlich, welche Ansätze dominieren und welche Ansätze möglicherweise noch Potenzial bieten, das in Zukunft für Strategieentwicklungsprozesse genutzt werden könnte.

Die ersten drei Strategieschulen lassen sich als *präskriptiv* beschreiben.

Die Designschule: Strategieentwicklung als konzeptioneller Prozess

Eine klare und einzigartige Strategie wird in einem bewussten Prozess formuliert. In diesem Prozess wird angestrebt, die interne Situation der Organisation, ihre Ressourcen und Fähigkeiten, mit der

8 Mintzberg, Strategy Safari (wie Anm. 7), S. 25.

9 Mintzberg, Strategy Safari (wie Anm. 7), S. 26.

10 Mintzberg, Strategy Safari (wie Anm. 7), S. 26.

11 Mintzberg, Strategy Safari (wie Anm. 7), S. 30.

externen Situation, den Chancen und Risiken, in Übereinstimmung zu bringen. Eine Implementierung erfolgt erst, wenn die Strategie endgültig formuliert ist.

Die Planungsschule: Strategieentwicklung als formaler Prozess

Die Planungsschule ist eine Ergänzung der Designschule, indem sie eine formal festgelegte Folge von Schritten von der Analyse über die Definition von Zielen bis zur Festlegung von Budgets und operativen Plänen vorsieht.

Die Positionierungsschule: Strategieentwicklung als analytischer Prozess

Sie setzt die Organisation in den Kontext ihrer Branche und betrachtet, wie die Organisation ihre strategische Positionierung innerhalb dieser Branche verbessern kann. Die Strategieentwicklung ist wiederum ein bewusst gestalteter Prozess, wobei die Strategie nicht frei formuliert, sondern aus grundsätzlich möglichen Marktstrategien ausgewählt wird, nämlich Kostenführerschaft, Differenzierung oder Fokussierung.¹²

Die weiteren Strategieschulen weisen überwiegend *deskriptive* Merkmale auf.

Die Unternehmerschule: Strategieentwicklung als visionärer Prozess

Die Strategieentwicklung ist bei der Führungskraft angesiedelt und bezieht die Persönlichkeit und die Intuition der Führungskraft ein. Strategie ist eine Perspektive, die mit einem Bild und einer einzuschlagenden Richtung – einer Vision – einhergeht.

Die kognitive Schule: Strategieentwicklung als mentaler Prozess

Diese Schule stellt das Denken des Strategen, i.d.R. der Führungskraft, in den Mittelpunkt. Diese entwickelt Wissensstrukturen und Denkprozesse anhand ihrer persönlichen Erfahrung. Diese unmittelbare, eigene Erfahrung formt das Wissen, das wiederum die Handlungsweise bestimmt und die damit einhergehende Erfahrung beeinflusst.

Die Lernschule: Strategieentwicklung als sich herausbildender Prozess

Strategien entstehen laut dieser Schule, indem Menschen etwas über eine Situation sowie die Fähigkeit ihrer Organisation, mit dieser Situation umzugehen, lernen. Sie beobachten, was funktioniert und was nicht funktioniert. Sie beziehen diese „gelernten Lektionen“ in ihren Aktionsplan ein. Eine Strategie wird daher nicht in einem Zug entwickelt, sondern in kleinen Schritten, während die Organisation sich anpasst und lernt.

Die Machtschule: Strategieentwicklung als Verhandlungsprozess

Strategieentwicklung entsteht aus Verhandlungen und Kompromissen zwischen konkurrierenden Personen, Gruppen und Allianzen. Dabei kommt der Einbeziehung der Interessen externer Stakeholder (z.B. Politik, Träger, Kund/inn/en) eine wichtige Rolle zu. Dies gilt insbesondere für Organisationen, die eng in eine Trägerorganisation eingebunden sind.

12 Vgl. Porter, Michael E.: Wettbewerbsstrategie. Methoden zur Analyse von Branchen und Konkurrenten. 12. Aufl., Frankfurt am Main: Campus-Verlag, 2013.

Die Kulturschule: Strategieentwicklung als kollektiver Prozess

Strategieformulierung wird als kollektiver und kooperativer Prozess der sozialen Interaktion verstanden. Die Strategie, die entwickelt wird, reflektiert die Organisationskultur und beruht auf Überzeugungen und Übereinkünften der Mitglieder der Organisation.

Die Umweltschule: Strategieentwicklung als reaktiver Prozess

Die Strategie ist eine Antwort auf die Herausforderungen, die sich durch die externe Umwelt (Mitbewerber, gesetzliche Rahmenbedingungen, Marktentwicklung) ergeben. Wo andere Schulen die Umgebung als Faktor sehen, der berücksichtigt werden muss, wird hier die Umwelt zum entscheidenden Akteur. Die Organisation reagiert – oder geht unter.

Die Konfigurationsschule: Strategieentwicklung als Transformationsprozess

Alle Denkschulen sind in ihrer jeweiligen Anwendungssituation relevant und die Konfigurationsschule vereint sie. Strategieentwicklung ist daher zum einen ein Prozess, der konzeptionelle Gestaltung oder formale Planung, systematische Analyse oder Führungsvisionen, kooperatives Lernen oder konkurrierende politische Aushandlungsprozesse umfasst. Strategieentwicklung kann sich zum anderen auf individuelle Erkenntnis, kollektive Sozialisation oder auf eine einfache Reaktion auf die Kräfte der Umwelt konzentrieren. Doch jede dieser Möglichkeiten muss zum richtigen Zeitpunkt und im richtigen Kontext angewandt werden.

3. Fallstudien aus US-amerikanischen Bibliotheken

In den folgenden Fallstudien werden die Strategieentwicklungsprozesse ausgewählter Bibliotheken skizziert und in die Mintzbergschen Strategieschulen eingeordnet. Dabei wird jeweils betrachtet, in welcher Ausprägung sich die Merkmale der Strategieschulen in den vorgefundenen Ansätzen der Bibliotheken wiederfinden lassen.

3.1 Fallstudie 1: Barnard College Library

Das *Barnard College*¹³ wurde 1889 als Frauen-College der *Columbia University* gegründet. Diese Funktion hat das College an der Upper West Side von Manhattan heute noch. Lisa Norberg,¹⁴ Leiterin der *Barnard Library and Academic Information Services*¹⁵ in der Funktion einer Dekanin, wurde 2010 eingestellt, mit dem ausdrücklichen Auftrag, Veränderungen in der Bibliothek des Colleges voranzutreiben. Hintergrund war nicht zuletzt, dass die vor ca. zehn Jahren erfolgte Verschmelzung der Bereiche Informationstechnik und Bibliothek aus Sicht des Boards des Colleges und der Hochschulleitung nicht die erhofften Effekte und Impulse gebracht hatten. 2008 erfolgte die Trennung, bei der die Bibliothek neben den klassischen Bibliotheksaufgaben nun auch alle lehr- und curriculumsbezogenen IT-Aufgaben übernahm.

13 Barnard College: News and Notes. <http://barnard.edu/> (06.11.2014) sowie Thirteen WNET New York Public Media: Treasures of New York. <http://www.thirteen.org/programs/treasures-of-new-york/#treasures-of-new-york-barnard-college> (06.11.2014).

14 Barnard College: Barnard Library and Academic Information Services: Lisa Norberg. <https://library.barnard.edu/profiles/lnorberg> (06.11.2014).

15 Barnard College: Barnard Library and Academic Information Services. <http://library.barnard.edu/> (06.11.2014).

Diese Zusammenführung von Aufgaben in der Bibliothek führte jedoch nicht zu der erwarteten Integration der Bereitstellung technikgestützter Informationsressourcen und klassischer Bibliotheksangebote. Eine neue Organisationsstruktur, die derzeit vom Leitungsteam erarbeitet wird, führt nun die Instructional Media Specialists, die AV-Technicians, den App-Developer und das Bibliothekspersonal in einer Abteilung zusammen.

Begleitet werden diese Veränderungen von strategischen Diskussionen, die im Leitungsteam intensiv geführt werden, die aber noch nicht in einem strategischen Plan zusammengeführt und dokumentiert sind. Daran arbeitet das Team derzeit. Den Rahmen setzen dabei ganz unterschiedliche Eckpfeiler: Da ist zum einen die noch recht neue Strategie der Hochschule.¹⁶ Zum anderen wird seit einigen Jahren über eine dringend notwendige Renovierung bzw. den Neubau der Bibliothek diskutiert und außerdem überarbeitet ein Team aus Bibliotheksmitarbeitenden derzeit Mission, Vision und Werte. Dabei geht der Blick schon klar in Richtung Strategie, denn der bisherige Dreiklang von „Vision, Mission, and Values“¹⁷ wurde einerseits als zu eng und andererseits als zu unverbindlich und unkonkret erkannt, um damit die zukünftige Ausrichtung der Bibliothek zu steuern.

In der *Barnard College Library* steht man also noch am Beginn des strategischen Prozesses. Dieser ist weniger getrieben durch Veränderungen von außen als von einer internen Organisationsentwicklung, für die ein Rahmen geschaffen werden soll. Klassische Elemente sind der Einstieg über „Mission“, „Vision“ und „Values“ und das Bemühen, die angemessene „Flughöhe“, sprich einen angemessenen Abstraktionsgrad zu finden, um strategische Setzungen in Handlung zu überführen. Obwohl die bewusste Gestaltung des Strategieprozesses sichtbar wird, spielen die Führungspersönlichkeit und deren Gestaltungswille eine wesentliche Rolle.

Tab. 1: *Barnard College Library*

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmerschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
1	Barnard College Library	+			++		+	+	+	+	

16 Barnard College: About the college: a strategic plan for Barnard College. <http://barnard.edu/leadership/president-spar/strategic-plan> (06.11.2014).

17 Barnard College: Barnard Library and Academic Information Services: Vision, mission, and values. <http://library.barnard.edu/about-the-library/mission> (06.11.2014).

3.2 Fallstudie 2: Boston Public Library (BPL)

„The Public Library of the City of Boston built by the people and dedicated to the advancement of learning. The Commonwealth requires the education of the people as the safeguard of order and liberty. Free to all. MDCCCLXXXVIII“

Diese denkwürdige Inschrift schmückt den historischen Gebäudeteil der BPL, den vom Architekten so genannten „Palast für die Menschen“. Etwas palastartiges hat dieser Gebäudeteil durch einen mächtigen Treppenaufgang, an dem zwei Löwen thronen, die Ähnlichkeit mit denen vor der *New York Public Library* haben, durch die Bates Hall und den begrünten Innenhof mit Springbrunnen durchaus.¹⁸ Mit diesem Ambiente bietet das McKim Building einen beeindruckenden Rahmen für den Alt- und Forschungsbestand der Bibliothek. Unmittelbar angegliedert ist das 1972 gebaute, nüchterne Johnson Building, der Teil für den Ausleihbestand. Die BPL ist stolz darauf, als die erste öffentlich finanzierte, öffentlich zugängliche, kommunale Ausleihbibliothek der USA zu gelten. Heute ist sie, gemessen am Bestand, mit der Zentralbibliothek und den 24 Zweigstellen, die größte öffentliche Bibliothek und nach der *Library of Congress*, die zweitgrößte Bibliothek überhaupt in den USA.¹⁹

Die BPL ist v.a. wegen ihres stark beteiligungsorientierten Ansatzes der Strategieentwicklung interessant. Aus heutiger Sicht und beim Blick in die Hochglanzbroschüre, in der die Bibliothek ihre Strategie veröffentlicht hat,²⁰ wirkt der Entwicklungsprozess geradezu idealtypisch. Tatsächlich begann er aber holprig. Der Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit dem Instrument des strategischen Managements war eine Abwehrschlacht: 2009, ausgelöst durch die Wirtschaftskrise, beschloss die BPL, Zweigstellen zu schließen, um den auferlegten Einsparvorgaben nachzukommen. Die darauf folgenden Proteste der Bevölkerung wie auch der Politiker, die zwar die Einsparvorgaben beschlossen hatten, dann aber mit der Umsetzung nicht einverstanden waren (v.a. nicht damit, dass sie bei der Wahl der Mittel nicht einbezogen wurden), führte zum Zurückrudern der Bibliothek und einem Neustart. Das Zurückrudern rettete die dezentralen Standorte, da die Einsparungen stattdessen in der Zentralbibliothek vorgenommen wurden. Der Neustart sah eine massive Beteiligung der Bevölkerung bei den Überlegungen zu einer Neuausrichtung der Bibliothek vor.

Der Strategieprozess der BPL lässt sich in drei Phasen gliedern:

Phase 1 begann 2009 mit der Gründung verschiedener Gremien, die den Prozess begleiten sollten. So wurden eine mit Externen besetzte Steuerungsgruppe, aber auch Gruppen von Mitarbeitenden eingesetzt, eine Website²¹ und ein Blog wurden freigeschaltet. Der strategische Plan erhielt den Namen *Compass*. In intensivem Austausch mit den Nutzerinnen und Nutzern entstand als Rahmen der erste Entwurf der „Principles for Excellence“.²² Budgetverhandlungen zu Beginn des Jahres

18 Boston Public Library: A brief history and description. <http://www.bpl.org/general/history.htm> (06.11.2014).

19 *American Library Association: The nation's largest libraries. A listing by volumes held.* <http://www.ala.org/tools/libfactsheets/alalibraryfactsheet22> (06.11.2014).

20 Boston Public Library: COMPASS: Strategic plan. <http://www.bpl.org/compass/files/2012/05/bpl-compass-report-final-spreads-LR.pdf> (06.11.2014).

21 Boston Public Library: Strategic planning. <http://www.bpl.org/compass/> (06.11.2014).

22 Boston Public Library: Strategic planning. <http://www.bpl.org/compass/principles/> (06.11.2014).

2010 unterbrachen diesen Prozess, der dann im September 2010 wieder aufgenommen wurde. Nun wurden die „Principles for Excellence“ den Mitarbeitenden und der Öffentlichkeit vorgestellt und diskutiert. Diese Diskussionen erfolgten in Workshops mit den Mitarbeitenden, öffentlichen Workshops, Fokusgruppen, Online-Chats und Blog-Diskussionen. Es wurden Online-Befragungen (mit rund 16.000 Rückläufen) und eine Postkartenaktion für Nicht-Nutzer/innen sowie Kundenbefragungen in den Zweigstellen durchgeführt. All das führte zu einer Überarbeitung der „Prinzipien für Exzellenz“ und deren Verabschiedung durch das Board of Trustees im Dezember 2010. Für die dritte Phase 2011 wurden eine Strategie-Arbeitsgruppe eingesetzt und runde Tische überall in der Stadt eingerichtet, an denen die von den Mitarbeitenden aus den „Principles“ entwickelten strategischen Ziele diskutiert wurden. Wichtig war es dabei, die Zielerreichung nicht nur im Hinblick auf den Output, sondern auch auf ihre Wirkung (Outcome) messbar zu beschreiben. Im November 2011 wurden der strategische Plan, die zugeordneten Maßnahmen und die zu erzielenden Wirkungen vom Board of Trustees verabschiedet. Insgesamt hatten bis dahin 82 Meetings und Beteiligungsformen aller Art stattgefunden. Diese werden seither fortgesetzt, so dass die Bürgerbeteiligung auch weiterhin ein ständiger Bestandteil der Arbeit der Bibliothek geblieben ist.

Die Umsetzung der Strategie wird in Boston engagiert und konsequent verfolgt: So finden monatliche Meetings mit Mitarbeitenden statt, in denen jeweils eines der acht Prinzipien der Exzellenz in den Mittelpunkt gestellt wird. Die strategischen Ziele und die daraus entwickelten Arbeitspläne werden mit dem Board of Trustees abgestimmt.

Das Controlling findet in der BPL nicht hinter verschlossenen Türen statt, sondern ist eingebettet in das *Performance Management Programm* der Stadt Boston, das Leistungsmessung und Datenanalyse nutzt, um die Leistungen der gesamten Stadt laufend zu bewerten, die Kosten zu reduzieren und letztlich bessere Services für die Bostoner zu bieten. Das *Performance Management Programm* mit dem Titel „Boston About Results“ (BAR)²³ ist als Sammlung von *Scorecards* aufgebaut, die die wesentlichen Dienstleistungen der Kommune repräsentieren. Darunter auch eine *Scorecard* der Bibliothek. Diese dokumentiert die strategischen Ziele, den Zielerreichungsgrad anhand von *Key Performance Indicators* in deren zeitlicher Entwicklung über mehrere Jahre sowie eine Reihe von Maßnahmen. Wer möchte, kann diese Informationen auch mobil über eine App nutzen. Die Transparenz der Bostoner Verwaltung umfasst auch den Finanzbereich: So bietet das *Open Checkbook* detaillierte Einblicke in die Mittelverwendung der Kommune und ihrer Einrichtungen.²⁴

Mary Frances O'Brien, Chief of Public Services der BPL, betonte auf die Frage, welche Effekte der Strategieprozess zeige, dass sich die Qualität wichtiger Entscheidungen deutlich gebessert habe. Man entscheide nicht mehr nach Bauchgefühl, sondern viel stärker faktenbasiert. Alle neuen Ideen, anstehenden Projekte, Wünsche und Pläne würden auf ihre Passung zur Strategie geprüft. Die Bibliothek habe begonnen, sich intensiv mit der Frage, welche Wirkungen sie mit ihrer Arbeit erzielt,

23 City of Boston: Boston about results (BAR): <http://www.cityofboston.gov/bar> (06.11.2014).

24 City of Boston: Checkbox Explorer: Department summary for Library Department.
<https://data.cityofboston.gov/agency-summary?fy=2014&department=Library%20Department> (06.11.2014).

auseinanderzusetzen und nicht mehr nur Output-Daten zu sammeln. Gerade dieser Punkt sei in der Kommunikation mit der Öffentlichkeit und der Politik von großem Wert.

Durch die im laufenden Betrieb durchgeführte Renovierung des *Johnson Building* und durch den Neubau einer Zweigstelle steht die Bibliothek derzeit im Fokus des öffentlichen und politischen Interesses. Gute und fundierte Nachweise über Zielerreichung und den Nutzen der Bibliothek sind dabei hilfreich, um die Aushandlungsprozesse, die die Bibliothek mit ihren Stakeholdern und deren durchaus widersprüchlichen Anforderungen gestaltet, zu unterstützen.

Tab. 2: Boston Public Library

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmensschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
2	Boston Public Library	+	++				+	++		+	

3.3 Fallstudie 3: Brooklyn Public Library (BPL)

Die *Brooklyn Public Library* ist eines der drei großen, unabhängigen New Yorker Bibliothekssysteme, das einen Einblick in sein strategisches Management gewährte.

Brooklyn wählte einen klassischen Ansatz zur Erarbeitung der Strategie. Der im Januar 2012 verabschiedete „Strategic Plan“²⁵ fügt die losen Enden zusammen, die in den vorangegangenen Jahren entwickelt wurden. Zu diesen losen Enden zählt v.a. ein *Community Needs Assessment* von 2008/2009, unter dem Motto „Brooklyn Speaks – The Library Listens“, dem eine methodisch breit angelegte Datenerhebung zugrunde liegt: 1.500 Telefoninterviews in den unterschiedlichen Sprachen der Brooklyn Boroughs, Online-Befragungen, Tiefeninterviews mit Entscheidungsträgern, Fokusgruppen, Trendanalysen und Benchmarking gehörten zu den eingesetzten Methoden. Ergänzt wurde das Assessment durch die Organisationsuntersuchung einer Unternehmensberatung und diverse Masterpläne, u.a. einem zu den Immobilien der BPL, der den enormen Investitionsstau bei der Unterhaltung und Renovierung der teilweise über 100 Jahre alten Gebäude aufzeigt. Der Report zum CNA weist zwölf strategische Handlungsfelder aus, die aber zum damaligen Zeitpunkt nicht mit Umsetzungs- und Investitionsplanungen hinterlegt wurden. Zwar folgten aus diesen Analysen bereits erste Erkenntnisse und Veränderungen – zum Beispiel die, dass es kein „one-fits-all-Zweigstellenprofil“ mehr geben konnte, sondern dass jede Zweigstelle ihr eigenes, auf die Community ausgerichtete Profil entwickeln muss. Aber vieles blieb auch unverbindlich.

25 Bklyn Public Library: Every Brooklynite can start here: <http://www.bklynpubliclibrary.org/about/every-brooklynite-can-start-here> (06.11.2014).

Vor zwei Jahren begann die BPL den Aufbau eines Strategie-Teams, das heute aus einer Bibliothekarin, einer Datenanalytikerin und einer Beraterin besteht. Geleitet wird es von Jeanette M. Moy mit der Funktionsbezeichnung „Chief Strategy Officer and Vice President of Strategic Planning“. Sie knüpfte mit ihrer Arbeit an die Ergebnisse der Datenerhebung an und trieb den Prozess vor allem in der Bibliothek selbst voran. Wesentliches Element in Brooklyn ist die Einbeziehung der Mitarbeitenden durch Fokusgruppen, Arbeitsgruppen und Interviews. Begründet wird dieser aufwändige Prozess damit, dass nur ein Kulturwandel in den Köpfen die Strategie Realität werden lässt.

Große Anstrengungen steckt das Team derzeit in den Aufbau eines Datenanalyse-Tools, das es befähigt, die bislang unkoordiniert gesammelten und kaum zielgerichtet ausgewerteten Daten v.a. zur Nutzung der Dienstleistungen (Bestände, Veranstaltungen, Programme) über Zeitvergleiche und interne Vergleiche zwischen den 60 Zweigstellen so verfügbar zu machen, dass sie als Steuerungsinstrument tauglich sind. 2014 wurde ein „Strategic Plan Update“²⁶ veröffentlicht, in dem die Zielerreichung dokumentiert wird.

Tab. 3: Brooklyn Public Library

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmerschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
3	Brooklyn Public Library	+	++				+			+	

3.4 Fallstudie 4: Columbia University Library (CUL)

Die CUL blickt auf langjährige Erfahrungen in der strategischen Arbeit zurück, so dass die Frage „Wie hält es die CUL mit strategischer Planung?“ fundiert und mit viel Enthusiasmus von den Führungskräften beantwortet wurde. 2000 hat das Management der CUL begonnen, strategische Planung als bewusst gesteuerten Prozess zu implementieren. In den mittlerweile vier Zyklen wurden die Vorgehensweisen und Methoden jeweils weiterentwickelt. Eine der Änderungen war zum Beispiel die Verkürzung der Planungszeiträume auf drei Jahre: Die Welt sei zu dynamisch, um längerfristige Planungen festzuschreiben, so die Überzeugung des Leitungsteams.

Die Gespräche mit dem Managementteam an der CUL boten Einblicke in die vier Abteilungen²⁷ und damit ganz unterschiedliche Perspektiven (Finanz- und Personalmanagement, Digital Programs and

26 Start Here: Bklyn Public Library: Strategic plan update. http://www.bklynlibrary.org/sites/default/files/files/pdf/about/strategic-plan-brand/BK_StrategicPlan_2014.pdf (06.11.2014).

27 Columbia University Libraries Information Services. http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/Org_Charts_CULIS.pdf (06.11.2014).

Technology Services, Collection Management, Services und Institutsbibliotheken). Anders als bei den anderen besuchten Bibliotheken, die sich alle noch auf dem Weg zu einer abgerundeten Strategie befinden oder ganz am Anfang einer strategiegetriebenen Arbeit stehen, hat die CUL Erfahrung mit den Wirkungen im konkreten Alltagsgeschäft. So stellten die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner dar, wie die Strategie das Nachdenken über die Zukunft der Bibliothek, aber auch die täglichen Entscheidungsprozesse beeinflusst und steuert, nicht zuletzt in Bezug auf Personal- und Finanzressourcen. Die Priorisierung erfolgt entlang von fünf strategischen Handlungsfeldern:

- building global and special collections
- expanding digital collections
- building effective interfaces and improved access to scholarly information
- developing library space
- creating a new type of research library²⁸

Damit das nicht nur auf Managementebene erfolgt, sondern strategisches Denken auf allen Ebenen der Organisation verankert wird, sind ein langer Atem erforderlich und das fortlaufende, unverdrossene und fast penetrante Sichtbarmachen, was die Strategie mit dem täglichen Leben und Arbeiten an der Kundenfront oder hinter den Bibliothekskulissen zu tun hat. Dies v.a. weil Strategien fast notwendigerweise abstrakt und in einer nur sehr begrenzt „bibliothekarischen Sprache“ verfasst sind. Dieses Sichtbarmachen und Übersetzen ist Führungsaufgabe. Ein Ansatz, der dabei verfolgt wird, ist, Zielvereinbarungen mit nachgeordneten Organisationseinheiten zu treffen. Wenn dies aber nicht auf Basis von Daten und Fakten erfolgt oder wenn die Zielerreichung nicht konsequent überprüft wird, dann werden die Zielvereinbarungen ihren Beitrag zur Strategieumsetzung nicht leisten können. CUL hat in ihrem „Strategic Plan 2010-2013“ daher formuliert: „In the years ahead, the work of CUL/IS will be guided by the following principles: userfocused design, data-driven decision making, continuous assessment of results, and flexible and adaptive response to user needs.“²⁹

Beim Besuch im Oktober 2013 befand sich das Bibliothekssystem in einem intensiven Self-Assessment-Prozess, der aus einem umfangreichen „Self-Study Report“ besteht, einem kollegialen Peer-Review durch Direktoren anderer Forschungsbibliotheken sowie Befragungen und Analysen des Nutzungsverhaltens von Lehrenden und Studierenden an der *Columbia University*. Die Ergebnisse dieses Evaluierungsprozesses fließen in die Arbeit am strategischen Plan 2014-2017 ein. Dazu wurde ein Drei-Phasen-Plan entworfen, der – ausgehend von strategischen Zielen auf der Ebene der Abteilungen – diese einerseits zu übergreifenden strategischen Zielen für die gesamte Bibliothek aggregiert und sie andererseits in einem weiteren Schritt zu konkreten Handlungsplänen für die operative Ebene unter Einbeziehung der Mitarbeitenden konkretisiert.

Den Ausgangspunkt in der „Mitte“ zu wählen, also weder einen klassischen Top-Down-, noch einen Bottom-Up-Prozess vorzusehen, ist die Reaktion auf bisherige Erfahrungen mit strategischer

28 Vgl. Columbia University Libraries Information Services: Strategic plan 2010-2013.

http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/strategic_plan_2010-13.pdf, S. 3 (06.11.2014).

29 Columbia University Libraries Information Services: Strategic plan 2010-2013.

http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/strategic_plan_2010-13.pdf, S. 8 (06.11.2014).

Planung. Es ist der Versuch der Quadratur des Kreises: ein schlanker, stringenter und doch beteiligungsorientierter und auf Umsetzung ausgerichteter Prozess. Diese Reflexionsphase erhält eine besondere Bedeutung durch das anstehende Ausscheiden des Bibliotheksleiters Jim Neal, der die Strategieentwicklung der CUL in den letzten 15 Jahren vorangetrieben hat. Der „Transitional Strategic Plan“,³⁰ der für die Jahre 2014/2015 erarbeitet wurde, zeigt, dass die Bibliothek genügend Erfahrung in der Strategiearbeit hat, um mit diesem Instrument souverän eine Übergangsphase zu gestalten. Beim anstehenden Führungswechsel kommt der CUL sicher zugute, dass sich bei ihrer Strategieentwicklung zwar Merkmale der Unternehmenschule ausmachen lassen, diese aber nicht im Vordergrund stehen und den Strategieprozess nicht prägen.

Tab. 4: *Columbia University Library*

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmenschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtsschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
4	Columbia University Library	+	++		+		+				

3.5 Fallstudie 5: Harvard Law School Library (HLSL)

Harvard ist einer der Leuchttürme in der Hochschulwelt. Die *Harvard Law School* wird regelmäßig unter den Top 3 der juristischen Fakultäten in den USA gerankt und nur 10 % der jährlichen Bewerberinnen und Bewerber werden angenommen. Eine besondere *Law School* also, deren Bibliothek diesem Anspruch nicht nachstehen will. Sie gilt als die größte juristische Bibliothek der Welt, der allenfalls die Rechtsbibliothek der *Library of Congress* das Wasser reichen kann. Dennoch: Größe und Renommee allein genügen nicht mehr. Wachsende Unzufriedenheit der Fakultät mit den Dienstleistungen der Bibliothek, deren zu langsame Anpassung an neue Arbeitsmethoden der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und eine ungenügende Ausrichtung auf neue Medienformen gaben den Anstoß von Seiten der Dekanin der Fakultät zu einer internen Studie, die Vorschläge zu einer Reorganisation machen sollte. Der Report mahnte deutliche Veränderungen und eine konsequente Modernisierung der Bibliothek an. Sofort entstanden in der Belegschaft Ängste und Widerstände, nicht zuletzt dadurch, dass der Report nur in Ausschnitten veröffentlicht wurde, was Spekulationen über die daraus abzuleitenden Konsequenzen Tür und Tor öffnete.

Deutlich wurde, dass ohne eine neue Leitung der Bibliothek eine Umsetzung der Empfehlungen nicht machbar sein würde. Zusätzlich wurde 2008/2009 die private Stiftungsuniversität Harvard

30 Columbia University Libraries Information Services:
 2014/15 Columbia University Libraries/Information Services Transitional Strategic Plan
<http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/CULIS%20Transitional%20Strategic%20Plan%202014-15.pdf> (06.11.2014).

von der Wirtschaftskrise hart getroffen. Die Dekanin handelte und berief mit John Palfrey³¹ einen neuen Direktor für die Bibliothek. 2012 verließ Palfrey die HLSL bereits wieder, aber zuvor war es ihm gelungen, einen Veränderungsprozess in Gang zu setzen, der tiefgreifende organisatorische wie kulturelle Entwicklungen nach sich zog.

Ausgangspunkt war ein kurzes, dreiseitiges Memo, mit dem Palfrey seine Visionen einer erneuerten Bibliothek beschrieb. Dem folgte ein intensiver Kommunikationsprozess mit allen Mitarbeitenden, einzeln oder in Gruppen, die Bildung von Arbeitsgruppen und die Durchführung von Mitarbeiterversammlungen, was für die HLSL ein völlig neues Kommunikationsinstrument war. Klar wurde aber auch, dass die Bibliothek neues Blut braucht. Entlassungen kamen jedoch nicht in Frage, so wenig wie zusätzliche Neueinstellungen. Die Lösung lag einerseits darin, dass vorsorglich im Vorfeld der Reorganisation frei gewordene Stellen nicht besetzt worden waren und damit Handlungsspielraum entstanden war und andererseits im Umstand, dass die HLSL – als Teil einer privaten Hochschule – die Möglichkeit hatte, Vorruhestandsangebote zu machen. Diese wurden auch von rund einem Viertel der Mitarbeitenden angenommen, darunter auch von der Hälfte der früheren Führungskräfte. Zur Unterstützung der Reorganisation selbst wurde mit Maureen Sullivan³² eine externe, in der US-Bibliothekscommunity hoch angesehene Beraterin ins Boot geholt, um den Außenblick sicherzustellen.

Der nun folgende Prozess wurde gestaltet unter der Maßgabe einer breiten Beteiligung der Mitarbeitenden und großer Transparenz. Gesteuert wurde der Prozess von einer Arbeitsgruppe, die aus dem Leitungsteam, der Beraterin und sieben Bibliotheksmitarbeitenden zusammengesetzt war. Der Auftrag war, ausgehend von den Ergebnissen und Empfehlungen aus der externen Studie von 2007, strategische Ziele und eine neue Organisationsstruktur zu entwickeln. Dieses Ziel wurde erreicht. Was nun anstand, war die Umsetzung, denn neue Strukturen erfordern u.a. eine neue Zuordnung von Stellen. Dies erfolgte über ein internes Stellenbesetzungsverfahren, bei dem sich alle Teammitglieder auf neu geschaffene Stellen bewerben mussten. Um die neue Struktur mit flacheren Hierarchien, neuen Aufgabenzuschnitten und größeren Gestaltungs- und Verantwortungsbereichen zu verankern und zugleich ein breit angelegtes Personalentwicklungsprogramm zu initiieren, empfahl die Steuerungsgruppe, die „80/20-Regel“ von Google zu übernehmen: Bis zu 20% der Arbeitszeit können Mitarbeitende nutzen, um über den Tellerrand zu schauen, d.h. Tätigkeiten in der Bibliothek zu übernehmen, die ihren Interessenschwerpunkten entsprechen, die aber nicht Bestandteil ihrer eigentlichen Stellenbeschreibung sind. Der Versuchszeitraum von sechs Monaten wurde – trotz anfänglicher Skepsis, v.a. der Vorgesetzten – mit großem Erfolg abgeschlossen.

Die Veränderungen waren tiefgreifend, scheinen aber aufgrund des beteiligungsorientierten Ansatzes zur überwiegenden Zufriedenheit aller zu funktionieren. Nach dem Weggang von John Palfrey wurde die Leitungsposition gesplittet in die eines Chief Executive Officer (CEO) als

31 Berkman Center for Internet and Society at Harvard University: John Palfrey. <http://cyber.law.harvard.edu/people/jpalfrey> (06.11.2014).

32 Sullivan, Maureen: About. <http://maureensullivan.org/> (06.11.2014).

bibliotheksfachliche Leitung der Bibliothek und die eines wissenschaftlichen Leiters, der Vice Dean Library and Information Resources und zugleich Co-Director der Fakultät ist.

Als Teil der *Harvard University Library* blickt die HLSL derzeit mit Sorge auf deren Reorganisationsprozess. Die *Harvard University Library*, eine Organisationseinheit, die zur zentralen Verwaltung der Hochschule gehört, hat eine rein koordinierende Funktion. Ziel eines 2009 begonnenen Entwicklungsprozesses ist es, neue Wege im Umgang mit diesem hochgradig dezentralisierten Bibliothekssystem zu finden und die Zusammenarbeit der 73 weitgehend eigenständigen Bibliotheken³³ zu verbessern. Die Aussicht darauf, dass die Intensivierung der Zusammenarbeit immer auch mit dem Verzicht auf Autonomie einhergeht, sowie das Erleben, dass der Veränderungsprozess an der *Harvard University Library* völlig anders, nämlich weitgehend ohne Einbeziehung der Mitarbeitenden, durchgeführt wurde, begründet die Sorge, ob das in der *Harvard Law School* Erreichte Bestand haben wird.

Tab. 5: *Harvard Law School Library*

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmerschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
5	Harvard Law School Library	+		+	++				+	+	

3.6 Fallstudie 6: New York Academy of Medicine (NYAM)

An der exklusiven Upper East Side, direkt am Central Park, liegt die NYAM.³⁴ Die NYAM forscht als unabhängige, private Forschungseinrichtung zum öffentlichen Gesundheitssektor, d.h. unter anderem zu Themen wie dem demografischen Wandel und seinen Auswirkungen auf das Leben in den Städten, zur Ungleichheit beim Zugang zum Gesundheitssystem, zu Gesundheitspolitik und Gesundheitsvorsorge. Die Akademie unterhält eine öffentlich zugängliche Bibliothek mit einem Bestand von rund 550.000 Medien. Sie ist damit eine der größten medizinischen Spezialbibliotheken in den USA und sie besitzt einen sehr umfangreichen und wertvollen Bestand zur Medizingeschichte, der bis ins 18. Jahrhundert zurück reicht.

2008, als die Finanzkrise private Institutionen wie die NYAM aufgrund ihrer Abhängigkeit von privaten Geldgebern besonders hart traf, rückte die – in den Augen der Verantwortlichen – teure Bibliothek in den Blick. Externe Berater/innen wurden eingeschaltet und empfahlen eine Neuausrichtung der Bibliothek, die v.a. eine Verkleinerung bedeuten sollte.

33 Harvard Library: Find a library. <http://library.harvard.edu/find-library> (06.11.2014).

34 New York Academy of Medicine. <http://www.nyam.org> (06.11.2014).

Lisa O’Sullivan wurde als neue Leiterin der Bibliothek eingestellt, um die Neuausrichtung der Bibliothek³⁵ voranzutreiben. Ihre beruflichen Erfahrungen, z.B. als Curator of Medicine am *Science Museum* in London für die dortige weltbekannte historische Medizinsammlung und im *Australian Science Archives Project* der Universität Melbourne für den Bereich *Australia’s scientific, technological and medical heritage*, qualifizierten sie für ihre neuen Aufgaben in New York.

Sie sah sich der Aufgabe gegenüber, aus den Entwürfen zu einer strategischen Neuausrichtung der gesamten Akademie eine Strategie für die Bibliothek abzuleiten. Soweit entspricht dies einem klassischen Vorgehen: Die Trägerinstitution entwickelt eine Strategie und die nachgeordneten Organisationseinheiten suchen sich in diesem vorgegebenen Rahmen ihren Platz und konkretisieren die Trägerstrategie für ihren eigenen Bereich. Für die Bibliotheksleiterin war das jedoch ein Ansatz, der die Rolle der Bibliothek als wichtiges Element der Gesamtstrategie der Akademie nicht angemessen sichtbar machen würde. Ihre Ausgangssituation für einen radikaleren und mutigeren Schritt war gut: Sie war neu, sie hatte einen ausdrücklichen Auftrag, die Bibliothek neu auszurichten und sie hatte viel Erfahrung in ihrem Handlungsfeld. Also drehte sie den Spieß um und entwickelte für die Bibliothek eine Strategie, die diese im Zentrum der Strategie der Akademie positionierte.

Die Bibliothek ist nun Teil des neuen *Center for the History of Medicine and Public Health*.³⁶ Dieses Zentrum will das wissenschaftliche und öffentliche Verständnis für Medizingeschichte und das öffentliche Gesundheitswesen mit der Geschichte des Buches verbinden. An diesem Ziel wird nun der Sammelauftrag der Bibliothek ausgerichtet und in diesem Themenfeld bewegt sich die Bibliothek mit ihrer ambitionierten Vermittlungs- und Öffentlichkeitsarbeit. Lisa O’Sullivan wurde zur Direktorin der neuen Organisationseinheit berufen. Die Bibliothek erhält mit dieser strategischen Positionierung eine völlig andere Sichtbarkeit und Wertigkeit innerhalb der Institution: Von der Supporteinrichtung, die als *Cost Center* wahrgenommen wurde, zu einer zentralen, strategisch positionierten Einheit, die einen der vier thematischen Schwerpunkte der Akademie vertritt. Ein Rollenwechsel, der sicher nicht alle Tage gelingt, der aber die Chance von strategischem Denken aufzeigt, das zugleich mit einer überzeugenden Führungspersönlichkeit verknüpft ist.

Tab. 6: *New York Academy of Medicine Library*

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmerschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
6	New York Academy of Medicine Library	+		++	++			++		+	

35 New York Academy of Medicine: About the NYAM Library. <http://www.nyam.org/library/about/> (06.11.2014).

36 New York Academy of Medicine: 2013 Annual Report. <http://wordpress.nyam.org/education> (06.11.2014).

3.7 Fallstudie 7: Queens Public Library

Die *Queens Public Library* ist neben der *Brooklyn Public Library* und der *New York Public Library* das dritte große, unabhängige Bibliothekssystem in New York City, mit sechs Millionen Medien, 61 Zweigstellen und rund 1.000 Personalstellen.

Der Strategieprozess in Queens war eine Reaktion auf Budgetkürzungen und den stärkeren Wettbewerb mit anderen Bibliotheken und anderen Medienanbietern. Um dem Strategieprozess Nachdruck zu verleihen, wurde die Position einer Vice President Strategy & Organizational Development geschaffen. Das Schaffen einer solchen Position, die direkt an den CEO der *Queens Public Library*, Thomas Galante, berichtet, zeigt die Bedeutung, die dem Thema beigemessen wurde. Die Stelleninhaberin bringt einen bibliothekarischen Hintergrund mit, verfügt aber auch über Erfahrungen im Hochschulbereich und im Consulting.

Der Strategieprozess in Queens beginnt mit der folgenden Überlegung: Ausgehend davon, dass sich die postulierte Kundenorientierung der Bibliothek konsequenterweise auch und gerade in einem solchen Prozess niederschlagen muss, startete er bei den Kundinnen und Kunden. Ihnen wurde die „erste Stimme“ gegeben. Konkret erfolgte dies, indem in Fokusgruppen, die in verschiedenen der insgesamt 61 Zweigstellen des Bibliothekssystems stattfanden, Kundinnen und Kunden befragt und mit ihnen diskutiert wurde. Bewusst wurden dabei nicht nur „heavy users“ angesprochen, sondern auch solche, die nur gelegentlich kommen. Durch Straßenbefragungen wurden auch die Nicht-Nutzer/innen einbezogen. Diese stellen zwar mit 52 % in Queens die Mehrheit der Bevölkerung, andererseits ist festzuhalten, dass 48 % der Bevölkerung als aktive Bibliothekskund/innen erreicht werden.

Die „zweite Stimme“ gehörte den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Bibliothekssystems, den Partnern und sonstigen Stakeholdern. Alle diese Interessengruppen wurden gebeten, sich Gedanken zur Zukunftsentwicklung der Bibliotheken unter schwierigen ökonomischen Verhältnissen zu machen. Dazu wurde bewusst ein Rahmen gesetzt: Es sollte nicht um ein „Wunschkonzert der Zukunft“ gehen, sondern um Ansatzpunkte für einen kontinuierlichen Verbesserungs- und Entwicklungsprozess: „Sagen Sie uns, wo wir bei den Dingen, die wir tun, besser werden können?“ Der Rahmen wurde definiert durch drei Themenbereiche:

- *Powerful People*
- *Powerful Programs*
- *Powerful Places*

Die Diskussion mit Kund/inn/en und Stakeholdern führte zu einem weiteren Themenbereich, der zu Beginn nicht im Fokus stand: *Powerful Partners*.

Erst nach dieser Vorarbeit wurde das *Senior Management Team* einbezogen, dem die aus diesem beteiligungsorientierten Prozess entwickelten Ansätze und Potenziale vorgelegt wurden – ein Vorgehen, das in diesem Gremium durchaus kritisch gesehen wurde. Es gelang jedoch, diese Vorgehensweise als zielführend zu vermitteln und die vorgelegten Ideen und Vorschläge zu diskutieren, zu priorisieren und mit Leistungs- und Finanzdaten zusammenzuführen. Die daraus entwickelten

Aktionspläne wurden in einem kaskadierenden Verfahren zurück ins Haus gespielt sowie mit den Führungskräften und den Mitarbeitenden diskutiert und weiterentwickelt. Als wesentliches Element der Strategiearbeit, das auf die Umsetzung der strategischen Schwerpunkte abzielt, wurde konsequent Wert gelegt auf die Vereinbarung von Zielen bis auf die individuelle Ebene der Mitarbeitenden, kombiniert mit der Festlegung von Messgrößen für die Zielerreichung. Damit wurden die wesentlichen Voraussetzungen dafür geschaffen, dass die strategische Planung kein theoretisches Konstrukt blieb, das sich für die Mitarbeitenden kaum mit ihrer Alltagsarbeit verband, sondern dass sich aus dem Strategieprozess tatsächlich Veränderungen ergeben.

Die Gestaltung des Veränderungsprozesses insgesamt ist ein wesentlicher Erfolgsfaktor: Ein so aufwändiger Strategieentwicklungsprozess setzt voraus, dass er professionell gesteuert wird und ein Bewusstsein dafür besteht, wie stark eine scheinbar abstrakte Strategie in die tägliche Arbeit und in das Selbstverständnis aller Mitarbeitenden eingreift und eingreifen muss. Dass Veränderungen zu Widerständen führen (können), ist einerseits eine Binsenweisheit, andererseits vielfach belegt.³⁷ Die *Queens Public Library* hat ihr Projekt mit einer klaren Change-Management-Verantwortung, einem Projektplan und einem internen und externen Kommunikationskonzept unterstützt. Teil dieses Kommunikationskonzepts ist auch die Vermeidung des für viele Mitarbeitende eher abschreckenden Begriffs „Strategie“. „Game Plan“ bzw. „Playbook“ ist der Name, der in Queens stattdessen gewählt wurde. Dieser signalisiert einerseits einen spielerischen Aspekt und zum anderen, dass es sich um etwas sehr Alltägliches und Praktisches handelt. Und genau diese Funktion, dass die tägliche Arbeit damit gesteuert wird, soll die Strategie auch übernehmen. Nachzulesen ist das im gerade veröffentlichten „Playbook 2014“.³⁸

Tab. 7: *Queens Public Library*

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmerschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
7	Queens Public Library	+	++	+						+	

37 Vgl. grundlegende Aussagen zu Change Management: Kotter, John P.: *Leading Change: Wie Sie Ihr Unternehmen in acht Schritten erfolgreich verändern*, München: Vahlen, 2011.

38 *Queens Library: Strategic plan 2012-2015*. <http://www.queenslibrary.org/about-us/strategic-plan> (06.11.2014).

4. Lessons Learned – strategische Muster

Betrachtet man die Fallstudien und deren Zuordnung zu den Strategieschulen, so zeigen sich interessante Muster:

Fallstudie	Ausprägung unterschiedlicher Merkmale der Mintzbergschen Strategieschulen	Designschule	Planungsschule	Positionierungsschule	Unternehmerschule	Kognitive Schule	Lernschule	Machtschule	Kulturschule	Umweltschule	Konfigurationsschule
1	Barnard College Library	+			++		+	+	+	+	
2	Boston Public Library	+	++				+	++		+	
3	Brooklyn Public Library	+	++				+			+	
4	Columbia University Library	+	++		+		+				
5	Harvard Law School Library	+		+	++				+	+	
6	New York Academy of Medicine Library	+		++	++			++		+	
7	Queens Public Library	+	++	+						+	

In allen betrachteten Strategieprozessen der Bibliotheken lassen sich Merkmale der Designschule sowie in den fortgeschrittenen Strategieprozessen deutliche Merkmale der Planungsschule feststellen. Das heißt, der Strategieentwicklungsprozess wird als bewusst gestalteter Prozess angelegt, der definierte und bewährte Elemente aufweist – z.B. interne und externe Analysen – und der in einer Abfolge von Schritten Strategieaussagen schriftlich fixiert, operationalisiert und oft auch budgetiert. Gründe für die weite Verbreitung dieser Denkschule in Bibliotheken mögen einerseits in der Strukturiertheit des Vorgehens liegen, das als hilfreich empfunden wird, und andererseits in der Tatsache, dass die zentralen Konzepte der Designschule bis heute die Managementausbildung prägen und damit vielen Führungskräften bekannt sind. In dieser breiten Anwendung der Design- und Planungsschule unterscheiden sich Bibliotheken nicht von der Privatwirtschaft.³⁹

Abgewichen wird von dieser ausgeprägt strukturierten und systematischen Vorgehensweise dort, wo eine andere Schule im Vordergrund steht, nämlich die Unternehmerschule. Die Fallstudien der Bibliotheken des *Barnard College*, der *Harvard Law School* und der *New York Academy of Medicine* sind Beispiele für Strategieentwicklungen, die maßgeblich durch unternehmerisch denkende und

³⁹ Vgl. Mintzberg, *Strategy Safari* (wie Anm. 7), S. 42.

agierende, charismatische Führungspersönlichkeiten getrieben werden, die explizit beauftragt wurden, eine Strategieentwicklung als Instrument eines radikalen Veränderungsprozesses anzustoßen bzw. durchzuführen. Fehlen diese oft von außen in die Organisation kommenden Strategen, dann scheinen sich Bibliotheken eher auf die Fachkompetenz von Expertenteams zu verlassen, die in der Hierarchie weit oben angesiedelt werden und die den strategischen Planungsprozess steuern.

Eine weitere Gemeinsamkeit wird bei der Analyse augenfällig, nämlich die, dass die Umweltschule, die Strategieentwicklung als reaktiven Prozess beschreibt, bei allen Fallstudien – mit Ausnahme der *Columbia University Library* – eine Rolle spielt. Dies verwundert nicht, da Bibliotheken keine autonom agierenden Betriebe sind: Einerseits sind sie in eine Trägerstruktur eingebunden, die als „Umwelt“ maßgeblichen Einfluss ausübt und die durch Rahmensetzungen und Vorgaben Reaktionen der Bibliothek erzwingt, wie z.B. bei der *Harvard Law School Library*. Andererseits agieren Bibliotheken in einem dynamischen Marktumfeld (z.B. bezüglich der Medienentwicklung oder der Mediennutzung), das sie aufgrund ihrer geringen Marktmacht jedoch nicht beeinflussen können. So bleibt ihnen nur die (frühzeitige) Reaktion. Über die Gründe, warum dieser Aspekt für die Verantwortlichen der *Columbia University Library* offenbar keine erwähnenswerte Rolle spielt, kann nur spekuliert werden. Dies mag an der Größe und Bedeutung des Bibliothekssystems liegen, die ein Gefühl der Autonomie innerhalb der Universität und ggf. auch gegenüber dem Markt aufkommen lässt. Denkbar wäre auch, dass der vergleichsweise fortgeschrittene Strategieprozess diesen Aspekt in den Hintergrund hat rücken lassen.

Anders als die Umweltschule, die durch eine reaktive Haltung gegenüber der Umwelt gekennzeichnet ist, nimmt die Machtschule eine Verhandlungshaltung ein und tritt so externen Stakeholdern gegenüber. Besonders deutlich wird dies im Strategieprozess der *Boston Public Library*. Die Lern- und Kulturschule schwingt in vielen der Fallstudien mit. Ihre Merkmale werden aber selten explizit als Strategieelement herausgestellt. Dies mag ein Hinweis darauf sein, dass Strategieentwicklung überwiegend als Top-Down-Prozess gestaltet wird, bei dem die Vermittlung nach innen v.a. im Verlauf der Strategieumsetzung erfolgt. Hier liegen sicher noch Potenziale, um die immer wieder in den Fallstudien benannten Ziele zu erreichen, nämlich die Verankerung der Strategie in den Köpfen aller Organisationsmitglieder und das tagtägliche Leben der Strategie.

Es zeigt sich, dass die Konfigurationsschule als die „hohe Schule“, die alle anderen Schulen integriert, in den Fallstudien nicht zu finden ist. Keine der Fallstudien zeigt den umfassenden Einsatz aller Strategieansätze. Auch dies überrascht nicht, denn selbst in den USA, wo Bibliotheken bereits weit länger und intensiver auf dem Feld der Strategieentwicklung unterwegs sind, stehen die meisten der untersuchten Bibliotheken noch am Anfang. Strategiezyklen, die routiniert und von Anfang bis Ende über mehrere Planungszeiträume durchlaufen wurden, waren nur bei der *Columbia University Library* zu finden und selbst dort lassen sich bislang nicht alle der vorgestellten Ansätze zur Strategieentwicklung identifizieren. Dennoch kann die CUL sicher als Best-Practice-Beispiel dienen, denn nicht nur die Strategie selbst, sondern auch der Strategieprozess wird kontinuierlich umgesetzt, reflektiert und evaluiert.

Mit einem solchen kontinuierlichen und reflektierten Vorgehen kann Strategieentwicklung Schritt für Schritt zu einem zentralen Instrument der Organisationsentwicklung werden. Dabei gibt es kein einfaches Rezept, wie ein erfolgreicher Strategieprozess gestaltet sein sollte, es sein denn jenes, das Strategen, auf welcher hierarchischen Ebene auch immer, über fundiertes Strategiewissen, über Experimentierfreude, Frustrationstoleranz und Sensibilität verfügen müssen. Abschließend sei daher nochmals Mintzberg zitiert:

„Strategiebildung ist bewertendes Gestalten, intuitive Vision und sich herausbildendes Lernen; sie muss sich mit Transformation wie mit Fortsetzung befassen; sie beruht auf individueller Kognition wie sozialer Interaktion, auf Kooperation und Konflikt; sie erfordert vorherige Analyse und anschließende Programmierung sowie fortlaufendes Verhandeln; und das alles muss auf ein möglicherweise anspruchsvolles Umfeld eingehen. Versuchen Sie einmal irgendetwas davon wegzulassen, und Sie werden schon sehen, was passiert!“⁴⁰

Literaturverzeichnis

- American Library Association: The nation’s largest libraries. A listing by volumes held. <http://www.ala.org/tools/libfactsheets/alalibraryfactsheet22> (06.11.2014).
- Arbeitsgemeinschaft für Spezialbibliotheken: ASpB-Tagung 2013. <http://www.aspb2013.de/programm/11-september.html> (06.11.2014).
- Barnard College: About the college: a strategic plan for Barnard College. <http://barnard.edu/leadership/president-spar/strategic-plan> (06.11.2014).
- Barnard College: Barnard Library and Academic Information Services: Lisa Norberg. <https://library.barnard.edu/profiles/lnorberg> (06.11.2014).
- Barnard College: Barnard Library and Academic Information Services: Vision, mission, and values. <http://library.barnard.edu/about-the-library/mission> (06.11.2014).
- Barnard College: News and Notes. <http://barnard.edu/> (06.11.2014).
- Berkman Center for Internet and Society at Harvard University: John Palfrey. <http://cyber.law.harvard.edu/people/jpalfrey> (06.11.2014).
- Bklyn Public Library: Every Brooklynite can start here. <http://www.bklynpubliclibrary.org/about/every-brooklynite-can-start-here> (06.11.2014).

40 Mintzberg, *Strategy Safari* (wie Anm. 7), S. 515.

- Boston Public Library: a brief history and description. <http://www.bpl.org/general/history.htm> (06.11.2014).
- Boston Public Library: COMPASS: Strategic plan. <http://www.bpl.org/compass/files/2012/05/bpl-compass-report-final-spreads-LR.pdf> (06.11.2014).
- City of Boston: Boston about results (BAR). <http://www.cityofboston.gov/bar> (06.11.2014).
- City of Boston: Checkbox Explorer: Department summary for Library Department. <https://data.cityofboston.gov/agency-summary?fy=2014&department=Library%20Department> (06.11.2014).
- Columbia University Libraries Information Services. http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/Org_Charts_CULIS.pdf (06.11.2014).
- Columbia University Libraries Information Services: Strategic plan 2010-2013. http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/strategic_plan_2010-13.pdf, S. 8 (06.11.2014).
- Columbia University Libraries Information Services: 2014/15 Columbia University Libraries/ Information Services. Transitional strategic plan. <http://library.columbia.edu/content/dam/libraryweb/about/CULIS%20Transitional%20Strategic%20Plan%202014-15.pdf> (06.11.2014).
- ekz Bibliotheksservice: Chancen 2014. <http://www.ekz.de/seminare-veranstaltungen/veranstaltungen/chancen-2014/> (06.11.2014).
- Harvard Library: Find a library. <http://library.harvard.edu/find-library> (06.11.2014).
- KIT Group: Vortragsübersicht. <http://www.professionalabstracts.com/biblio2014/program-biblio2014.pdf> (06.11.2014).
- Kotter, John P.: Leading Change: wie Sie Ihr Unternehmen in acht Schritten erfolgreich verändern, München: Vahlen, 2011.
- Mintzberg, Henry; Ahlstrand, Bruce; Lampel, Josep: Strategy Safari: Der Wegweiser durch den Dschungel des strategischen Managements, München: FinanzBuchVerlag, 2012.
- New York Academy of Medicine: 2013 Annual Report. <http://wordpress.nyam.org/education> (06.11.2014).

- Porter, Michael E.: Wettbewerbsstrategie: Methoden zur Analyse von Branchen und Konkurrenten. 12. Aufl., Frankfurt am Main: Campus-Verlag, 2013.
- Queens Library: Strategic plan 2012-2015. <http://www.queenslibrary.org/about-us/strategic-plan> (06.11.2014).
- Start Here: Bklyn Public Library: Strategic plan update. http://www.bklynlibrary.org/sites/default/files/files/pdf/about/strategic-plan-brand/BK_StrategicPlan_2014.pdf (06.11.2014).
- Sullivan, Maureen: About. <http://maureensullivan.org/> (06.11.2014).

Auftakt zur Organisationsentwicklung der Deutschen Nationalbibliothek*

Britta Woldering, Deutsche Nationalbibliothek

Jürgen Bley, Deutsche Nationalbibliothek

Zusammenfassung:

Die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) hat zum 1. Oktober 2014 eine neue Organisationsstruktur eingeführt, die eine konsequent standortübergreifende Führungsstruktur etabliert. Die Reorganisation ist ein weiterer Schritt im Wechselspiel zwischen Veränderung der Umwelt und Anpassung der Methoden, Prozesse und Dienstleistungen der Deutschen Nationalbibliothek. Die Einführung der neuen Organisationsstruktur ist das erste Teilprojekt im Rahmen des zweijährigen Organisationsentwicklungsprojekts „Auftakt“. Weitere Teilprojekte sind die Entwicklung von Führungsgrundsätzen, die Einführung von Zielvereinbarungen und generell von Veränderungsmanagement. Das Projekt wird durch eine externe systemische Beratung unterstützt.

Summary:

The German National Library (DNB) introduced a new organisational structure on 1 October 2014 which imposes a single management structure on both sites. The reorganisation represents a further step in the efforts to reconcile the changing environment within which the library operates with the need to adapt its methods, processes and services. The introduction of the new organisational structure represents the first stage in the two-year “Auftakt” organisational development project. Further aspects of the project include the development of management principles, the introduction of target agreements and change management in general. The project is being supported by external systemic consultants.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S146-151](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S146-151)

Autorenidentifikation: Bley, Jürgen: GND 1060990660

Zum 1. Oktober 2014 wurde für die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) eine neue Organisationsstruktur eingeführt. Mit der neuen Struktur wird das Prinzip „ein Thema – eine Verantwortung“ etabliert und damit eine konsequent standortübergreifende Führungsstruktur geschaffen. Die neue Organisationsstruktur wurde mit dem Ziel eingeführt, die Themen der DNB in klarer Zuständigkeit und Verantwortung anzugehen, für jedes Kernthema einheitlich zu agieren, Entscheidungswege zu klären und damit auch die Reaktionsfähigkeit zu erhöhen.

Die folgenden Themen werden in Fachbereichen organisiert: Erwerbung und Erschließung, Benutzung und Bestandsverwaltung, Informationsinfrastruktur und Bestandserhaltung sowie der Zentralbereich Verwaltung.¹

* Der Beitrag ist bereits veröffentlicht worden in: *Dialog mit Bibliotheken* 2014/2, S. 4-8.

1 Neues Organigramm der Deutschen Nationalbibliothek seit 1. Oktober 2014: http://www.dnb.de/DE/Wir/Organisationsuebersicht/organisationsuebersicht_node.html

Was hat die DNB zu dieser Weiterentwicklung ihrer Organisationsstruktur bewogen?

1. Motivation zur Veränderung

Die Informations-, Publikations- und Medienwelt, deren Teil die DNB ist, steht in einem ständigen Wandel. Die DNB hat sich stets mit diesen veränderten Rahmenbedingungen auseinandergesetzt und sich kontinuierlich weiterentwickelt. Insofern ist der nun begonnene Veränderungsprozess an sich nichts Neues, sondern eine weitere Stufe im Wechselspiel zwischen Veränderung der Umwelt und Anpassung der Methoden, Prozesse und Dienstleistungen. Was die DNB konkret zum Handeln motiviert, sind auf der einen Seite die weiterhin steigende Menge an Publikationen, die Möglichkeiten, die die (nun nicht mehr ganz so) neuen Medien als maschinenlesbare Dateien für die Suche bzw. das Finden in Katalogen und auf Plattformen mit sich bringen, sowie verändertes Nutzerverhalten und Nutzererwartungen, auf der anderen Seite die Stimmen der Mitarbeitenden, die historisch gewachsene Organisationsstruktur der DNB mit ihren beiden Standorten in Leipzig und Frankfurt am Main und die finanziellen Möglichkeiten.

Mengenbewältigung

Die DNB hat einen jährlichen Zugang von rund einer Million Medieneinheiten, davon etwa 570000 physische Einheiten. Das sind 3850 Medieneinheiten pro Arbeitstag. Seit der Gesetzesnovellierung im Jahr 2006, die den Sammelauftrag um unkörperliche Medienwerke – oder Netzpublikationen – erweiterte, steigt der jährliche Zugang kontinuierlich stark an, gleichzeitig ist der immer wieder vorausgesagte Rückgang der Printpublikationen und Tonträger nicht in Sicht. Auf der Seite der Beschäftigtenzahlen sieht die Situation erwartungsgemäß anders aus: Im Jahr 2013 hatte die DNB rund 735 Beschäftigte auf 584,5 Stellen. Seit 1995 wurden kontinuierlich mehr als 100 Stellen abgebaut. Die Zahl der Beschäftigten wuchs also nicht mit der Menge des Zugangs, was bedeutet, dass die herkömmlichen Methoden – Autopsie und intellektuelle Bearbeitung – nicht mehr geeignet sind, um die Massen zu bewältigen. Ein Ruf nach sehr viel mehr Personal ist realitätsfern. Vielmehr ist die Nutzung dessen, was die Maschinenlesbarkeit der Publikationen ermöglicht, der Weg in die Zukunft.

Neue Medien = neue Verfahren = neue Organisationsform?

Die neuen Medien brauchen also in ihrer Bearbeitung neue Verfahren. Davon ist die gesamte Bearbeitungskette von Erwerben über Erschließen bis zur Bereitstellung und Langzeitarchivierung betroffen. Dadurch stellt sich die Frage der organisatorischen Einbindung der Bearbeitung der Netzpublikationen: Als Teil der etablierten Prozesse oder als neuer, getrennter Arbeitsstrang? In der DNB wurden zum Teil neue, von den etablierten Geschäftsgängen getrennte Einheiten geschaffen, die sich der Bearbeitung und der Entwicklung neuer Verfahren für Netzpublikationen widmen, zum Teil werden beide Medienarten von denselben Mitarbeitenden bearbeitet. Für Netzpublikationen ist eine weniger klare Zuordnung von Zuständigkeiten zu konstatieren als bei herkömmlichen Medienarten: Welche Abteilung ist für welchen Teil des Geschäftsgangs zuständig, von der Kontaktaufnahme mit potenziellen Ablieferungspflichtigen bis zur Bereitstellung in den Lesesälen und zur Langzeitarchivierung? Welche Rolle spielt die Abteilung Informationstechnik, die an jedem Prozessschritt maßgeblich beteiligt ist?

Zugleich arbeitet die DNB an der Einführung automatisierter Verfahren: Was kann bis zu welchem Grad und mit welcher Qualität automatisiert werden, um die Masse zu bewältigen, aber vor allem auch, um die Vorteile der digital vorliegenden Medien zu nutzen?

Die Frage der Bearbeitungsverfahren wirft organisatorische, strukturelle Fragen auf, mit welchen sich die DNB seit Jahren kontinuierlich beschäftigt.

Geändertes Nutzerverhalten, geänderte Nutzererwartungen

Eine weitere Veränderung der Umwelt, in welcher die DNB arbeitet, sind das geänderte Nutzerverhalten und veränderte Nutzererwartungen. Heutige Nutzerinnen und Nutzer wünschen eine schnelle und möglichst digitale Verfügbarkeit von Informationen. Sie sind an Unschärfen und Heterogenität gewöhnt und in der Lage, damit umzugehen. Startpunkte von Recherchen sind nicht mehr Bibliothekskataloge oder -portale, sondern Internetdienste wie Google und Wikipedia. Diese Entwicklungen haben längst ein kritisches Überdenken der bibliothekarischen Arbeit und eine Neudefinition von Qualität in Gang gesetzt: Die schnelle Verfügbarkeit von möglichst vielen Metadaten ist Qualität im Sinne der Nutzerinnen und Nutzer.

Stimmen der Mitarbeitenden

Neue Aufgaben und nicht geringer werdende hergebrachte Aufgaben führen zu steigender Belastung und Komplexität. Was durch neue Medien, die neue Verfahren brauchen, und veränderte Nutzererwartungen notwendig ist, ersetzt herkömmliche Aufgaben nicht oder kaum. Die im Jahr 2011 erstmals durchgeführte Mitarbeiterbefragung zeigte einen deutlichen Wunsch nach mehr Orientierung, Priorisierung und Transparenz hinsichtlich der strategischen Ausrichtung und Ziele der DNB, nach klareren Entscheidungswegen, besserer Information zu personellen und organisatorischen Veränderungen und Verbesserung des Führungsverhaltens.

Das Zukunftscafé,² das die DNB in ihrem Jubiläumsjahr 2012 zu den Fragen „Woher kommt die Deutsche Nationalbibliothek?“ „Was nimmt sie auf dem Weg in die Zukunft mit?“ „Was muss sich auf dem Weg in die Zukunft verändern?“ mit rund 500 Beschäftigten veranstaltet hat, bestätigte die Aussagen der Mitarbeiterbefragung.

Im Jahr 2013 griff die DNB den Wunsch nach klarer strategischer Orientierung und Fokussierung auf und formulierte gemeinsam mit Mitarbeitenden aus den Ressorts die Strategischen Prioritäten 2013 – 2016 erstmals in schriftlicher Form.³

Organisationsstruktur – ein Haus, zwei Standorte

Die Organisationsstruktur der DNB spiegelte bislang in großen Bereichen die beiden Standorte. Die organisatorische Doppelung von Kernbereichen und damit Zuständigkeiten an beiden Standorten

2 Woldering, Britta: Ein Blick zurück und zwei nach vorn: Das Mitarbeitertreffen mit Zukunftscafé der Deutschen Nationalbibliothek. In: Dialog 25,1 (2013), S. 9-13. http://www.dnb.de/SharedDocs/Downloads/DE/DNB/service/dialog-2013volltext.pdf?__blob=publicationFile

3 Online-Version der Strategischen Prioritäten 2013-2016. <http://d-nb.info/1050432266/34>

erschwerte immer wieder die klare Zuordnung von Verantwortung, einheitliches Agieren für jedes Kernthema, die Verkürzung von Entscheidungswegen und damit auch die Erhöhung der Reaktionsfähigkeit. Schon 2010 wurden deshalb so genannte Ressorts zur standortübergreifenden fachlichen Koordinierung eingeführt, jedoch ohne disziplinarische Verantwortung.

Das Prinzip „ein Thema – eine Verantwortung“ hat sich bewährt, die bloße fachliche Koordinierung jedoch erwies sich als zu schwach, auch das Führungsmandat ist notwendig. Deshalb wurde die durchgehende standortübergreifende Fach- und Führungsverantwortung, sowohl in den neuen Fachbereichen als auch in den darin organisierten Abteilungen, als grundsätzliches Organisations- und Führungsprinzip ab Oktober 2014 etabliert.

2. Auftakt zur Veränderung

Die verschiedenen Anläufe, die die DNB unternommen hat, um zum einen dem Zusammenwachsen der beiden Standorte und zum anderen den neuen Anforderungen, dem erweiterten Sammelauftrag, dem geänderten Nutzerverhalten und den Erfordernissen der Netzpublikationen gerecht zu werden, waren nicht immer erfolgreich und oft mühsam.

Worauf konzentrieren wir uns, was geben wir auf, was verschlanken wir, wo machen wir Abstriche? sind die Fragen, denen sich die Fachbereiche vor diesem Hintergrund verstärkt widmen werden.

Nicht zuletzt durch die Mitarbeiterbefragung 2011 und das Zukunftscafé gelangte die DNB zu der Erkenntnis, dass es neben den inhaltlich-fachlichen Anforderungen auch andere gibt, die nicht immer unmittelbar im Fokus stehen und deshalb leichter aus dem Blick geraten. Das sind organisatorisch-strukturelle Fragen, Fragen von Rolle und Mandat von Entscheidungsträgern, Fragen von Entscheidungswegen überhaupt, Informations- und Kommunikationswege und -verhalten, kurz: das meiste lässt sich in „Führungsstruktur und Führungsverhalten“ zusammenfassen.

Es wuchs außerdem die Erkenntnis, dass die Beschäftigung mit organisatorisch-strukturellen oder auch methodischen Fragen ein ganz wesentlicher Faktor für das Gelingen der fachlich-inhaltlichen Aufgaben ist, dass sie Zeit und Übung braucht und nur allzu leicht zugunsten der sowieso übergroßen Menge an fachlicher Arbeit hintangestellt oder aufgegeben wird. Punktuelle Workshops, punktuelle Unterstützung durch externe Trainer oder Berater nützen angesichts des Umfangs der Aufgabe wenig und sind eher Zeitverschwendung. Um Veränderungsmanagement wirklich einzuführen, zu etablieren und zu üben, braucht es Kontinuität, einen langen Atem und eine Unterstützung von außen, die immer wieder antreibt, Termine setzt und fordert.

Somit entschloss sich die DNB, einen Organisationsentwicklungsprozess zu starten, der für zunächst zwei Jahre durch eine externe systemische Beratung begleitet wird. Dieser Prozess wird intern als Projekt organisiert und geführt, das einen Rahmen für verschiedene Teilprojekte bietet.

Das Organisationsentwicklungsprojekt der DNB hat den Namen „Auftakt“ bekommen: Auftakt zu

etwas Neuem. Im musikalischen Sinne ist die erste Note eines Auftakts unbetont, leicht – unter diesem Motto soll das Projekt stehen.

TP 1: Weiterentwicklung der Organisationsstruktur

Das erste Teilprojekt von „Auftakt“ ist die Weiterentwicklung der Organisationsstruktur. Hier wird eine neue Struktur nach dem Prinzip „ein Thema – eine Verantwortung“ eingeführt und in nächsten Schritten entwickelt: Klarere Rollenverteilung und Mandate auf allen Hierarchieebenen ist das Ziel.

Die Zyklen des Anpassungsbedarfs an Veränderungen von außen werden kürzer, die Notwendigkeit für die DNB, sich mit diesen kontinuierlichen und zum Teil schnellen Veränderungen auseinanderzusetzen und auf sie mit internen Veränderungen zu reagieren, wird nicht einmalig, sondern ständiger Begleiter sein. Die nicht-fachlichen Themen, die für das Gelingen der anstehenden Veränderungen ebenso entscheidend sind, sollen im Rahmen von „Auftakt“ verstärkte Aufmerksamkeit erfahren. Veränderungen zu managen ist eine Führungsaufgabe und die Führungskräfte der DNB sollen durch eine klare Führungsstruktur, durch erprobte Führungsinstrumente und Unterstützung im Führungsverhalten für diese Aufgabe gestärkt werden.

Deshalb sind Coaching und mehrtägige Workshops für alle mit strategischen Überlegungen befassten Führungsebenen zum Thema „Führung und Wandel“ Bestandteil von Teilprojekt 1.

TP 2: Führungsgrundsätze

Teilprojekt 2 in „Auftakt“ wird sich der Erarbeitung von Führungsgrundsätzen für die DNB widmen. Einführung von Veränderungsmanagement und die zunehmende Verankerung standortübergreifender Führungsaufgaben sind der Anlass für die DNB, Grundsätze für die Anforderungen an die Führungskräfte zu formulieren, so wie sie für die fachlichen Anforderungen erstmals schriftlich Strategische Prioritäten formuliert hat. Ziel der Führungsgrundsätze ist es, die Rolle der Führungskräfte zu definieren und aufzuzeigen, welche Anforderungen an sie gestellt werden, welche Aufgaben sie haben und welche Werte das gemeinsame Fundament einer zukunftsorientierten Führung bilden.

Sie sollen dann als Leitlinien für das Führungsverständnis und -verhalten innerhalb der DNB dienen und damit zum einen Orientierungshilfe für die Führungskräfte und zum anderen Hilfsmittel bei der Auswahl, Beurteilung und Entwicklung von Führungskräften sein. Damit wird der Wandel im Führungsverhalten verstetigt, da auch künftig die anhand dieser Kriterien ausgewählten neuen Führungskräfte die angestrebte Form der Führung vertreten. Die Führungsgrundsätze sollen in diesem Sinne die Führungskräfte stärken und motivieren, die kollegiale Zusammenarbeit stärken und eine einheitliche Grundlage für das gewünschte Führungsverhalten schaffen. Durch die konstruktive Erörterung zur Entwicklung der Führungsgrundsätze und die anschließende Formulierung wird ein neues Bewusstsein der Führungsaufgabe bei den Führungskräften in Gang gesetzt. Die Führungsgrundsätze bilden den Startpunkt für die Gestaltung der Anforderungsprofile (erforderliche Kernkompetenzen einer Führungskraft) und damit der Führungskräfte-Entwicklung als Teil des Personalentwicklungskonzepts.

Weitere Teilprojekte

Im zweiten Projektjahr werden weitere Teilprojekte initiiert, die die Organisationsentwicklung der DNB begleiten, beispielsweise die Einführung von Zielvereinbarungen.

Die Projektstruktur von „Auftakt“ besteht aus Lenkungsgruppe, Projektgruppe und Begleitgruppen.

- Lenkungsgruppe: Steuerungsgremium, zusammengesetzt aus der obersten Führungsebene der DNB sowie dem Vorsitzenden des Gesamtpersonalrats und der Gleichstellungsbeauftragten.
- Projektgruppe: Steuert das Gesamtprojekt operativ und arbeitet als Schnittstelle zwischen Lenkungsgruppe, Teilprojekten, Begleitgruppe und Beratern. Die Projektgruppe besteht aus drei Mitarbeitenden aus den Bereichen Organisation und Controlling sowie Marketing und Kommunikation.
- Begleitgruppe: Kollegiales Beratungsgremium für den Fortschritt im Projekt. Zwischenergebnisse des Projekts werden der Begleitgruppe vorgestellt und im „Gegenstrom-Prinzip“ von dieser kritisch betrachtet. Sie gibt Empfehlungen an die Teilprojektleitungen und an die Lenkungsgruppe. Die Begleitgruppe wird bei Bedarf einberufen und setzt sich jedes Mal neu zusammen: 26 Mitarbeitende, beide Standorte sind paritätisch vertreten, je fünf Führungskräfte und acht Mitarbeitende. Die zu jedem Thema neu zusammengesetzte Begleitgruppe sichert eine breite Beteiligungsmöglichkeit.

Nach einer europaweiten Ausschreibung hat sich die DNB Ende März 2014 für das Beratungsunternehmen Prognos AG entschieden, das die Organisationsentwicklung für zunächst zwei Jahre durch systemische Beratung begleiten wird. Die DNB verspricht sich von dem systemischen Ansatz mehr Nachhaltigkeit und damit Erfolg bei der Umsetzung, da keine fertigen Rezepte geliefert, sondern eigene entwickelt werden. Ein halbes Jahr nach Projektbeginn ist mit der Einführung der neuen Organisationsstruktur zum 1. Oktober 2014 der Auftakt zur Organisationsentwicklung gemacht, das Veränderungsmanagement zur Umsetzung der neuen Struktur kann nun beginnen.

Literaturverzeichnis:

- Strategische Prioritäten 2013-2016. <http://d-nb.info/1050432266/34>
- Woldering, Britta: Ein Blick zurück und zwei nach vorn: Das Mitarbeitertreffen mit Zukunftscafé der Deutschen Nationalbibliothek. In: Dialog 25,1 (2013), S. 9-13.

Conspectus revisited

Bestandesentwicklung über Conspectusvergabe auf Exemplarniveau

Wolfram Lutterer, Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern

Zusammenfassung

Im Allgemeinen dient das in den USA entwickelte Conspectusverfahren dazu, die Sammelintensität von Bibliotheken hinsichtlich des jeweiligen Spezialisierungsgrads einzelner Sammelgebiete zu beschreiben. Häufig geschieht dies auch in Zusammenhang mit der Entwicklung von Approval Plans. An der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern wurde hierbei ein etwas anderer Weg begangen. Im Rahmen eines über zwölf Jahre angelegten Projektes wurde für jedes einzelne erworbene Medium eine Klassifikation im Rahmen des Conspectus vorgenommen. Ergebnisse dieser Studie werden vorgestellt. Damit ergibt sich ein differenzierterer Blick auf das Conspectusverfahren sowie eine Klärung zur Relevanz und Leistungskraft von Fachprofilen.

Summary

A conspectus is used to describe the collection strength of a library in terms of the respective degree of specialization of its collections. This often happens in combination with the development of approval plans. At the Central and University Library Lucerne in Switzerland a somewhat different approach was used. In a project lasting twelve years each individual item acquired was classified in accordance with the conspectus. The results of this study will be presented. A much more differentiated view of the conspectus is one of the results, as well as a clarification of the relevance and performance of collection profiles.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S152-165](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S152-165)

Autorenidentifikation: *Lutterer, Wolfram: GND 122144716*

Einleitung

Das in den USA entwickelte Conspectusverfahren dient zu einer ausdifferenzierten Beschreibung von Leistungskraft, Sammelintensität und Sammelziel von Bibliotheksbeständen. Für gewöhnlich wird dies erzielt über aufwendige Bestandserhebungen sowie insbesondere einem Vergleich mit Referenzbibliotheken. Vielleicht auch deshalb ist dieses Verfahren im deutschsprachigen Raum bisher nur punktuell zur Anwendung gekommen, während es in den USA in Hunderten von Bibliotheken Einsatz findet¹ und dort auch zum Erwerb via Approval Plans genutzt wird.

Im Bestreben, auch mit knappen Personalressourcen zu einer dennoch aussagekräftigeren Beschreibung ihrer Bestände zu gelangen, wurde an der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (im Folgenden: ZHB Luzern) ein etwas anderer Weg gegangen. Anstelle einer aufwendigen und

¹ Vgl. Hafner, Ralph: Automatisierung der Erwerbung auf Grundlage des Conspectusverfahrens. Ein Konzept, Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2010, S. 11.

zumindest zum Projektbeginn technisch anspruchsvollen umfassenden Bestandesbeschreibung wurde über einen Zeitraum von insgesamt zwölf Jahren hinweg (2000-2011) der gesamte Medienwerb via *Conspectus* klassifiziert – und dies auf Exemplarebene. Insgesamt wurden in dieser Weise insgesamt 200.000 Medien entsprechend gekennzeichnet.

Der folgende Beitrag beschreibt dieses Projekt und die wesentlichen darin gewonnenen Erkenntnisse. Diese beziehen sich insbesondere auf eine nunmehr mögliche, differenziertere Sichtweise des *Conspectus*verfahrens an sich, zudem aber auch auf die Relevanz und die Leistungskraft von Fachprofilen und *Approval Plans*. Zunächst soll jedoch das *Conspectus*verfahren als solches kurz vorgestellt werden.

1. Zum *Conspectus*: Varianten und deren Umsetzung

Zunächst, *conspectus* ist lateinisch und heisst so viel wie *Erblicken, Anschauung, Betrachtung* bzw. *Aussehen*.



Abb. 1: Eine frühe *Conspectus*darstellung: Kupferstich: Ansicht der Uffenbachischen Bibliothek²

Das *Conspectus*-Verfahren wurde ab den späten 1970er Jahren in den USA zur Beschreibung von Bibliotheksbeständen entwickelt. Es existiert seitdem im Wesentlichen in zwei Varianten.

2 Stich der Uffenbachschen Bibliothek, aus: *Bibliotheca Uffenbachiana Universalis Sive Catalogus Librorum*, Frankfurt a. M. 1729-31. Digitalisat der ULB Sachsen-Anhalt <http://digital.bibliothek.uni-halle.de/id/77544> (30.9.2014).

Zunächst entstand der Conspectus der Research Library Group (RLG-Conspectus). Dieser unterscheidet zunächst in Sachen Bestände zwischen

- der vorhandenen Leistungskraft des Bestandes (Existing Collections Strength),
- der derzeitigen Sammelintensität (Current Collecting Intensity)
- und der angestrebten Sammelintensität (Desired Collecting Intensity)

Für jeden dieser Aspekte wird ein Conspectuswert ermittelt. Dies geschieht auf insgesamt sechs Ebenen, die von *Level 0* (kein Sammelauftrag, kein Ziel der Sammlung) bis *Level 5* (Sondersammelgebiet, „Special Collection“) reichen. Ergänzend dazu werden zudem diverse Sprachindikatoren vergeben und nicht zuletzt: Entsprechend der LCC (Library of Congress Classification) wird all dies weiter ausdifferenziert auf rund 20 Hauptgruppen sowie insgesamt etwa 7.000 Untergruppen.³

Ein Beispiel: So könnte etwa für das Fach Physik eine faktische Leistungskraft des Bestandes auf Level 4 („Research Level“) vorliegen, die derzeitige Sammelintensität jedoch womöglich geringer geworden sein (Level 3: „Instructional Support Level“), das grundsätzliche Ziel jedoch in einem sehr umfassenden Erwerb bestehen (Level 5: „Comprehensive Level“), und dies ggfs. auch noch gekennzeichnet hinsichtlich der (fremd-)sprachlichen Breite der Erwerbung.

Der RLG-Conspectus war zunächst nur für Spezialbibliotheken gedacht gewesen, er wurde jedoch sukzessive auch für allgemeine öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken weiterentwickelt.

Nach diversen Weiterentwicklungen und Modifikationen des RLG-Conspectus entstand Anfang der 1990er Jahre schliesslich der Conspectus des *Western Library Network* (WLN), der seinerseits seit dem Jahre 1999 und in Folge der Verschmelzung von WLN und OCLC den Namen „WLN/OCLC-Conspectus“ trägt.⁴ Der WLN-Conspectus differenziert eine Reihe von Parametern der RLG nochmals weiter aus und entsprach damit auch den klassifikatorischen Interessen der ZHB Luzern.

Der wichtigste Unterschied des WLN zum RLG-Conspectus besteht zunächst in einer anders gearteten Hierarchisierung der Haupt- und Untergruppen. So verfügt der WLN über 24 Hauptgruppen, 500 Kategorien und insgesamt 4.000 Untergruppen. Die im RLG bereits angelegte Ausdifferenzierung von Leistungskraft, derzeitige Sammelintensität sowie Sammelziel wird zudem ergänzt durch einen Indikator für den Archivierungsgrad. Für die ZHB Luzern jedoch ungleich wichtiger war die differenziertere Unterteilung der eigentlichen Ebenen. So unterscheidet zwar auch der WLN zunächst von Level 0 bis 5, differenziert dann aber die Ebenen 1, 2 und 3 weiter aus und ermöglicht somit einen ungleich besseren Beschreibungsgrad der Bestände (siehe Tabelle 1).

3 Vgl. Brauns, Angelika: Bestandsaufbau und Erwerbungspolitik an US-amerikanischen Universitätsbibliotheken: der Einsatz von Approval Plans am Beispiel der Earl Gregg Swem Library (Williamsburg, Virginia), Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2008, S. 20.

4 Ebd., S. 22.

Tab. 1: *Conspectusebenen des WLN und deren Anwendung an der ZHB Luzern⁵*

Indikator	WLN-Bezeichnung	ZHB-Umsetzung
0	Out of Scope	kein Erwerb
1a	Minimal Level, Uneven Coverage	[nicht angewendet]
1b	Minimal Level, Even Coverage	[nicht angewendet]
2a	Basic Information Level, Introductory	Schüler bis und mit 10. Schuljahr
2b	Basic Information Level, Advanced	allgemeines Publikum, Schüler ab 10. Schuljahr
3a	Study/Instruction Support Level, Basic	Weiterbildung, einführende Wissenschaftsliteratur
3b	Study/Instruction Support Level, Intermediate	fortgeschrittene Weiterbildung, Studium bis Bachelor
3c	Study/Instruction Support Level, Advanced	Masterabschluss, allgemeine Forschungsstufe
4	Research Level	spezialisierte Forschung
5	Comprehensive Level	[nicht angewendet]

Zumindest für die ZHB Luzern war hierbei insbesondere die Unterscheidung der Ebenen 2 und 3 von essentieller Bedeutung. Ab der Ebene 3 wird ein wissenschaftliches Publikum adressiert, und zwar ab dem ersten Studiensemester. Die weitere Ausdifferenzierung dieser Ebene spielte in der Praxis auch eine grosse Rolle, wobei die Ausdifferenzierung insbesondere der höheren Ebenen, also ob ein spezifisches Buch eher Masterniveau entspricht oder bereits spezialisierte Forschung darstellt, eher pragmatisch gelöst wurde. Manche Kollegen, der Autor dieses Beitrags mit eingerechnet, haben auf die Unterscheidung der Ebenen 3c und 4 schlichtweg verzichtet.

Mit dem Conspectusverfahren lassen sich die Bestände selbst, die Erwerbungspraxis und die Erwerbungsziele in einer ungemein differenzierten Weise beschreiben. Der hierfür zu betreibende Aufwand steht jedoch sicherlich in einer differenziert zu betrachtenden Relation zum möglichen Nutzen. Und ohne eine entsprechende, nachnutzbare Typisierung im deutschsprachigen Raum kam der Conspectus daher auch an der ZHB Luzern nur in einem eingeschränkten Maße zum Einsatz – und er wurde uminterpretiert von der Beschreibung *von* Beständen auf die Beschreibung von Exemplaren *im Hinblick auf* Bestände.

So wurden – Tabelle 1 zeigt dies – von den zehn verfügbaren Conspectus-Ebenen nur sieben eingesetzt, genau genommen sogar nur sechs, denn im Bereich der Ebene 2a findet an der ZHB Luzern gar kein aktiver Erwerb statt. Auf die Sprachindikatoren wurde sogar zunächst ganz verzichtet; der angestrebte Archivierungsgrad spielte zumindest während der Projektdauer ebenfalls keine Rolle. Die Bibliothek sondert bisher keine Bestände regelhaft aus (ein Ausscheidungskonzept ist aber mittlerweile in erster Umsetzung).

5 Die Umsetzung an der ZHB Luzern wird hier in einer revidierten Form entsprechend des Bologna-Prozesses dargestellt.

Der im Conspectusverfahren angelegten Ausdifferenzierung in die verschiedenen Haupt- und Untergruppen wurde überdies ebenfalls nicht nachgefolgt. Die ZHB Luzern differenziert bis heute – und dies insbesondere in Hinblick auf eine einfache Retro-Vergleichbarkeit – ihre Bestände mit Fachcodes auf Grundlage der Sachgruppen der Deutschen Nationalbibliothek auf Stand 2003. Teilweise wurden diese Sachgruppen jedoch in bedarfsorientierter Hinsicht weiterentwickelt. So kommen derzeit insgesamt 78 Sachgruppen zur Anwendung.⁶

2. Einige Anmerkungen zur Diskussion des Conspectus und seiner Anwendung

Das Conspectusverfahren wird zwar wiederholt und an den verschiedensten Orten thematisiert, findet im deutschsprachigen Raum aber offenbar nur wenig faktische Anwendung. Die Schweiz mag dabei als Ausnahme gelten, denn hier lässt sich in den letzten Jahren ein zunehmender Einsatz des Conspectusverfahrens feststellen: Nachdem bereits Mitte der 1990er die Bibliothèque Cantonale et Universitaire in Lausanne damit begann, ihrer Bestände mittels Conspectus zu klassifizieren,⁷ folgten im Jahr 2000 die Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern sowie in jüngerer Zeit auch die Bibliothek der ETH Zürich⁸ und schliesslich die Zentralbibliothek Zürich⁹ mit einer umfangreichen Conspectusdarstellung ihrer Erwerbungsprofile.

Für Deutschland und Österreich lassen sich hingegen zumindest an dieser Stelle im Moment leider keine dezidierteren Aussagen treffen. Das Conspectusverfahren ist vielerorts umfangreicher diskutiert worden, so insbesondere durch Ralph Hafner an der Bibliothek der Universität Konstanz, der den Conspectus u.a. auch im Rahmen des Bibliothekartags 2008 in Mannheim einem grösseren Publikum zur Erinnerung brachte,¹⁰ aber auch im Rahmen einer Masterarbeit am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin durch Angelika Brauns.¹¹

Ansonsten spiegelt zumindest die Recherche über den OPUS-Bibliotheksserver des Berufsverbands Information Bibliothek nur magere Ergebnisse: Gerade nur vier Treffer liefert eine entsprechende Stichwortsuche für die deutschen Bibliothekartage, wenn auch von 2008 bis 2014 mit der steten Regelmässigkeit eines Rhythmus' von zwei Jahren.

Wozu soll eine Bibliothek aber nun dieses potentielle Monstrum an Haupt- und Untergruppen, Sprachindikatoren, Sammelprofilen und Sammelzielen überhaupt einsetzen? Ein Teil der Antwort hierauf

6 Siehe: Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern: Fachprofile an der ZHB – Detailinformationen.

<http://www.zhbluzern.ch/index.php?id=3105&L=0> (30.9.2014).

7 Vgl. Paulet-Grandguillot, Emmanuelle: Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne: rapport de stage, Villeurbanne: enssib, 1999. <http://www.enssib.fr/bibliotheque/documents/dcb/rspaulet.pdf> (14.10.2014).

8 Neubauer, Wolfram: Erwerbungsprofil der ETH-Bibliothek Zürich, ETH Bibliothek, 2012.

<http://dx.doi.org/10.3929/ethz-a-007181217> (14.10.2014).

9 Zentralbibliothek Zürich: Erwerbungsprofil, Zürich, 2013, http://www.zb.uzh.ch/Medien/erwerbungsprofil_zb.pdf (14.10.2014).

10 Hafner, Ralph: Automatisierte Literaturlauswahl auf der Grundlage des Conspectusverfahrens. Ein Konzept, Vortrag auf dem 97. Deutschen Bibliothekartag in Mannheim 2008, am 6.6.2008.

<http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte//2008/606/> (30.9.2014)

11 Brauns (wie Anm. 3).

kann zunächst einmal lauten, dass man sich einfach die für die jeweiligen Zwecke als wesentlich erachteten Elemente dieses Baukastensystems herausgreift. So verzichtete Luzern auf Tausende Untergruppen, auf einen Teil der Sammelniveaus und setzt Sprachindikatoren nur rudimentär ein. Worin besteht dann aber der Gewinn, den man sich davon verspricht?

- Der Einsatz des Conspectus führt sicher zunächst einmal auch dazu, sich Gedanken über die möglichen Zielgruppen eines Erwerbs zu machen. Für wen kauft man ein und wie setzt man die stets allzu knappen Mittel ein? Eher für typische Studierendenliteratur oder eher für die Forschung? Wer sind die Adressaten – wie ist beispielsweise das Selbstverständnis des „Kunden“ Universität?
- Die im Rahmen einer Conspectusevaluation erfolgende Analyse der Leistungskraft der aktuellen Sammlung, verbunden mit dem aktuellen Erwerb und dem gewünschten Ziel kann zumindest die Diskussion um Mittelverwendung transparenter machen. Auch ist es sicherlich sinnvoll, sich über die Notwendigkeit der dauerhaften Archivierung der erworbenen Bestände Gedanken zu machen. Braucht es wirklich alles für alle Zeiten? In manchen Fächern sicher ja, in anderen vielleicht weniger.
- Eine Normierung via Conspectus ermöglicht nicht nur einen qualifizierten Selbstaussweis von Stärken und Schwächen eines Bestandes, er dokumentiert damit und darüber hinaus auch das professionelle Selbstverständnis der Bibliothek.
- Würden sich die Sondersammelgebiete bzw. die Fachinformationsdienste entsprechende Daten nutzbar machen, so könnte eine jede Bibliothek ihre Bestände gegen jene vergleichen und dies entsprechend dokumentieren – wobei ein Vergleich dieser Art sicherlich auch ohne das dezidierte Conspectusverfahren denkbar ist.
- Jedenfalls ließe sich über die Conspectusnormierung tatsächlich ein standardisierter Bibliotheksvergleich hinsichtlich der Bestände liefern, der über die übliche Schau auf die blossen Gesamtzahlen an Medien deutlich hinaus reicht.
- Die genaue Definition von Bestandszielen erleichtert den Erwerb, erleichtert die Einarbeitung neuer Kollegen, erleichtert Vertretungen oder Delegationen.
- Insbesondere aber – dazu unten mehr – kann durch derartig ausdifferenzierte Erwerbungsprofile auch eine automatisierte Erwerbung im Sinne von Approval Plans erleichtert werden.

3. Fallbeispiel: Conspectusprofile an der ZHB Luzern

In Luzern befindet sich die jüngste Universität der Schweiz. Parallel zu deren Gründung im Jahre 2000 wurde die damalige „Zentralbibliothek“ (die als eine Kantonsbibliothek in etwa mit einer kleinen Landesbibliothek vergleichbar ist) zur „Zentral- und Hochschulbibliothek“. Die neuen Aufgaben dieser ZHB liessen den Bedarf an einer qualifizierten Beschreibung des Bestandes als erforderlich erscheinen, der jedoch damals mangels Personalressourcen nicht geleistet werden konnte. Stattdessen aber wurden damals zumindest die aktuelle Sammelintensität und die Sammelziele fixiert.

Eine weitere Besonderheit der ZHB Luzern ist überdies, dass auf der vergleichsweise kleinen Hochschullandschaft im Kanton Luzern, die neben der Universität eine Pädagogische Hochschule sowie eine Fachhochschule mit fünf Teilschulen umfasst, von Beginn an institutionenübergreifende Fachreferate eingeführt wurden. Dies bedeutet beispielsweise den koordinierten Erwerb für die

Kantonsbibliothek, für ein Universitätsfach und eine Teilschule der Fachhochschule. Grund genug, dieses Luzerner Modell als den gewiss seltenen Fall einer „Hyper-Einschichtigkeit“ zu bezeichnen.

Ein wesentlicher weiterer Schritt, der damals gegangen wurde, lag darin, dass das Conspectusverfahren – eigentlich entwickelt zur Beschreibung ganzer Bestände – umgebogen wurde auf die einzelnen Exemplare. Dies bedeutete, dass jedes einzelne erworbene Exemplar mit einem Conspectuslevel versehen wurde. Zu Beginn wurde noch kurz mit einem ganzen Conspectusbereich, also beispielsweise „von 3a bis 3c“ hinsichtlich anvisierter Nutzer experimentiert, doch diese Unterscheidung wurde rasch wieder aufgegeben.

Was hingegen blieb, waren sehr feinsinnige und letztendlich unabgeschlossene Diskussionen und Perspektivierungen in der Vergabepaxis: Die eine Gruppe von Kolleginnen und Kollegen betrachtete das erworbene Exemplar im Hinblick auf den angestrebten Bibliotheksbestand, die andere hinsichtlich der anvisierten Zielgruppe. Die in diesem Beitrag dargestellte Sichtweise beschränkt sich hierbei auf jedoch auf Letzteres.

Alles in allem wurden an der ZHB Luzern mit Beginn des Jahres 2000 über zwölf Jahre hinweg bis Ende 2011 Conspectusebenen auf Exemplarniveau vergeben. Insgesamt 197.360 Katalogeinheiten – Monographien, Einzeltitel einer Reihe sowie Zeitschriften – wurden entsprechend kategorisiert. Über einen ausgesprochen langen Zeitraum hinweg war somit die Conspectusvergabe ein Teil des Arbeitsalltags im Fachreferat. Dies bedeutet, dass bereits im Erwerb eine Reflexion auf die angepeilte Zielgruppe ausgelöst wurde und den Kaufentscheid massgeblich mit beeinflusste. Dies war auch deswegen unumgänglich, weil an den verschiedenen Bibliotheksstandorten natürlich auch unterschiedliche Anforderungsprofile und Zielgruppen zu bedienen waren. All dies erforderte klare Regeln für die Erwerbung.

Nach dem mittlerweile erfolgten Abschluss der Conspectusvergabe auf Exemplarniveau sind nicht nur fast 200.000 Medien erfasst worden. Die ZHB Luzern verfügt darüber hinaus nun über ein ausgesprochen differenziertes Wissen über ihre Bestände und somit auch über die Chancen und Grenzen einer Erwerbung via Conspectus bis hin zu der nach wie vor offenen Frage nach den Approval Plans. Was aber war das Ergebnis von alledem? Und worin bestehen Folgerungen und mögliche Konsequenzen?

4. Ein vertiefter Einblick in die Bestände

Zunächst, das Erwerbungsprofil der ZHB Luzern dokumentiert sich in einem breit angelegten Spektrum an Conspectuslevels (siehe Tabelle 2). Das rasche Wachstum des wissenschaftlichen Bereichs, aber auch das Selbstverständnis als eine Bibliothek im Bildungsbereich offenbaren einen deutlichen Überhang an wissenschaftlichem Material. Nur rund 17 % der rund 200.000 klassifizierten Medien sind nicht wissenschaftlicher Natur (Niveaus 2a bzw. 2b). Einige wenige hiervon, insbesondere über Schenkungen bzw. aufgrund des Sammelauftrags der Kantonsbibliothek erworben, sind zudem der Kinder- und Jugendliteratur zuzurechnen (Niveau 2a).

Tab. 2: *Conspectus-Erwerbungsprofil der ZHB Luzern*

Niveau	Katalogeinheiten	relativer Anteil
2a	2.438	1,2 %
2b	30.182	15,3 %
3a	43.329	22,0 %
3b	55.813	28,3 %
3c	31.790	16,1 %
4	33.808	17,1 %
Summe	197.360	100,0 %

Ungleich gewinnbringender ist natürlich der Blick in die einzelnen Fächer, insbesondere weil sich gerade hier grosse Unterschiede in der Erwerbungspraxis offenbaren, aber auch einige wertvolle Einsichten generieren lassen. Stellvertretend für die 78 unterschiedenen Sachgruppen der ZHB Luzern seien nachfolgend die Sachgruppen der ausländischen Geographie, der Medizin, der Rechtswissenschaft und der Philosophie skizziert.

Nachdem die lokale Universität zumindest bisher eine rein geistes- und sozialwissenschaftliche Ausprägung hat, stehen die ersten beiden Fächer für typische Erwerbungsgebiete der ZHB als Kantonsbibliothek, während die letzteren beiden für den Erwerb in ihrer Funktion als Universitätsbibliothek angeführt werden.

Die *ausländische Geographie* offenbart sich zunächst als ein hinreichend einfacher Fall. Der Regelerwerb beinhaltet schlichtweg Reiseführer. Sammelintensität und Sammelziel sind daher auf *Conspectus 2b* mit einem gesamthaften Anteil von 94% des ganzen Bestandes (siehe Schaubild). Die restlichen 6% beinhalten wissenschaftliches Material, jedoch weit überwiegend von einführender Natur (Niveau 3a: 5%). Eine erste Erkenntnis? Manchmal scheint der professionelle Erwerb im Fachreferat durchaus von dem üblichen Normalerwerb abzuweichen.

Etwas anspruchsvoller verhält es sich hingegen mit dem Bereich der *Medizin*. Zwar sind auch hier Sammelintensität und Sammelziel im nicht-wissenschaftlichen Bereich vorliegend, das Ziel also „*Conspectus 2b*“, die vollzogene Praxis differiert jedoch hiervon recht deutlich: Nur noch 71% der Bestände sind dem Niveau 2b zuzuordnen, die restlichen 29% hingegen den Niveaus 3b und 3c. Wie passt das zueinander? Letztlich in einer ganz einfachen Weise. Die Praxis des Erwerbs hatte gezeigt, dass auch bei einem allgemeineren Publikum in einem Fach wie Medizin durchaus ein Interesse an fachwissenschaftlicher Literatur besteht – also gerade nicht auf Einführungsebene („3a“), sondern als spezialisierte Referenzliteratur („3b“ bzw. „3c“).

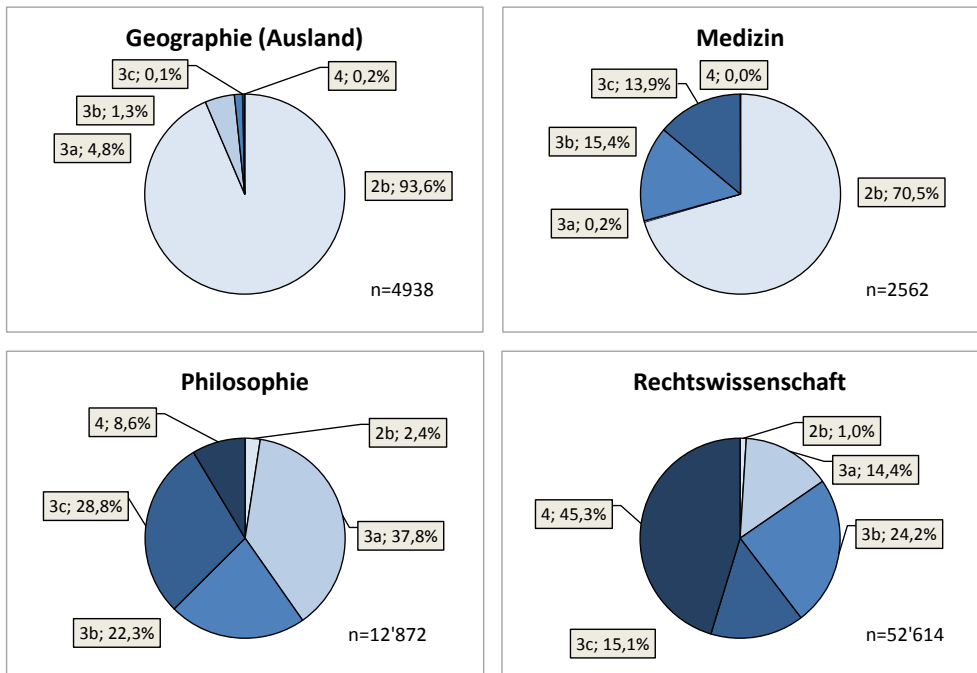


Abb. 2: Erwerbungsprofile ausgewählter Fächer

Ein dezidiert anderes Bild hiervon ergibt sich hingegen bei zwei, auch in ihrer Verschiedenheit sehr typischen Fächern im Bereich Universität: Philosophie und Rechtswissenschaft.

Das Fach *Philosophie* steht hierbei stellvertretend für ein Universitätsfach mit vergleichsweise knappen Mitteln für den Medienerwerb. Das Sammelziel besteht hier im Bereich 3c bzw. 4, die Praxis hingegen offenbart eine breite Divergenz. Tatsächlich überwiegt sogar das einführende Material: ein deutliches Zeichen für eine weitere, über reine Conspectusindizes hinaus weisende Praxis. Neben dem wichtigen zentralen Bestand an Quellenmaterial und einführender Literatur für das Studium konnte nur noch in einer hochselektiven Weise dezidierte Forschungsliteratur erworben werden.

Die *Rechtswissenschaft* stellt hingegen einen erwerbungsstechnisch gut ausgestatteten Bereich dar, bei im Übrigen identischem Sammelziel mit der Philosophie. Aufgrund der höheren Sachmittel entspricht hier jedoch das letztlich erworbene Medienmaterial auch den Erwartungen: ein breiter Bestand an Spezialliteratur konnte neben den wichtigen Grundlagenwerken erworben werden.

5. Eine erste Zwischenbilanz

Ein Blick auf diese vier beispielhaft ausgewählten Conspectusprofile erlaubt eine Reihe erster Schlussfolgerungen. Zunächst dokumentieren alle vier Profile eine deutlich komplexere Erwerbungspraxis als die üblichen kurzen Kennziffern, wie sie in Gestalt von „Leistungskraft des Bestandes“ und „Sammelintensität“ im Rahmen des Conspectusmodells für gewöhnlich geliefert werden.

Als noch vergleichsweise unspektakulär erwies sich hierbei das Profil der Geographie, wo sich Sammelziel, Sammelintensität und Leistungskraft des Bestandes allesamt auf Conspectus 2b befinden und nur wenige Ausnahmen vorliegen. Ganz anders hingegen verhält es sich mit der Medizin. Wollte man diese regelkonform kommunizieren, so würde auch dieser Bestand als „2b“ attribuiert werden. Doch damit würden die wichtigen und hochselektiv ausgewählten Spezialbestände ausgeblendet. Umgekehrt hingegen hier die Leistungskraft des Bestandes höher anzusetzen als bisher, wäre auch keine Lösung, weil damit dann dessen faktische Leistungskraft signifikant überschätzt würde.

Im universitären Bereich hingegen offenbart sich zunächst einmal im Bereich der Rechtswissenschaft die tatsächliche Komplexität in Sachen Bestand (bzw. der „Leistungskraft“ desselben) bei eindeutig erfüllten Zielvorgaben. Die in Luzern erfolgte Zuweisung von Conspectuswerten bis auf Exemplarebene generiert einen deutlichen Mehrwert betreffs der Zusammensetzung des vorhandenen Materials in Bezug auf verschiedene Anforderungsebenen. Während nun hier der Bereich Rechtswissenschaft reüssiert mit einem Anteil von rund 60 % an wissenschaftlicher Spezialliteratur (Conspectus 3c und 4 zusammengenommen), offenbaren sich die vergleichweisen Schwächen des budgetär schwächer ausgestatteten Bereichs der Philosophie mit einem entsprechenden Anteil von unter 40%.

Man kann damit festhalten: Eine Conspectusvergabe auf Exemplarniveau verhilft zu einem signifikanten Mehrwert an Wissen über die Bestände und gibt damit auch ein mögliches weiteres Steuerungsinstrument in Sachen Bestandesentwicklung mit an die Hand.

6. Fachprofile

Auf Grundlage der erfolgten zwölfjährigen Conspectusvergabe auf Exemplarniveau liegt nun ein ausserordentlich detailliertes Wissen über die Zusammensetzung der Bestände vor. Damit können auch die entsprechenden Fachprofile besser nach aussen hin abgebildet werden. Hierbei behilft sich die ZHB Luzern im Rahmen ihres Webauftritts mit einem zweistufigen Verfahren. Eine allgemeine Übersichtsseite aller vor Ort und an den verschiedenen Standorten gepflegten Fächer liefert zunächst eine deutlich vereinfachte Sicht auf das jeweilige Fachprofil (siehe Tabelle 3). Im Hintergrund hiervon stehen die komplett ausdifferenzierten Fachprofile auf Grundlage des Conspectusprojektes (vgl. Tabelle 4).

Tab. 3: Fachprofile an der ZHB Luzern: Publikumsseite (Ausschnitt)¹²

Fachgebiet	Standort Sempacher			Standort UPG		
	Sprache	Sammelprofil		Sprache	Sammelprofil	
Belletristik	d e f i	Allg	Fach	Spez		
Betriebswirtschaftslehre	d e	Allg	Fach	Spez		
Buch und Bibliothekswesen, Informationswissenschaften	d e	Allg	Fach	Spez		
Ethnologie	d e	Allg	Fach	Spez	d e	Allg Fach Spez
Reisen und Freizeit	d e	Allg	Fach	Spez		
Geschichte	d e	Allg	Fach	Spez	d e	Allg Fach Spez
Health Sciences and Health Policy					d e	Allg Fach Spez
Judaistik	d e	Allg	Fach	Spez	d e	Allg Fach Spez
Kulturwissenschaften					d e	Allg Fach Spez
Kunst	d e	Allg	Fach	Spez		

Tab. 4: Fachprofile an der ZHB Luzern: Detailinformation via Conspectus (Ausschnitt)¹³

Fachgebiet	Fach-code	Deskriptoren	Conspectus Niveau				
			2b	3a	3b	3c	4
Wissenschaft und Kultur allgemein	010	Bestandesprofil	46%	25%	12%	5%	12%
		Sammelintensität					
		Bestandesziel					
Wissenschaftsforschung	011	Bestandesprofil	3%	7%	66%	24%	0%
		Sammelintensität					
		Bestandesziel					
Kulturwissenschaft	012	Bestandesprofil	keine hinreichenden Daten vorliegend				
		Sammelintensität					
		Bestandesziel					
Buch, Bibliothek und Information	020	Bestandesprofil	15%	29%	23%	10%	23%
		Sammelintensität					
		Bestandesziel					
Nachschlagewerke und Bibliographien	030	Bestandesprofil	52%	28%	17%	1%	2%
		Sammelintensität					
		Bestandesziel					
Publizistik, Medienwissenschaft und Film	060	Bestandesprofil	8%	49%	24%	15%	4%
		Sammelintensität					
		Bestandesziel					

7. Approval Plans

Im Kontext des Conspectusverfahrens steht immer wieder die Frage nach der Möglichkeit und dem Sinn von Approval Plans, also eines automatisierten Erwerbungsprozesses. Eine Umsetzung derartiger Konzepte bleibt in Luzern (von einer kleinen Ausnahme abgesehen) – zumindest bisher – Theorie, jedoch konnten einige relevante Erkenntnisse erzielt werden: Zunächst zeigen die vier Fachprofile, wie unerlässlich es in solchen Fällen ist, genaue Erwerbungsziele und Inhalte festzulegen. Möglich wäre dann beispielsweise durchaus, die Bibliothek im Erwerbungsprozess zumindest teilweise hierdurch zu entlasten.

12 ZHB Luzern: Fachgebiete und Fächerprofile. <http://www.zhbluzern.ch/index.php?id=940> (7.10.2014)

13 ZHB Luzern: Fachprofile an der ZHB – Detailinformationen (wie Anm. 6).

Allerdings zeigt insbesondere das Beispiel der Philosophie, dass es durchaus auch wichtige Argumente für eine weiterhin intellektuell vorzunehmende Auswahl gibt, nämlich dann, wenn mit knappen Mitteln ein optimaler Ressourceneinsatz zu erfolgen hat.

Eine grundsätzlichere Schwierigkeit in der erfolgreichen Erstellung und Durchführung von Approval Plans dokumentiert sich jedoch in einer von Angelika Brauns in ihrer Studie über „Bestandsaufbau und Erwerbungspolitik an US-amerikanischen Universitätsbibliotheken“ gelieferten Zahl: Demnach haben bereits 90% der US-amerikanischen Bibliotheken einen conspectusbasierten Approval Plan bereits mindestens einmal gekündigt¹⁴ – und das heisst: nicht bloß geändert!

8. Zur Einstellung der Conspectusvergabe an der ZHB Luzern

Mit Beginn des Jahres 2012 wurde nach 12 Jahren Laufzeit die Conspectusvergabe auf Exemplarniveau wieder eingestellt. In dieser Zeit hat sich das Conspectusverfahren etabliert. Es wird somit auch künftig zur Beschreibung von Fachprofilen mit eingesetzt werden, jedoch nicht mehr auf Exemplarniveau. Folgende Gründe für die Einstellung des bisherigen Verfahrens können angeführt werden:

- Optimierungen im Medienweg zielen darauf ab, das Fachreferat zumindest teilweise komplett von Routinetätigkeiten zu entlasten. Die Conspectusvergabe wäre hierbei zwar nicht als reine Routinetätigkeit zu bewerten, stand damit aber der gewünschten Entlastung im Wege.
- Es werden – wie auch anderswo – zunehmend elektronische Medien insbesondere in Paketform erworben. Neben der hier wiederum zu leistenden intellektuellen Mehrarbeit stellt sich auch die Frage, wie diese Medienpakete überhaupt zu bewerten sind.
- Es kann nicht verschwiegen bleiben, dass eine konsequente und einheitliche Vergabe des Conspectus sich als eine ziemliche Herausforderung erwiesen hat. Relativ rasch haben sich im Hause verschiedene „Dialekte“ in der Umsetzung des Verfahrens etabliert. Dies zeigt aber auch: „Objektivität“ ist hier ein nahezu unmögliches Unterfangen – mit der hieran anschliessenden Frage, mit welchem Recht man sich auf die Vergabequalität durch externe Anbieter (oder gar durch Maschinen) verlassen sollte.
- Für das Thema eines automatisierten Erwerbs lieferte die Reflexion auf Conspectus zwar einige wichtige Einsichten, einen dauerhaften Bedarf für eine Einzelvergabe lässt sich daraus jedoch nicht ableiten.

Alles in allem wurde damit die Conspectusvergabe auf Exemplarebene – fürs erste – eingestellt. Es bleibt einem noch zu planenden Anschlussprojekt vorbehalten, alternative Formen der Bestandesbeschreibung zu erproben. Denn der Mehrwert an Wissen über die eigenen Bestände hat sich als ausgesprochen wertvoll erwiesen, und er bleibt dies solange, bis es automatisierte Formen des Bestandesvergleichs geben wird, analog zu den USA.

9. Zusammenfassung und Schluss

Das Resümee aus diesen Überlegungen fällt alles in allem zunächst einmal sehr eindeutig aus:

¹⁴ Brauns (wie Anm. 3), S. 40.

Welche Bibliothek auch immer ihren Erwerb – so wie in Luzern – zumindest *auch* auf speziellere Zielgruppen ausdifferenzieren hat und dies am Ende sogar noch an verschiedenen Bibliotheksstandorten in einer unterschiedlichen Weise macht, tut gut daran, sich zumindest einer intensiveren Auseinandersetzung um seine Fach- und Erwerbungsprofile zu stellen.¹⁵ Für diesen Zweck ist der *Conspectus* als ein international eingeführtes Verfahren ausgesprochen hilfreich, und zwar auch dann, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die lokale Praxis und die externen Leitlinien sich verschieden gestalten können.

Zwar erfordern die Analyse der Leistungskraft aktueller Bestände und die Definition von Bestandeszielen einen ziemlichen Aufwand, aber er lohnt sich im Rahmen bibliothekarischer Professionalisierung und erleichtert den konsistenten Bestandaufbau. Er lohnt sich zudem hinsichtlich der dadurch ermöglichten Transparenz ebenso wie hinsichtlich der hausinternen Reflexion über optimale Mittelverwendung sowie dahingehend, dass Bestände nicht nur hinsichtlich ihrer bloßen Quantität, sondern insbesondere hinsichtlich ihrer Qualität ausgewiesen werden. Insbesondere hierbei hat die Einzelvergabe von *Conspectus*ebenen deutliche Mehrwerte erbracht, so unter anderem, weil damit aufgezeigt werden konnte, dass ein solider Bestandesvergleich sich nicht auf die jeweils höchste Ebene der „Leistungskraft“ eines Bestandes erstrecken sollte, sondern dass sich Vergleiche auch auf den unteren Ebenen lohnen und dass dies eben einen Mehrwert darstellt. Und damit fällt dieses Resümee dann doch etwas differenzierter aus: Lohnenswert ist insbesondere die Reflexion auf Erwerbungspraxis und Erwerbungsziele. Hilfreich – insbesondere auch nach aussen hin – ist zudem der Selbstaussweis der Bibliothek zu den Stärken und den Schwächen ihres Bestandes. Das dazu erprobte und eingeführte Verfahren ist der *Conspectus*.

Literaturverzeichnis

- Brauns, Angelika: Bestandsaufbau und Erwerbungs politik an US-amerikanischen Universitätsbibliotheken: der Einsatz von Approval Plans am Beispiel der Earl Gregg Swem Library (Williamsburg, Virginia), Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2008 (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft; 216)
<http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h216/> (30.9.2014).
- Hafner, Ralph: Automatisierung der Erwerbung auf Grundlage des *Conspectus*verfahrens. Ein Konzept, Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2010 (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft; 271), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100110279> (30.9.2014).
- Hafner, Ralph: Automatisierte Literatursauswahl auf der Grundlage des *Conspectus*verfahrens. Ein Konzept, Vortrag auf dem 97. Bibliothekartag in Mannheim 2008, am 6.6.2008.
<http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte//2008/606/> (30.9.2014).

15 Vgl. Lutterer, Wolfram: Erwerbungsstrategien und Entwicklungsprozesse im Fachreferat an der ZHB Luzern. In: Susanne Göttker; Franziska Wein (Hg.): Neue Formen der Erwerbung, Berlin: deGruyter, 2013, S. 19-28.

- Lutterer, Wolfram: Erwerbungsstrategien und Entwicklungsprozesse im Fachreferat an der ZHB Luzern. In: Susanne Göttker; Franziska Wein (Hg.): Neue Formen der Erwerbung, Berlin: deGruyter, 2013, S. 19-28.
- Neubauer, Wolfram: Erwerbungsprofil der ETH-Bibliothek Zürich, ETH Bibliothek, 2012. <http://dx.doi.org/10.3929/ethz-a-007181217> (14.10.2014).
- Paulet-Grandguillot, Emmanuelle: Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne: rapport de stage, Villeurbanne: ensib, 1999. <http://www.ensib.fr/bibliotheque/documents/dcb/rspaulet.pdf> (14.10.2014).
- Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern: Fachgebiete und Fächerprofile. <http://www.zhbluzern.ch/index.php?id=940> (7.10.2014).
- Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern: Fachprofile an der ZHB – Detailinformationen. <http://www.zhbluzern.ch/index.php?id=3105> (30.9.2014).
- Zentralbibliothek Zürich: Erwerbungsprofil, Zürich, 2013, http://www.zb.uzh.ch/Medien/erwerbungsprofil_zb.pdf (14.10.2014).

Was wissen wir über die Nutzung von Patron Driven Acquisition (PDA)?

Eine Analyse an der Universitätsbibliothek Leipzig

Jens Lazarus, Universitätsbibliothek Leipzig

Zusammenfassung:

Die PDA-Plattform Ebook Library (EBL) ist an der Universitätsbibliothek Leipzig seit 2012 im Einsatz. In dem Beitrag werden Nutzungsdaten über einen zweijährigen Zeitraum nutzergesteuerter Erwerbung für E-Books ausgewertet. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Evaluierung der kostenrelevanten Kurzausleihen, deren Nutzungsintensität und -häufigkeit. Die Untersuchung zeigt auf, wie durch eine veränderte und auf das beschriebene Nutzerverhalten hin optimierte Parametrisierung ein effizienterer Einsatz von PDA erreicht wurde.

Summary:

Since 2012, the PDA platform Ebook Library (EBL) has been in use at the Leipzig University Library. This study provides an analysis of usage data covering two years of patron driven acquisition of e-books focussing on the evaluation of use and re-use of short term loans. It is shown how a more efficient operation of PDA can be achieved by adjusting licensing parameters according to the described usage patterns.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S166-173](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S166-173)

Autorenidentifikation: Lazarus, Jens: GND 124490174

1. Einleitung

PDA-Plattformen für E-Books werden inzwischen in zahlreichen Bibliotheken in verschiedener Ausprägung und Intensität eingesetzt.¹ Eines der umfangreichsten Angebote stellt momentan die Universitätsbibliothek Leipzig in einem weitgehend unmoderierten Verfahren ihren Nutzerinnen und Nutzern zur Verfügung. Wie andere Plattformen auch, ermöglicht das Geschäftsmodell der hier eingesetzten Ebook Library (EBL) die Einstellung verschiedener Nutzungsparameter, wie etwa die Lizenzdauer der sogenannten Short Term Loans (STL) oder die Anzahl der Zugriffe bevor eine dauerhafte Lizenzierung eines Titels ausgelöst wird. Diese Parameter haben wiederum direkten oder indirekten Einfluss auf die Nutzung und die für diesen Dienst anfallenden Lizenzkosten.

1 Siehe zum Beispiel: Herb, Silvia; Pieper, Dirk: PDA im Praxistext[!]. Nutzergesteuerte E-Book-Erwerbung an der UB Bielefeld. In: B.I.T.online 15 (2012), S. 476-480; Golsch, Michael: Give Patrons What they want: Nutzerbestimmte Bestandsentwicklung in der SLUB-Dresden. In: BIS - Das Magazin der Bibliothek in Sachsen 5 (2012) H. 1, S. 34-37; Klein, Anette: Bestandsaufbau praktisch elektronisch: Patron Driven Acquisition. In: Hohoff, Ullrich (Hg.): Bibliotheken für die Zukunft – Zukunft für die Bibliotheken. 100. Deutscher Bibliothekartag in Berlin 2011, Hildesheim: Olms, 2012, S. 309-316; Berg, Sabine; Korneli-Dreier, Diane: Es begann mit einer Tasse Kaffee - das gemeinsame PDA-Projekt der UB Erlangen-Nürnberg und der Wissenschaftlichen Versandbuchhandlung Dietmar Dreier. In: B.I.T. online 15 (2012), S. 472-475.

Um einerseits das Zugriffsverhalten und den abgeleiteten Bedarf von Nutzerinnen und Nutzern besser zu verstehen und zum anderen eine darauf abgestimmte kostenoptimierte Parametrisierung der EBL zu erreichen, wurde der Einsatz von PDA an der UB Leipzig seit der Einführung im Mai 2012 mit einer intensiven Auswertung der Nutzungsdaten begleitet. Diese Analyse geht über die quantitative Erfassung von Zugriffszahlen und Kosten erheblich hinaus und berücksichtigt unter anderem auch die individuelle Verweildauer oder die Anzahl der genutzten Seiten. Als Ergebnis dieser Datenanalyse wurden nach dem ersten Betriebsjahr grundsätzliche Veränderungen an der Parametrisierung der Plattform vorgenommen.

Im Folgenden werden diese Nutzungsanalyse und die Effekte der Anpassungen im zweiten Betriebsjahr vorgestellt.² Es wird deutlich, dass die Verfügbarkeit von detaillierten Zugriffsdaten neue Möglichkeiten einer Bedarfsanalyse eröffnen, die letztlich auch einen wirtschaftlicheren Betrieb einer PDA-Plattform ermöglichen.

2. Kennzahlen zur EBL-Nutzung

Der Zeitraum der Untersuchung des Nutzungsverhaltens von E-Books über die EBL an der Universitätsbibliothek Leipzig beginnt mit der Einführung von PDA am 1. Juni 2012 und umfasst die zwei folgenden Jahre bis zum 31. Mai 2014. In diesem Zeitraum sind etwa 260.000 Titel der EBL im Katalog der UB Leipzig verfügbar, was bei insgesamt 5,4 Mio. Katalogisaten einem Anteil von etwa 5 % entspricht. Der übergroße Anteil der Titel (90 %) ist englischsprachig. Anhand der (relativ groben) EBL-Fachkategorien wurden Titel ausgeschlossen, die nicht in das Fächerspektrum der Universität Leipzig fallen. Gleiches gilt für eine Anzahl nicht relevanter Verlage.

Im Berichtszeitraum wurden bei über 127.000 Zugriffen durch 16.734 verschiedene Nutzerinnen und Nutzer insgesamt 27.624 STLs ausgelöst. 896 EBooks wurden „gekauft“, das heißt auf Grund von mehreren STLs dauerhaft lizenziert. 7.658 wurden Titel heruntergeladen.

Dabei wurden insgesamt 49.984 unterschiedliche Titel, also etwa 20 % des über PDA verfügbaren Bestandes genutzt. Wie in anderen Einrichtungen, die EBL einsetzen,³ ist auch an der UB Leipzig eine breite Streuung der Zugriffe festzustellen: für 74 % der Titel wurde ein STL ausgelöst, 15 % wurden ein zweites Mal als STL genutzt. Lediglich für 3 % der Titel wurde innerhalb des Berichtszeitraums nach wiederholter STL-Nutzung (im ersten Berichtsjahr bei der vierten, im zweiten nach der siebten Nutzung) eine dauerhafte Lizenzierung ausgelöst.

Wie schon von Vieler⁴ angeführt, kann das als ein Indiz für eine Nutzung mit hohem Spezialisierungsgrad und die Fokussierung auf spezialisierte Forschungsliteratur interpretiert werden. Vor allem ist diese Art der Nutzung aber auf das sehr breit angelegte Angebot von PDA sowie die veränderten

2 Zur Auswertung nach dem ersten Betriebsjahr siehe: Vieler, Astrid: Patron Driven Acquisition - Wie wird die EbookLibrary (EBL) an der Universität Leipzig genutzt? In: Bibliothek. Forschung und Praxis 37 (2013), S. 363-367.

3 Etwa in der SLUB Dresden oder an der UB Nürnberg (siehe dazu Anm. 1).

4 Vgl. Vieler, Patron Driven Acquisition (wie Anm. 2).

Recherche- und Zugriffsmöglichkeiten auf digitale Texte zurückzuführen.

Der auf Angehörige der Universität eingeschränkte Zugang zur EBL zeigt eine Verteilung der Nutzung, die in etwa der zahlenmäßigen Proportion an der Universität Leipzig entspricht: Die größte Nutzergruppe ist die der Studierenden mit 88 %, gefolgt von der Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit 10 % und der Professorenschaft mit 2 %.

Die Auswertung der Nutzung nach den Fachgruppen der EBL zeigt, dass vor allem die Wirtschaftswissenschaften, allgemeiner die Sozial- und Geisteswissenschaften vom Angebot der EBL profitieren. Erwartungsgemäß sind die STM-Fächer weniger stark vertreten.

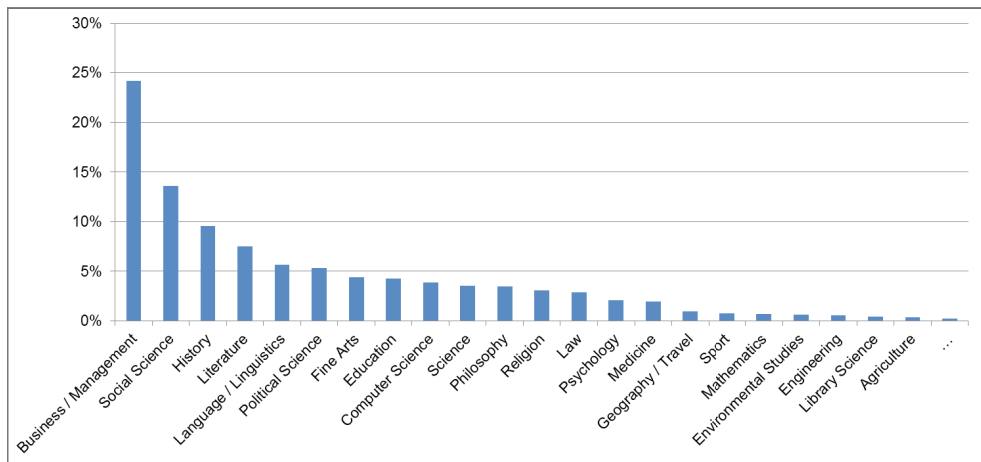


Abb. 1: Anteilige Nutzung der EBL nach Fachgruppen

3. Kennzahlen zum Nutzungsverhalten

Vor der ersten mit Lizenzkosten verbundenen Nutzung ist für die Zeit von fünf Minuten eine kostenfreie Nutzung eines Titels (Browsing) möglich. Von den 174.047 Zugriffen im Berichtszeitraum lösten lediglich 33.010 Nutzungen einen STL aus, was einem Anteil von etwa 19% entspricht. 141.037 Zugriffe blieben innerhalb der kostenfreien fünf Minuten, wobei ein Großteil der Nutzerinnen und Nutzer (38%) innerhalb der ersten Minute die Entscheidung trifft, ob ein Titel für die weitere Nutzung relevant ist oder nicht.

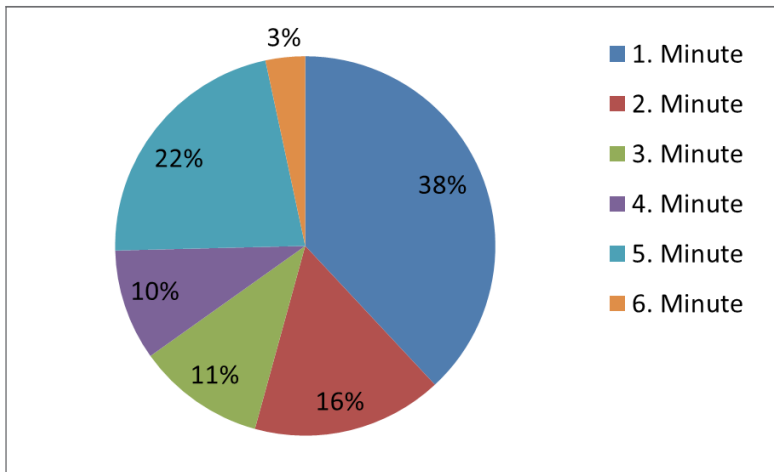


Abb. 2.: Nutzungsdauer in der kostenfreien Browsing-Phase

Das Nutzungsverhalten für die nach dieser Browsing-Phase lizenzierten E-Books lässt sich auf Grund des statistischen Materials ebenfalls sehr differenziert darstellen. So sehen wir, dass die Verweildauer im einmal lizenzierten E-Book im Schnitt zwar bei 35 Minuten liegt, die überwiegende Mehrzahl der Nutzungen (74%) jedoch unter 30 Minuten bleibt.

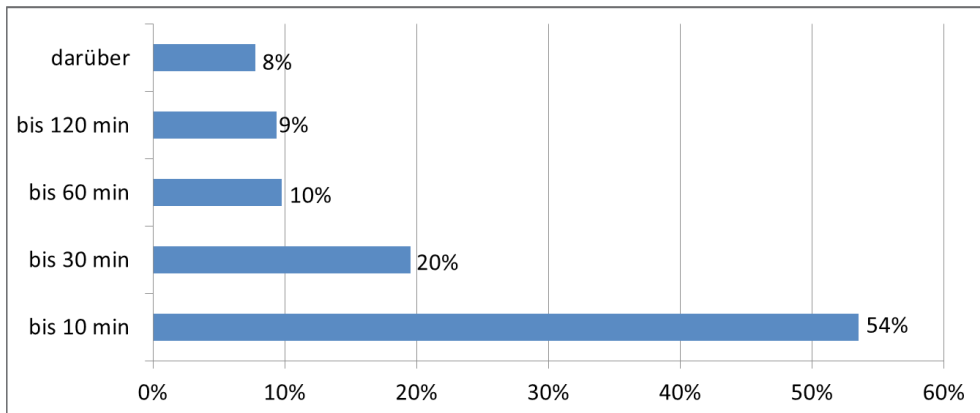


Abb. 3.: Nutzungsdauer pro Zugriff auf lizenzierte E-Books

Die Nutzungszeiten korrespondieren mit der Anzahl der aufgerufenen Seiten: im Durchschnitt werden bei einem Zugriff 36 Seiten eines E-Books genutzt, wobei aber über die Hälfte (52%) der Nutzerinnen und Nutzer auf weniger als 20 Seiten zugreift.

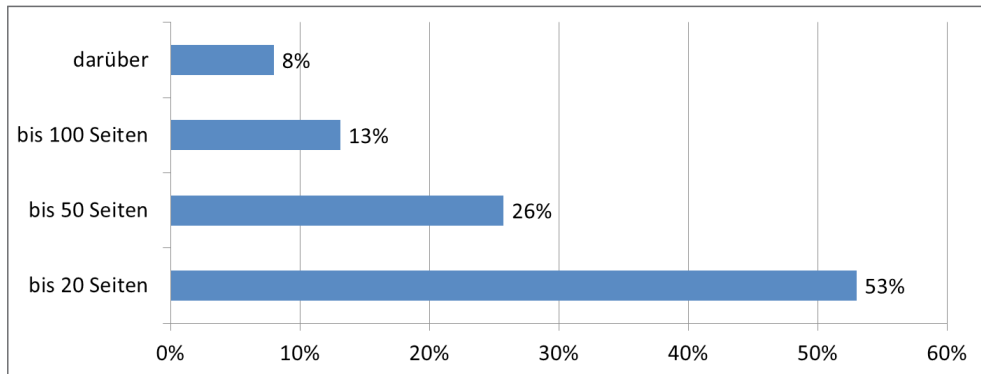


Abb. 4: Anzahl genutzter Seiten pro Zugriff auf lizenzierte E-Books

Die relativ kurze Nutzung von E-Books resultiert offenbar aus einem durch digitale Texte ermöglichten Zugriffsverhalten: Gezielt werden Texte, Zitate, Formeln oder Belegstellen gesucht und zur weiteren Verwendung kopiert oder ausgedruckt. In wieweit diese Beobachtung sich tatsächlich von der Nutzung gedruckter Publikationen unterscheidet oder ob es durch die Volltextsuche lediglich zu einem schnelleren Auffinden von relevanten Textstellen kommt und das diagonale Lesen überflüssig macht, wie sich also generell die Rezeption von Texten durch die digitale Verfügbarkeit verändert, ist ein anderes Thema.⁵

Die Nutzungszahlen legen nahe, dass neben dem punktuellen Zugriff und gezieltem Speichern oder Drucken von relevanten Textteilen eine Reihe von Nutzerinnen und Nutzern durchaus auch eine längere Zeit online mit dem Text arbeitet. EBL bietet die Möglichkeit, E-Books mit entsprechendem Digital Rights Management (DRM) für den Zeitraum einer STL auf eigene Geräte zu laden und offline zu nutzen. Etwa 10% der Titel (5.019) wurden im Berichtszeitraum auf diese Weise (zum Teil mehrfach) genutzt. Dieser Prozentsatz korreliert in etwa auch mit dem Anteil der Nutzerinnen und Nutzer (2.360), die Titel zur Offline-Nutzung heruntergeladen haben.

4. Veränderte Parametrisierung auf Grund von Nutzungsverhalten

Für die Betrachtung der Wirtschaftlichkeit der PDA-Plattform besonders relevant ist die Frage, welcher Zeitraum für die STLs gesetzt wird und nach welcher Anzahl von STLs automatisch eine dauerhafte Lizenzierung („Kauf“) erfolgt. Im ersten Berichtsjahr betrug die Dauer der STLs sieben Tage und der automatische Kauf erfolgte mit dem vierten kostenpflichtigen Zugriff, also nach drei STLs. Nutzerinnen und Nutzer hatten die Möglichkeit, auf ein als STL lizenziertes EBook sieben Tage hintereinander zuzugreifen. Diese Festlegung entsprach der Empfehlung des Plattform-Anbieters und im wesentlichen auch der Praxis in vielen Bibliotheken, die EBL im Einsatz hatten. Die Annahmen

5 Zur Rezeption von E-Books siehe u.a. McCormack, Nancy: Are e-books making us stupid? Why electronic collections mean trouble for libraries and their patrons. In: International journal of digital library systems 3 (2012), H. 2, S. 27-47.

schiene auch in Bezug auf die Nutzung gedruckter Publikationen plausibel, so dass hier von einer bedarfsgerechten Parametrisierung ausgegangen wurde.

Die von Vieler⁶ vorgenommene Auswertung der STL-Nutzung an der UB Leipzig zeigt allerdings ein deutlich anderes Bild: Meistens, nämlich zu 83 %, wurde der STL nur am ersten Tag der sieben-tägigen Laufzeit genutzt. Der weitaus geringere Teil der Nutzerinnen und Nutzer (17 %) griff auch am zweiten oder an den folgenden Tagen auf ein als STL lizenziertes E-Book zu.

Diese Feststellung führte an der UB Leipzig nach einem Jahr Laufzeit zu folgender Umstellung: Die Dauer der STLs wurde von sieben Tagen auf einen Tag verkürzt. Nutzerseitig war diese Umstellung nicht relevant, da auch am zweiten und an den folgenden Tagen ohne Hindernis auf das gewünschte E-Book zugegriffen werden konnte, es hatte nun lediglich einen weiteren (nun eintägigen) STL zur Folge. Die zuvor nach drei STLs beim vierten Zugriff ausgelöste, automatische dauerhafte Lizenzierung wurde ebenfalls angepasst und erfolgte entsprechend nun nach dem siebten STL.

Im zweiten Berichtsjahr lag die Anzahl der STLs nun erwartungsgemäß deutlich über der des Vorjahres; die Anzahl der automatisch ausgelösten dauerhaften Lizenzierungen lag dagegen unter der des ersten Berichtsjahres. Die Gebühren für eintägige STLs liegen im Durchschnitt um etwa ein Drittel unter denen der sieben-tägigen STLs. Insgesamt konnte dadurch mit der geänderten Parametrisierung eine Kostenreduzierung auf 84 % erreicht werden, ohne dass daraus Einschränkungen für Nutzerinnen und Nutzer resultierten. Der UB Leipzig ermöglichte diese Reduzierung, mit dem Dienst finanziell im kalkulierten Rahmen zu bleiben und diesen durchgängig aufrecht zu halten.

5. Fazit

Die PDA-Plattform EBL befindet sich seit Juni 2012 an der Universitätsbibliothek Leipzig im Regelbetrieb. Die damit verbundene Zielsetzung, das Angebot an monographischer Literatur qualitativ und quantitativ zu erweitern, ist erreicht worden. Sowohl was die Breite der Nutzung des Angebotes als auch was die Akzeptanz bei den Nutzerinnen und Nutzern angeht, übertrafen die Resultate der Auswertung die Erwartungen. Die individuellen Zugriffsmuster zeigen, dass die Vorteile digitaler Texte wahrgenommen und genutzt werden. PDA verändert und ermöglicht einen erweiterten, bedarfsgerechten Zugriff auf monographische Publikationen, wie er im Segment der Zeitschriften schon lange möglich ist.

Erwerbungsseitig ergänzt PDA die aktive Bestandsentwicklung. PDA kann entstandene Erwerbungsdefizite ausgleichen und kommt an der UB Leipzig zum Einsatz nicht trotz, sondern auch wegen verminderter Etats im Segment der monographischen Erwerbung. Um PDA in diesem Sinne wirksam und wirtschaftlich einzusetzen, erfordert es eine differenzierte Evaluation und beständige inhaltliche und formale Nachjustierung.

Nicht zuletzt erlaubt und ermöglicht PDA eine stärkere Partizipation von Nutzerinnen und Nutzern,

6 Vgl. Vieler, Patron Driven Acquisition (wie Anm. 2).

wie Rösch grundlegend ausgeführt hat.⁷ An der Universitätsbibliothek Leipzig ist aus diesen Gründen das noch relativ junge Angebot PDA inzwischen ein fester Bestandteil im Dienstleistungsportfolio.

6. Nachtrag

Seit Juni 2014 haben verschiedene Wissenschaftsverlage die Gebühren für die STLs massiv erhöht, darunter die in der EBL mit sehr gut genutzten Titeln vertretenen Verlage De Gruyter, Oxford University Press, Cambridge University Press, Taylor & Francis oder Wiley. Wurden zuvor etwa 10 bis 15 % des E-Book-Kaufpreises für den einmaligen STL durch nur eine Nutzerin oder einen Nutzer kalkuliert, sind es nun in der Regel 40 % und mehr. Wie andere Bibliotheken auch, hat die UB Leipzig darauf reagiert und Titelsegmente mit hohen STL-Gebühren aus dem PDA-Angebot herausgenommen.⁸

Anders als von Verlagsseite vor allem für den Markt in den USA angeführt,⁹ ersetzt PDA an der UB Leipzig nicht die bisherige Erwerbung im monographischen Bereich, sondern wird als zusätzliche, neue Dienstleistung eingesetzt. Der Versuch, mit prohibitiven STL-Gebühren bisherige Distributions- und Geschäftsmodelle aufrecht zu erhalten, läuft zumindest hier ins Leere. Es bleibt zu hoffen, dass diese Effekte auch von den Verlagen wahrgenommen und getroffene Entscheidungen zumindest teilweise korrigiert werden. Generell ist der Markt von einer hohen Dynamik und auch von einer gewissen Verunsicherung gekennzeichnet. Für die Bibliotheken muss es darum gehen, sich bei der Entwicklung von Geschäftsmodellen zu beteiligen und deutlich Stellung zu beziehen – für einen komfortablen und finanzierbaren Zugang zu publiziertem Wissen für ihre Nutzerinnen und Nutzer.

Literaturverzeichnis

- Berg, Sabine; Korneli-Dreier, Diane: Es begann mit einer Tasse Kaffee - das gemeinsame PDA-Projekt der UB Erlangen-Nürnberg und der Wissenschaftlichen Versandbuchhandlung Dietmar Dreier. In: B.I.T. online 15 (2012), S. 472-475.
- Fund, Sven: Dazu ein Verlegerstandpunkt: Entscheidungs- und Handlungszeiträume werden dramatisch kürzer, das Erfordernis zur Korrektur von Modellen wächst. In: B.I.T.online 17 (2014), S. 468.
- Herb, Silvia; Pieper, Dirk: PDA im Praxistext [!]. Nutzergesteuerte E-Book-Erwerbung an der UB Bielefeld. In: B.I.T.online 15 (2012), S. 476-480.

7 Rösch, Henriette: Die Bibliothek als soziales System im Umbruch. PDA und ihre Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Bibliothek und ihren Nutzern. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 37 (2013), S. 70-77.

8 Sächsische Hochschulbibliotheken streichen Verlage aus Angebot. In: Börsenblatt.net, 18.06.2014. <http://www.boersenblatt.net/802780/> (02.11.2014).

9 Fund, Sven: Dazu ein Verlegerstandpunkt: Entscheidungs- und Handlungszeiträume werden dramatisch kürzer, das Erfordernis zur Korrektur von Modellen wächst. In: B.I.T.online 17 (2014), S. 468.

- Klein, Anette: Bestandsaufbau praktisch elektronisch: Patron Driven Acquisition. In: Hohoff, Ullrich (Hg.): Bibliotheken für die Zukunft – Zukunft für die Bibliotheken. 100. Deutscher Bibliothekartag in Berlin 2011. Hildesheim: Olms, 2012, S. 309-316.
- McCormack, Nancy: Are e-books making us stupid? Why electronic collections mean trouble for libraries and their patrons. In: International journal of digital library systems 3 (2012), H. 2: 27-47. Auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel: Machen uns E-Books dumm? In: B.I.T.online 16 (2013), S. 265-278; 377-390.
- Golsch, Michael: Give patrons what they want: Nutzerbestimmte Bestandsentwicklung in der SLUB-Dresden. In: BIS - Das Magazin der Bibliothek in Sachsen 5 (2012), H. 1, S. 34-37.
- Rösch, Henriette: Die Bibliothek als soziales System im Umbruch. PDA und ihre Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Bibliothek und ihren Nutzern. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 37 (2013), S. 70-77.
- Rösch, Henriette; Lazarus, Jens: Nutzergesteuerte Erwerbung für gedruckte Publikationen. Das Projekt NEprint an der Universitätsbibliothek Leipzig. In: BuB - Forum Bibliothek und Information 10 (2013) S. 676-678.
- Sächsische Hochschulbibliotheken streichen Verlage aus Angebot. In: Börsenblatt.net, 18.06.2014. <http://www.boersenblatt.net/802780/> (02.11.2014).
- Vieler, Astrid: Patron Driven Acquisition - Wie wird die Ebook Library (EBL) an der Universität Leipzig genutzt? In: Bibliothek. Forschung und Praxis 37 (2013), S. 363-367.

Von Mr Classic zu Mr Nerd: Wie Forschende soziale Medien nutzen

Doreen Siegfried, ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft

Zusammenfassung:

Unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern lassen sich vier Typen differenzieren, die ein signifikant unterschiedliches Verhalten in ihrer Nutzung und ihrer Einstellung gegenüber Social-Web-Anwendungen zeigen: Ms Maker, Mr Tech, Mr Classic und Mr Nerd. Grundlage für die Identifizierung dieser Social-Media-Typen ist die Auswertung von 778 Online-Fragebögen, die von Anfang September bis Mitte Oktober 2013 erhoben wurden. Erfragt wurde die Nutzung von Social-Media-Instrumenten für die tägliche Arbeit in Forschung, Lehre, Administration und Wissenschaftskommunikation. Neben Intensität und Kontext der Nutzung von Web-2.0-Diensten wurden auch die Gründe für Nutzung bzw. Nicht-Nutzung einzelner Kanäle sowie generelle Einstellungen gegenüber Social-Media-Werkzeugen erfragt.

Summary:

Among scientists, four types of personality can be identified whose usage and attitude towards social web applications show significant variations: Ms Maker, Mr Tech, Mr Classic and Mr Nerd. This typification is based on 778 online questionnaires received between September and October 2013. The survey sampled the usage of social media tools for daily routines in research, teaching, administrative work and scholarly communication. The survey asked questions about the intensity and the context in which Web 2.0 services are used, about the reasons for (not) using certain channels, and about general attitudes towards social media tools.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S174-180](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S174-180)

Autorenidentifikation: *Siegfried, Doreen: GND 130583545*

1. Ziel der Untersuchung

Soziale Medien sind aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken. Im Januar 2014 lag die Zahl der aktiven Nutzerinnen und Nutzer von Facebook in Deutschland laut Statistik bei 26 Millionen Menschen.¹ Das zeigt: Unser Privatleben ist bereits zum größten Teil von den Angeboten des Social Web durchdrungen. Aber wie sieht es im beruflichen Alltag aus? Nutzen auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die neuen Tools für ihre Arbeit?

Der Leibniz Bibliotheksverbund Forschungsinformation (Goportis)² ist der Frage nach der Bedeutung von Social Media im wissenschaftlichen Alltag im letzten Jahr nachgegangen und beteiligte sich

1 Vgl. Statista: Aktuelle Statistiken und Informationen zu Facebook. <http://de.statista.com/themen/138/facebook/> (17.11.2014).

2 In Goportis arbeiten die drei Zentralen Fachbibliotheken zusammen: ZB MED – Leibniz-Informationszentrum Lebenswissenschaften, die Technische Informationsbibliothek (TIB) und die ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft. Nähere Informationen: www.goportis.de

an einer bundesweiten Studie. Im sogenannten „Science 2.0 Survey“ wurden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur Nutzung von Social-Media-Instrumenten befragt. Da zum Thema erst sehr wenige Untersuchungen existieren, interessierten zum einen rein explorative Fragestellungen, wie die generelle Nutzung von Diensten unter demografischen Gesichtspunkten wie Geschlecht, Alter, Funktion und wissenschaftlicher Status oder Fächergruppe. Von Seiten Goportis stand zum anderen die Frage im Fokus, ob sich in den Daten bestimmte Nutzungstypen identifizieren lassen, die sich durch bestimmte Merkmalskombinationen und Nutzungsmuster beschreiben lassen.

2. Zur Methode

Das Untersuchungsdesign der Online-Befragung orientierte sich an den Vorarbeiten von Pscheida und Köhler (2013).³ Hinzu kamen Modifikationen und Überarbeitungen des Fragebogens aus dem Jahr 2012 in Sachsen durch die Goportis-Partner. Insgesamt haben sich 63 Hochschulen an der Online-Befragung beteiligt. Nach der Datenbereinigung und den Plausibilitätsprüfungen blieben 778 gültige Datensätze von Personen, die den Online-Fragebogen ausgefüllt haben.

Es wurde eine Online-Befragung durchgeführt mit Fragen zu folgenden Aspekten:⁴

- Demografie: Alter (Geburtsjahr) und Geschlecht
- Spezifik der wissenschaftlichen Tätigkeit: aktuelle Funktion bzw. wissenschaftlicher Status, Fächergruppe, Hochschulart, aktueller Tätigkeitsschwerpunkt, bisherige Dauer der Tätigkeit im Hochschulbereich
- Engagement in der wissenschaftlichen Community (Anzahl der Teilnahmen an Konferenzen, Mitgliedschaften in Fach- und Berufsorganisationen, Anzahl der Ämter in Fach- und Berufsorganisationen)
- Nutzung von Web 2.0-Diensten beruflich und privat
- Kenntnis und Nutzung von verschiedenen Online-Werkzeugen und Web 2.0-Anwendungen
- Art der Nutzung ausgewählter Dienste: eher passiv (lesen oder abonnieren, Videos oder Fotos ansehen) oder eher aktiv (Beiträge oder Artikel schreiben, Beiträge anderer Personen kommentieren, Videos oder Fotos hochladen)
- Häufigkeit der Nutzung von verschiedenen Online-Werkzeugen und Web 2.0-Anwendungen in den Abstufungen (a) mehrmals täglich, (b) täglich, (c) mehrmals wöchentlich, (d) wöchentlich, (e) monatlich und (f) seltener
- Kontext der Nutzung von verschiedenen Online-Werkzeugen und Web 2.0-Anwendungen in den Ausprägungen (a) privat/beruflich, (b) Lehre, (c) Forschung, (d) Wissenschaftsadministration sowie (e) Wissenschaftskommunikation
- Gründe für die Nutzung bzw. Nichtnutzung von Web 2.0-Diensten für die berufliche Tätigkeit Einstellung gegenüber dem Einsatz von Web 2.0 und Internet im akademischen Alltag mit den Einstellungsskalen bzw. Konstrukten

3 Pscheida, Daniela; Köhler, Thomas: Wissenschaftsbezogene Nutzung von Web 2.0 und Online-Werkzeugen in Sachsen 2012. Studie des „eScience – Forschungsnetzwerk Sachsen“, Dresden: TUDpress, 2013.
[http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend\[id\]=10627](http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend[id]=10627)

4 Vgl. ebda.

- Sorgen hinsichtlich Privatsphäre
- Ängstlichkeit im Umgang mit Sozialen Medien
- Aufgeschlossenheit für Neue Medien
- Selbstbewusstsein im Umgang mit Neuen Medien
- Quelle für Informationen über neue Web 2.0-Dienste (wie erfahren Sie von neuen Online-Werkzeugen?)
- Welche Endgeräte werden für den Zugriff auf die Web 2.0-Dienste eingesetzt?

3. Ergebnisse

Demografische Variablen - Beschreibung der Stichprobe

Unter den Befragten gab es 41,5 % Wissenschaftlerinnen und 56,8 % Wissenschaftler. Im Mittel waren die Befragten 40,15 Jahre alt. Aus den beiden Altersgruppen „25-29 J.“ und „30-34 J.“ rekrutierten sich die meisten Befragten (zusammen: 41,3 %). 5,6 % der Befragten waren älter als 60 Jahre.

61,7 % der Befragten waren an einer Universität oder Hochschule beschäftigt und 35,5 % an einer Fachhochschule. Die Teilnehmenden aus dem Süden und Westen Deutschlands waren in der Stichprobe etwas unterrepräsentiert. Die häufigsten höchsten akademischen Abschlüsse der Befragten waren die Promotion (38,3 %), das Diplom (25,4 %) und der Master (14,4 %). Zudem nahmen 76 Habilitierte teil (9,8 %). Am häufigsten nahmen Professorinnen und Professoren (31,6 %) teil, hinzu kamen wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und wissenschaftliche Mitarbeiter (29,3 %) sowie Doktorandinnen und Doktoranden, die gleichzeitig wissenschaftliche Mitarbeiter/inn/en waren (20,1 %).

Im Schnitt waren die Befragten zum Zeitpunkt der Untersuchung seit 9,8 Jahren an einer wissenschaftlichen Einrichtung beschäftigt; darunter waren aber auch viele Personen mit kürzerer Beschäftigungszeit. Zu den größten Fächergruppen im vorliegenden Sample gehörten die Mathematik und Naturwissenschaften (25,3 %), die Ingenieurwissenschaften (16,6 %), die Kultur-, Geistes- und Erziehungswissenschaften (13,5 %) sowie die Wirtschaftswissenschaften mit 10,7 %.

Fast alle Befragten arbeiteten zumindest zum Teil auch in der Forschung (92,2 %), der Großteil auch in der Lehre (87,4 %). Die Wissenschaftsadministration gehörte dagegen nur bei 67 % zu ihrem Tätigkeitsfeld und die Wissenschaftskommunikation erklärten 44,6 % der Befragten zu einem Teilgebiet ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Wenn die Befragten angeben sollten, wie sich ihr Zeitbudget auf diese Tätigkeitsbereiche prozentual verteilt, so stellt man fest, dass im Durchschnitt 34,6 % des Zeitbudgets für die Forschung aufgewendet wurde, 38,7 % für die Lehre, 12,1 % für die Wissenschaftsadministration, und 6,2 % für die Wissenschaftskommunikation.

Die meisten Befragten nahmen im Jahr 2012 ein- bis zweimal pro Jahr an Konferenzen teil (49 %). Immerhin nahmen 22,8 % an keiner Konferenz teil; 28 % nahmen pro Jahr dreimal oder sogar häufiger an Konferenzen teil. Die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler besitzen ein bis drei Mitgliedschaften in Berufs- oder Fachorganisationen (56,4 %) und 15,4 % üben mindestens ein Amt in einer Fachorganisation aus.

Nutzung von Web 2.0-Diensten

Der Dienst, der von den meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern genutzt wird, ist Wikipedia (98,5%). Ebenfalls von vielen Befragten genutzt werden Video- oder Foto-Community-Portale wie YouTube oder Flickr (78,70%). Eher wenige Befragte nutzen Microblogs wie z.B. Twitter (15,7%) oder Social-Bookmarking-Dienste wie z.B. Delicious oder Bibsonomy (6,0%).⁵

Nutzung beruflich oder privat

Unterscheidet man zwischen eher beruflicher und eher privater Nutzung, kann festgestellt werden, dass Lernmanagementsysteme (48,1%) sowie Literaturverwaltungsdienste wie z.B. Mendeley oder Zotero (43,6%) besonders häufig im beruflichen Kontext eingesetzt werden.

Nutzungsintensität

Schaut man sich die Intensität der Nutzung bestimmter Web 2.0-Dienste an, so kann man feststellen, dass die größte Gruppe der Intensivnutzer/inn/en (tägliche bis mehrmals tägliche Nutzung) unter den Nutzerinnen und Nutzern der sozialen Netzwerke zu finden ist (34%).

Interessant ist weiterhin, dass Wikipedia als der am häufigsten genutzte Dienst fast 30% Intensivnutzer/inn/en aufweist (54% Durchschnittsnutzer/inn/en und 14,7% gelegentliche Nutzer/inn/en). Andere Dienste mit hohen Anteilen an Intensivnutzer/inn/en sind Content-Sharing oder Cloud-Dienste (31,3%) und Lernmanagementsysteme (29,1%).

Aktive oder passive Nutzung

Vergleicht man die Angaben zur aktiven oder eher passiven Form der Nutzung von Web 2.0-Diensten, so kann man feststellen, dass die Mehrheit der Befragten einen eher passiven Nutzungsstil pflegt: Dies heißt, Artikel werden eher gelesen statt geschrieben, Beiträge werden eher abonniert, statt selbst verfasst oder kommentiert.

Nutzungsschwerpunkte

Ein weiterer Aspekt war die Frage danach, in welchem Tätigkeitsbereich bestimmte Web 2.0-Dienste eingesetzt werden. Hier zeigte sich, dass im Rahmen der Lehre am häufigsten Wikipedia eingesetzt wird (60,7%) sowie Lernmanagementsysteme (42,4%). Im Rahmen der Forschung werden besonders häufig Wikipedia (55,8%) sowie Anwendungen zur Literaturverwaltung (41,5%) genutzt. Im Kontext der Wissenschaftskommunikation werden neben klassischen Mailinglisten (39,5%) am häufigsten Videokonferenz- und VoIP-Systeme (31,9%) sowie wissenschaftliche oder berufliche Netzwerke (31,2%) eingesetzt.

Wenn es um die Wissenschaftsadministration geht, werden besonders häufig Content-Sharing oder Cloud-Dienste (20,2%) sowie Videokonferenz- und VoIP-Dienste (14,3%) verwendet.

5 Die detaillierten Ergebnisse können hier nachgelesen werden: http://www.goportis.de/fileadmin/downloads/aktuelles/Bericht_escience_2_0_Hochschulsample_Download.pdf.

Konkrete Nutzungszwecke im Rahmen der Forschungstätigkeit

Wenn es um Abstimmungen oder Kommunikation mit anderen Personen geht, werden am häufigsten Videokonferenz- und VoIP-Systeme eingesetzt. Wenn es eher um das Thema Datenerhebung und Datenauswertung geht, werden bevorzugt Tools wie Literaturverwaltungen oder aber auch Wikipedia eingesetzt. Geht es um den Austausch von Informationen, werden besonders häufig Content-Sharing-Dienste bzw. Cloud-Dienste sowie Dienste zur Durchführung von Videokonferenzen und VoIP eingesetzt. Steht der Datenaustausch im Vordergrund, werden vor allem Content Sharing und Cloud-Dienste wie z.B. Dropbox, Slideshare eingesetzt. Für den Austausch von Materialien werden ebenfalls besonders häufig Content-Sharing und Cloud-Dienste eingesetzt. Über die Hälfte der Befragten gibt an, für die Recherchetätigkeit auf Wikipedia zurückzugreifen. Literaturverwaltungstools spielen ebenfalls eine Rolle für die Recherche.

Grundsätzliche Gründe für eine Nutzung der Dienste

Am häufigsten nutzen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Web 2.0-Dienste, „weil es praktisch ist“ und „weil es die Arbeit bzw. Kommunikation erleichtert“ und/oder beschleunigt.

Grundsätzliche Gründe für eine Nicht-Nutzung der Dienste

Zu den durchweg wichtigsten Gründen, warum Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bestimmte Web 2.0-Dienste nicht einsetzen, gehören folgende: „weil sie keinen Mehrwert in der Nutzung dieser Anwendung sehen“ und „weil sie aktuell keinen Bedarf an technischer Unterstützung in dieser Form haben“. Ein wichtiger Grund für die Nicht-Nutzung von sozialen Netzwerken, wie Facebook und Co. liegt darin, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit den Nutzungsbedingungen nicht einverstanden sind.

Von neuen Online-Werkzeugen erfahren die meisten Befragten von Kolleginnen und Kollegen sowie durch Freunde oder Bekannte. Andere Quellen wie Fachzeitschriften spielen keine so große Rolle.

Wenn die Befragten auf die Web 2.0-Dienste zugreifen, tun die meisten dies mit ihrem Notebook oder PC. Fast 50 % nutzen dazu aber auch schon ein Smartphone. Der Begriff „Virtuelle Forschungs-umgebung“ ist fast allen Forschenden unbekannt. 87,9% der Befragten können mit dem Begriff nichts anfangen.

2. Identifizierung von typischen Web 2.0-Nutzergruppen

Insgesamt konnten mittels Clusteranalyse vier Social-Media-Typen in der Wissenschaft identifiziert werden, die nach charakteristischen Eigenschaften benannt wurden:

- Mr Nerd
- Mr Classic
- Mr Tech
- Ms Maker

Hier eine Übersicht der Social-Media-Nutzung für alle vier Typen:

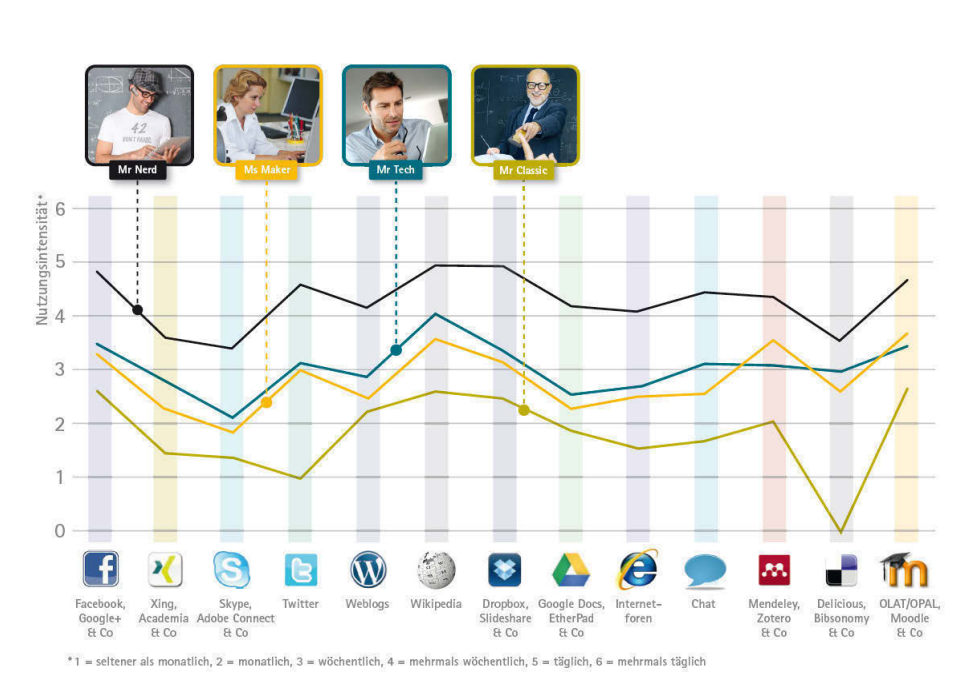


Abb. 1: Die vier Social-Media-Typen in der Wissenschaft. Copyright: Gopartis

43% der Befragten lassen sich dem Typus *Mr Tech* zuordnen. Dieser Typ ist damit der häufigste Nutzertyp unter den befragten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. *Mr Tech* ist technikaffin und sozialen Medien gegenüber aufgeschlossen. Er experimentiert gerne mit neuen Tools. Durchschnittlich einmal wöchentlich nutzt er die unterschiedlichen Social-Media-Kanäle. Für ihn steht dabei auch Spaß im Fokus. Zu den Instrumenten, die er nutzt, zählen Wikipedia, soziale Netzwerke wie Facebook oder Google Plus sowie Content-Sharing-Dienste wie Dropbox.

Im Gegensatz zu ihm hat *Ms Maker* mehr Skrupel gegenüber sozialen Netzwerken und dem Web 2.0. Auch sie nutzt die unterschiedlichen Social-Media-Kanäle durchschnittlich einmal in der Woche. *Ms Maker* hat einen pragmatischen Umgang mit den Instrumenten, die sie verwendet: Sie nutzt, was ihr den Arbeitsalltag erleichtert. Zu ihren bevorzugten Tools zählen daher Lernmanagement- und Literaturverwaltungssysteme. Dem Typus *Ms Maker* lassen sich – das unterscheidet sie auch von den anderen Typen – fast ausschließlich Frauen zuordnen. Die Wissenschaftlerinnen machen sich – und das ist der signifikante Unterschied zu den vorwiegend männlichen Vertretern der Gruppe *Mr Tech* – wesentlich mehr Gedanken um Sicherheit und Privatsphäre im Netz.

Mr Nerd steht den neuen Medien sehr aufgeschlossen gegenüber und sorgt sich nur wenig um Sicherheit und Privatheit. Er hat großen Spaß daran, neue Tools und Features im Web 2.0 auszuprobieren. Im Vergleich zu Ms Maker und Mr Tech ist er viel aktiver in der Wissenschaftskommunikation und nutzt mehr Social-Media-Instrumente als die anderen Typen.

Ganz anders *Mr Classic*: Er steht den neuen Instrumenten wenig aufgeschlossen gegenüber und sieht keinen Bedarf an diesen Tools. Wenn er Web 2.0-Dienste nutzt, dann überwiegend, weil es von ihm gefordert wird. Daher ist er auch nur einmal im Monat oder sogar noch seltener im Social Web unterwegs. Seine bevorzugten Kanäle sind Lernmanagementsysteme wie OLAT/OPAL oder Moodle. Von den Befragten ist die Gruppe des Mr Classic mit 8,6% die kleinste.

Literaturverzeichnis

- Pscheida, Daniela; Köhler, Thomas: Wissenschaftsbezogene Nutzung von Web 2.0 und Online-Werkzeugen in Sachsen 2012. Studie des „eScience – Forschungsnetzwerk Sachsen“, Dresden: TUDpress, 2013.
[http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend\[id\]=10627](http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend[id]=10627)

Für Forschung und Kultur – Öffentlichkeitswirksame Darstellung bibliothekarischer Weltschätze und bibliothekarischer Wissenschaftsservices am Beispiel der Staatsbibliothek zu Berlin

Barbara Schneider-Kempf, Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz

Zusammenfassung:

Die Öffentlichkeitsarbeit der Staatsbibliothek zu Berlin zielt auf eine wirksame Darstellung ihrer bibliothekarischen Wertschätze und ihrer Serviceangebote für die Wissenschaft ab. Sie ruht auf drei Säulen: kulturelle Breitenbildung für wenig bibliotheksaffine Kreise, allgemeine und breit gefächerte Öffentlichkeitsarbeit sowie Aktionen, die sich an spezielle communities in der Wissenschaft richten. Der Beitrag informiert auch über die erfolgreiche Umsetzung dieser Strategie anhand zahlreicher Beispiele. Er zeigt, wie es der Staatsbibliothek in der Hauptstadt Berlin, in der viele Gedächtnisinstitutionen tätig sind, gelingt, öffentlich präsent zu bleiben und ihr Profil zu vermitteln.

Summary:

The public relations work of the Berlin State Library – Prussian Cultural Heritage aims at effectively presenting its globally significant treasures as well as its services for the scientific world. It is based on three pillars: cultural education for the general public, especially for people who are not naturally close to libraries; a general and wide variety of public relations work; and events which target special communities in science. The paper also presents many examples for the effectual implementation of this strategy. It shows how the State Library, in the capital city of Berlin with its many memory institutions, succeeds in keeping a strong presence and communicating its profile to the public.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S181-186](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S181-186)

Autorenidentifikation: *Schneider-Kempf, Barbara: GND 129290297*

Bibliotheken, die wissenschaftlichen zumal, sind seit jeher skeptisch gegenüber dem allzu Populären. Sie begriffen sich traditionell als Forschungs- oder Bildungseinrichtungen, die hohe Anforderungen an diejenigen stellten, die ihre Dienste in Anspruch nehmen möchten. Die Öffentlichen Bibliotheken der Gemeinden haben sich schon sehr viel früher einer breiteren Öffentlichkeit zugewandt. Doch lässt sich der Bildungsauftrag nur dann erfüllen, wenn auch in Forschungsbibliotheken aktiv auf die Bedürfnisse jener Zielgruppen eingegangen wird, die möglicherweise nicht den eigenen hohen Ansprüchen entsprechen.

Neben den Charakter der wissenschaftsnahen Forschungsinstitution tritt also zum einen der Breitenbildungsauftrag und zum anderen, nicht zu vergessen, die ganz „reguläre“ Öffentlichkeitsarbeit, die ohne spezifische Zielgruppenbindung erfolgt. Denn neben dem Anbieten von Dienstleistungen für die Kernklientel und die bildungsferneren Schichten ist es nach wie vor ebenfalls notwendig, die Öffentlichkeit darüber zu informieren, wofür eine Einrichtung steht. Dabei geht es längst nicht

mehr nur um Fakteninformationen, sondern um den Aufbau eines „Image“, eines auch emotional getönten Bildes einer Bibliothek in der Öffentlichkeit.

Neben die tatsächlichen Kunden, also das wissenschaftlich ausgewiesene „Stammpublikum“, treten die eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Kooperationspartner, die Unterhaltsträger und Förderer, die Spender und Sponsoren sowie die Geschäftspartner.

Die Eigenverantwortung der Bibliotheken für ihr Bild in der Öffentlichkeit ist seit Jahrzehnten bekannt; und mithin sind viele der klassischen Werbemaßnahmen der Erwähnung kaum noch wert: Die „gute Sichtbarkeit“ im jeweiligen Stadtbild ist kaum weniger wichtig als das Anbieten von Führungen, eine rege Ausstellungsarbeit, die Produktion von Broschürenliteratur, Vorträgen und Bibliothekseinführungen. Die Öffentlichkeitsarbeit wissenschaftlicher Bibliotheken bewegt sich, allenfalls ergänzt durch eine ausgefeilte Webseite und die gängigen Social-Media-Angebote, seit Jahrzehnten recht diffus „irgendwo“ zwischen Presse- und Medienarbeit, Publikationen, Veranstaltungs- und Ausstellungstätigkeit, der Erstellung von Informationsmaterial, Gästebetreuung und Werbung für die eigenen Dienstleistungen. Und so diffus dieser Sektor auch ist, so kostspielig ist er zugleich auch: Ohne eine ausreichende personelle Ausstattung ist der Spagat zwischen diesen Betätigungsfeldern nur mühselig zu bewältigen und läuft Gefahr, Stückwerk ohne klare strategische Ausrichtung zu bleiben.

Auf drei Säulen also fußt die öffentlichkeitswirksame Darstellung bibliothekarischer Weltschätze und bibliothekarischer Wissenschaftsservices: auf der kulturellen Breitenbildung, zumal für wenig bildungsaffine Bevölkerungskreise, auf der allgemeinen, breit gefächerten Öffentlichkeitsarbeit und auf der auf spezielle Wissenschaftskreise abzielenden Forschungs-Öffentlichkeitsarbeit.

Ersteres, die kulturelle Breitenarbeit, ist ein noch recht neues „Geschäftsfeld“, das wir gleichwohl mit einiger Leidenschaft pflegen mit dem Ziel, wenig oder gar nicht bibliotheksaffinen Menschen einen ersten und trotzdem vertieften Eindruck von einer Forschungsbibliothek zu vermitteln, die Kernklientel also um einen sehr heterogenen und unspezifischen, mitunter auch zunächst eher „problematischen“ Kundenkreis zu erweitern. Die Staatsbibliothek beteiligt sich Jahr für Jahr am Girls'-Day ebenso wie am Boys'-Day, an einem Berufsorientierungstag für Mädchen, der besonders das Interesse an handwerklichen, technischen und naturwissenschaftlichen Berufen wecken soll bzw. bei der Parallelveranstaltung versucht, bei männlichen Schülern im Rahmen der Berufsorientierung Interesse für Ausbildungsberufe mit einem bislang überdurchschnittlich hohen Frauenanteil zu wecken. Erwähnenswert sind auch die Teilnahme der Staatsbibliothek am Freiwilligendienst „Freiwilliges soziales Jahr in der Kultur“, sowie auch, über das Jahr verteilt, zahlreiche Seminare für Schülerinnen und Schüler, in denen eher spielerisch didaktisch mit den Sondersammlungen der Bibliothek gearbeitet wird. Wir öffnen uns mithin nicht nur neuen Interessentenkreisen, von denen wir nicht wissen, ob sie jemals einen Benutzerausweis in Händen halten werden, sondern wirken mit einem gewissen Altruismus auch in die Breite der stark migrationsgeprägten Berliner Gesellschaft hinein.

Unvermindert fortgeführt wird das zweite Standbein, die klassische Öffentlichkeitsarbeit der

Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen. Ohne Frage: Manches kostet Geld – Geld, das nicht jede Bibliothek zur Verfügung hat. Doch dürfte es mittel- und langfristig vernünftiger sein, sich auf wenige Dinge zu konzentrieren und diese Dinge hochwertig zu produzieren, als sich in einer heterogenen Masse von Einzelevents zu verlieren. Um das Bild der Staatsbibliothek heute auf den Punkt zu bringen, wurde bewusst zugunsten des Mediums Film entschieden. Anlässlich der Eröffnung des neuen Lesesaals Unter den Linden im März 2013 wurde der Imagefilm mit dem Titel „Für Forschung und Kultur“ erstmalig aufgeführt. Der Film zeigt in sechs Minuten bedeutende Schätze und die wechselvolle Geschichte zwischen Aufbau, Kriegen, Zerstörung, Verlagerungen und Wiederaufbau. Er findet Bilder für die wichtigsten Leistungen der Bibliothek und lässt die zwei führenden Köpfe – Stiftungspräsident Hermann Parzinger und mich als Generaldirektorin –, die die Geschicke der größten Forschungsbibliothek im deutschsprachigen Raum heute verantworten, zu Wort kommen. Mit diesem professionellen Imagefilm, der auf der Webseite abrufbar ist, aber auch als DVD vorliegt, ist der Staatsbibliothek eine für Bibliotheken noch ganz ungewöhnliche Form der Selbstdarstellung gelungen.

2002 stellte die Zeitschrift „Mitteilungen“ der Staatsbibliothek zu Berlin ihr Erscheinen ein – sie hatte sich überlebt. Die eher sachlich gehaltenen Berichte über Aktivitäten in der Staatsbibliothek wurden auch weiterhin veröffentlicht, allerdings in kürzerer Form und in einem neuen Medium, nämlich in einem seit 2003 elektronisch versandten Monatsbericht. 2006 erschien mit dem farbig gedruckten „Bibliotheksmagazin“ dann eine neue regelmäßige Publikation, die seitdem gemeinsam mit der Bayerischen Staatsbibliothek herausgegeben wird. Die Kooperation stellt eine deutliche Bereicherung dar. Bunt bebilderte Schilderungen von Veranstaltungen wechseln sich ab mit Berichten über Sammlungen und herausragende Erwerbungen, neue Studien anhand der Bestände der Staatsbibliotheken usw. Fachleute schreiben über ihre Spezialgebiete – und das in einer gut lesbaren Sprache, in hinreichender Tiefe, jedoch ohne übergroße Detailverliebtheit. Die mittlerweile über 3.000 Abonnenten in aller Welt bezeugen das große Publikumsinteresse.

Nach wie vor sind wir vom Wert der konventionellen Ausstellung überzeugt. Die Ausstellung von Beständen gehört zu den klassischen Betätigungsfeldern bibliothekarischer Öffentlichkeitsarbeit. Auch die Staatsbibliothek war und ist auf diesem Gebiet aktiv, um ihren Besuchern immer wieder einen Blick auf einen thematisch begrenzten Ausschnitt besonders sehenswerter, normalerweise magazinierter Bestände zu eröffnen. Allerdings haben sich in den vergangenen Jahren die Schwerpunkte der Ausstellungsaktivität vor dem Hintergrund der Frage nach den damit verbundenen Zielen verschoben. Denn ein wichtiger Anspruch der Ausstellungsarbeit der Staatsbibliothek sollte es sein, ein Publikum zu interessieren, das nicht aus einem anderen Grund ohnehin die Staatsbibliothek aufgesucht hätte. In der Folge wurde zum einen die Zahl der Ausstellungen deutlich reduziert. Zum anderen wird stärker auf den Zeitbezug und Bekanntheitsgrad von Themen fokussiert, und es werden externe Kooperationspartner, neue Ausstellungsformate und vielversprechende Ausstellungsorte gesucht, um eine möglichst große Resonanz zu erzielen.

Aus diesem Grund wurde beispielsweise die Jubiläumsausstellung der Staatsbibliothek „Eine Bibliothek macht Geschichte. 350 Jahre Staatsbibliothek zu Berlin“ nicht in der Bibliothek, sondern im Deutschen Historischen Museum gezeigt. Das DHM mit seinen täglich weit über 1000 Besuchern aus

aller Welt bot die Chance, nicht nur eine hohe Zahl von Besuchern zu erreichen, sondern auch ein anderes Publikum, weil die 47 Objekte aus der Staatsbibliothek geschickt in die Dauerausstellung des DHM integriert wurden. Die Entwicklung der Staatsbibliothek seit ihrer Gründung im Jahr 1661 wurde bis in die heutige Zeit dokumentiert anhand etwa einer prächtig illuminierten Gutenberg-Bibel, der Originalhandschrift der Oper „Le nozze di Figaro“ von Mozart oder eines spektakulären Globenpaars aus dem 16. Jahrhundert.

Ein umfangreiches Begleitprogramm, insbesondere mit einem gut vernetzten Partner, hat sich ebenfalls als ein Garant für die gute Aufnahme eines Ausstellungsangebotes erwiesen. So lockte im Herbst 2012 die Ausstellung „Rotkäppchen kommt aus Berlin!“ große Besucherströme zu uns. Dies ist vor allem einer gelungenen Kooperation mit „Märchenland e.V.“ zu verdanken, der die Ausstellung als eines der Hauptevents im Rahmen der „Berliner Märchentage“ 2012 bewarb. Neben der farbenfrohen Ausstellung wurde auch ein kleiner Film gezeigt, der in Zusammenarbeit mit einer Berliner Grundschule entstand und in dem das Märchen vom Rotkäppchen nacherzählt wird.

Ein wichtiger Programmpunkt ist die Präsentation unserer Bestände. Anders als Museen dienen die Sammelgüter der Bibliotheken nicht in erster Linie der Zurschaustellung, und viele Gäste bei Führungen außerhalb solcher Events sind enttäuscht, wenn sie diese gar nicht zu Gesicht bekommen. So herausragende Schätze wie das UNESCO-Weltkulturerbe unseres Hauses, die Handschrift der Neunten Sinfonie Ludwig van Beethovens, oder die Gutenberg-Bibel können natürlich im Rahmen von Events nicht gezeigt werden. Doch auch die weniger spektakulären Schätze sind für die Besucher von großem Interesse, zumal die Fachkolleginnen und -kollegen bereit stehen, um Erklärungen zu geben, auf Besonderheiten hinzuweisen und in den Werken zu blättern. Die direkte Interaktion zwischen den Fachleuten und den Gästen ermöglicht letzteren einen unmittelbaren und persönlichen Zugang zu den Schätzen der Bibliothek, wie ihn eine Ausstellung mit Objekten unter Vitrinenglas nicht leisten kann.

Eine besondere Aktion zur Bindung herausragender Persönlichkeiten an die Staatsbibliothek soll hier zum Abschluss erwähnt sein: die Fotoserie „Die Staatsbibliothek und ich“. Für dieses aufwändige Projekt, das mit seinen großformatigen Aufnahmen den Höhepunkt unseres Jubiläumsjahres 2011 darstellte, konnte die Kölner Fotografin Bettina Flitner gewonnen werden. Hierzu wurden Prominente ebenso wie eine Auswahl langjähriger Freunde und Förderer der Staatsbibliothek gebeten, sich mit ihrem „Lieblingsobjekt“ aus der Staatsbibliothek fotografieren zu lassen. Durch ihre Beteiligung erfuhren einige der Porträtierten erstmals von Umfang und Qualität der in der Staatsbibliothek bewahrten Schätze. Die Fotografin gestaltete mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wunderbare Szenerien, in denen ein deutlicher Bezug zwischen der Person, dem Objekt und auch der räumlichen Inszenierung geschaffen wurde. Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Klaus Wowereit, blickt von weit oben auf „seine Stadt“ hinunter, in der Hand die „Lindenrolle“, eine handkolorierte Lithographie der Straße Unter den Linden aus dem 19. Jahrhundert. Die künstlerisch überzeugend umgesetzten Bilder wurden im Herbst 2011 im großzügigen Lesesaal an der Potsdamer Straße gezeigt. Die auf drei mal drei Meter große Stoffbahnen gedruckten Aufnahmen erregten auch in der überregionalen Presse einiges Aufsehen und schafften es sogar bis ins „ZEIT-Magazin“.

In der Staatsbibliothek zu Berlin wurde der individuelle Kontakt zu wichtigen Partnern stets gepflegt. Mit der Entscheidung für die Bundeshauptstadt Berlin hat sich die Zahl der Gelegenheiten, besondere Gäste zu betreuen, noch einmal deutlich erhöht. Regelmäßig werden einzelne Besucher oder Gruppen empfangen und durch ein auf die jeweiligen Interessen zugeschnittenes Programm informiert. Zu mehreren Botschaften konnten Kontakte aufgebaut werden, so dass die wechselnden Botschafter regelmäßig einen Antrittsbesuch auch in der Staatsbibliothek absolvieren. Aus diesen Kontakten ergeben sich gelegentlich weiterführende Möglichkeiten.

Dazu zählt beispielsweise der Besuch des Großherzogs von Luxemburg am 23. Februar 2012, der Anlass zur Unterzeichnung eines Kulturabkommens zwischen Deutschland und Luxemburg durch die luxemburgische Kulturministerin und durch Kulturstaatsminister Bernd Neumann gab. Der damals noch nicht fertig gestellte Rara-Lesesaal der zu diesem Zeitpunkt „größten Kulturbaustelle des Bundes“ bildete die willkommene Kulisse für die feierliche Veranstaltung. Am Anfang stand – im März 2010 – der Besuch der luxemburgischen Botschafterin in der Staatsbibliothek – und am (vorläufigen!) Ende stand eine weithin beachtete Ausstellung: „Genie und Festung – Luxemburger Festungspläne in der Staatsbibliothek zu Berlin“ – so lautet der Titel der Oktober 2013 eröffneten Ausstellung im neuen Fortifikationsmuseum Luxemburgs. Zu sehen waren 71 meist handgezeichnete Karten und Pläne Luxemburgs aus der Zeit von ca. 1680 bis zur Schleifung 1867 aus unseren Berliner Sammlungen.

Die dritte Säule ist die in den vergangenen Jahren intensiviertere Hinwendung zur universitären und außeruniversitären Forschung. Für eigene wissenschaftliche Tätigkeit der Mitarbeiter ist in Zeiten sinkender Personalstellen weniger Zeit denn je; aber nach wie vor bin ich ohnehin der Auffassung, dass eine Forschungsbibliothek kein Ort der aktiven Wissenschaftsausübung für Bibliothekarinnen und Bibliothekare ist. Hierfür gibt es in Deutschland hinreichend andere Institutionen. Ein Arbeitsfeld, auf dem wir uns hingegen immer deutlicher profilieren, ist die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft. Unsere Fachreferate haben eine sogenannte Wissenswerkstatt initiiert, die neben Schulungen und Fachführungen auch „Werkstattgespräche“ anbietet: Jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlerinnen präsentieren in der Öffentlichkeit der Staatsbibliothek ihre Forschungsergebnisse, sie stellen neue Publikationen vor und stellen sich in Podiumsdiskussionen einer Fachöffentlichkeit. Unsere Sonderabteilungen hingegen wenden sich weniger an die ohnehin in Berlin ansässige Klientel, sondern nehmen die weltweite Fachcommunity in den Blick. Mit „Summer Schools“ und mehrtägigen Seminaren unter der Ägide namhafter Kodikologen und Paläographen werden abendländische, orientalische und hebräische Handschriften analysiert, woraus sich zum einen neue vernetzende internationale Kontakte ergeben und zum anderen neue Forschungsansätze entstehen.

Es kann also auch einer Bibliothek gelingen, in der Kulturkonkurrenz der Gedächtniseinrichtungen einer Millionenstadt wie Berlin Präsenz zu demonstrieren. Das kulturelle Erbe muss für breitere Interessentenkreise einerseits überzeugend ‚inszeniert‘ werden, die Inhalte des schriftlichen Kulturgutes müssen zugleich den zahlreichen Forschungscommunities als attraktives Wissenschaftsmaterial bekannt gemacht und attraktiv dargeboten werden. Zwar eröffnen technische Innovationen neue

Möglichkeiten; doch sind auch konventionelle Events noch immer schlagkräftig. Nur wer das eine tut, ohne das andere zu unterlassen, dem wird es auch gelingen, die drei Säulen des eigenen Selbstverständnisses – Breitenbildung, Kulturvermittlung und Forschungsförderung – adäquat zu bedienen.

Repräsentationsfreude gehört ebenso zu diesem Geschäft wie das harte Brot des Alltagsgeschäfts. Wir bemühen uns um die symbolische (und auch medienwirksame) Anerkennung unserer Sammlungen, indem wir mit den Musikhandschriften von Beethoven und Bach versuchen, ein Teil des UNESCO-Weltdokumentenerbes zu werden – und zugleich sorgen wir für eine dauerhaft hinreichende Auslastung unserer Sonderlesesäle, indem wir nämlich nicht allein fortwährend neue Materialien erwerben, sondern indem wir diese Schätze des nationalen und internationalen schriftlichen Kulturerbes auch plakativ bewerben. Die Präsentation des Nachlasses von Otfried Preußler ist hierfür ein besonders glückliches Beispiel. Die Medienresonanz war immens, die Kinder der Otfried-Preußler-Grundschule in Berlin-Reinickendorf waren zu Gast in unserem Haus für eine Lesung durch die Tochter Otfried Preußlers persönlich – und die deutsche und internationale Kinderbuchforschung weiß nun, dass sich die Staatsbibliothek wie keine andere Einrichtung für alle Forschungsfragen rund um den Räuber Hotzenplotz, die kleine Hexe und das kleine Gespenst bestens empfiehlt.

Der Aufwand, den wir in Berlin – trotz oder vielleicht gerade aufgrund stark sinkender Etats – für alle Sparten der Öffentlichkeitsarbeit betreiben, ist gewaltig. Doch ebenso gewaltig ist die Resonanz, die wir erfahren, ist die „Sichtbarkeit“ der Bibliothek allüberall: bei Schülerinnen und Schülern, dem berühmten Mann und der Frau auf der Straße und bei der jeweiligen Forschungsszene – in Berlin, in Deutschland und der Welt. Die Erfolge lohnen die Mühen, erst recht ab dem Jahr 2017, wenn wir in unserem dann gänzlich fertiggestellten Haus Unter den Linden ein eigenes Museum mit Dauerausstellung, Wechslausstellungen und einer Schatzkammer eröffnen werden!

Neue Formen der Erschließung

RDA implementation and application: British Library

Alan Danskin, British Library

Summary:

The British Library implemented the new international cataloguing standard RDA in April 2013. The paper describes the reasons for the change, the project organization, the necessary adaptations to the systems and the training programs. Altogether, 227 staff were trained. Productivity levels by now are comparable with the levels for AACR2. However, there was a tendency to spend too much time on authority control.

Zusammenfassung:

Die British Library hat den neuen internationalen Katalogisierungsstandard RDA im April 2013 eingeführt. Der Beitrag beschreibt die Gründe für den Umstieg, die Projektorganisation, die notwendigen Anpassungen bei den Systemen und die Schulungsmaßnahmen. Insgesamt 227 Mitarbeiter/innen wurden geschult. Mittlerweile wird eine vergleichbare Produktivität erreicht wie unter AACR2. Jedoch bestand eine Tendenz, zu viel Aufwand in die Normdatenarbeit zu stecken.

Citable Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S187-191](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S187-191)

1. Introduction

The British Library formally implemented the new international cataloguing standard RDA (Resource Description and Access) on 1st April, 2013. This article, presented in a shorted version at Bibliothekartag 103, Bremen, gives an overview of our experience of implementation and subsequent application of RDA.

2. Context

The British Library is the National Library of the United Kingdom. It is a legal deposit library, responsible for preserving the national printed archive. The following table¹ summarises the Library's annual intake of published resources:

Type	Total	Legal Deposit
Monographs	184,921	122,873
Serials	78,317	35,516
E-media	39,605	0

¹ British Library: Annual report and accounts. 2012/13, p. 19.
<http://www.bl.uk/aboutus/annrep/2012to2013/annualreport201213.pdf> (12.10.2014).

In addition to Legal Deposit, the Library acquires resources by purchase, exchange and donation. In April 2013 new regulations extended the scope of Legal Deposit to non-print media, including electronic resources.

The Library has two main sites, located 200 miles apart, in London and West Yorkshire. The Library employs approximately 1500 staff.² The main processing teams are based in Boston Spa, but many specialist staff in London also process collection items.



The British Library in Boston Spa (left) and at St. Pancras (right). Photos: Copyright © The British Library Board

Prior to RDA, the Library used AACR2 for cataloguing published resources; supplemented by DCRM(B) and DCRM(C) (Descriptive Cataloging of Rare Materials for Books and Cartographic Materials, respectively) for specialist collections. Archival and manuscript materials are in a separate content stream that follows archival standards, so were out of scope for our implementation of RDA. Sound recordings and Chinese and Japanese collections were also out of scope for the initial implementation.

From the early 1990s, the Library's cataloguing strategy has been based on deriving or reusing catalogue records, consequently the metadata standards used in our main content streams are closely aligned with Library of Congress.

3. Business Case

The Library is a partner in the development of RDA. The development of RDA is intended to satisfy

² British Library: Annual report and accounts. 2012/13 (cf. note 1), p. 76.

short term and long term requirements. In the short term, RDA is superior to AACR2 with regard to description of non-print resources. RDA enhances access to all types of resources by providing comprehensive instructions for authority control and relationships. In the longer term, RDA is one strand of a strategy to update the infrastructure and enable libraries to exploit the potential of Web technology to expose the content of their collections.

It was estimated that RDA implementation would result in a shortfall of 20-25,000 items on the processing key performance indicator (KPI). This was mitigated by pushing more material through the process, before training started, and by additional outsourcing.

We estimated that the annual cost of licensing the online version of the new standard, the so-called "RDA Toolkit", is greater than the annualised cost of replacing printed AACR2 every five to seven years. We mitigate the cost, as much as possible, by taking advantage of deals offered by the publisher (two for the price of one). A report available via the Toolkit enables subscribers to monitor the number of concurrent users and maximise the value for money from each license.

4. Project Organization

Expert groups were set up, drawn from experienced cataloguers and team leaders to provide the vanguard of trainers and practitioners in Boston Spa and St. Pancras. A coordinator was appointed to manage the implementation project. Although we eventually set a target date of 1/4/2013 for implementation, it was never conceived of as a „big bang“. RDA was phased in gradually by adding capability to systems and by increasing the number of staff working in RDA over the course of 2012-13.

The significant milestones included: import of RDA records for derived cataloguing and contribution of RDA name authority records to the Name Authority Cooperative Programme (NACO), from March 2012; redistribution of derived RDA records to customers from June, 2012; transition to RDA by the library supplier Bibliographic Data Services Limited (BDS), our Cataloguing-in-Publication provider, in January 2013, and the delivery of cataloguer training during the first quarter of 2013.

5. Systems

We created an RDA environment in the Aleph Library Management System (LMS), to test configuration changes and allow the expert groups to practice without affecting the production database.

The Library is able to make these changes directly in the Aleph Tables, without involving Ex Libris. All of these changes are documented and have been made available externally.³ Templates and macros, including those used by staff in selection and acquisition teams, were reviewed and updated. We also adapted the validation and automated match & merge processes so that mixed files of AACR2 and RDA records could be processed.

3 British Library: Cataloguing standards. <http://www.bl.uk/bibliographic/catstandards.html#rda> (12.10.2014).

In contrast to these back office systems, there was very little change to „Explore the British Library“, our implementation of the PRIMO discovery layer. It is a hybrid environment and effective FRBR-ization is dependent on retrospective data enhancement. A key project, which has just started, is to assign content types (e.g., „text“, „performed music“, „two-dimensional moving image“), media types (e.g., „audio“, „video“, „computer“) and carrier types (e.g., „volume“, „audio disc“, „computer disc“) to all the legacy data. These three elements are RDA's way of giving basic information about content and carrier of the resources, and can, for example, be used in faceted browsing.

6. Training

Training was the most intensive aspect of implementation. We developed different plans to meet needs of different groups of staff.

- RDA Trainers: These received training in how to deliver training. They also received introductory training in RDA based on the training modules developed by Library of Congress.⁴ They were given the time and encouragement to go and practice and to come back with questions and issues, which we would then try to resolve and feedback into the training materials.
- Processing staff: Selectors, acquisitions staff, copy cataloguers, finishers and shelf markers received job focused training. Training was mainly delivered in the team setting, with a couple of classroom sessions. The managers of these teams received the cataloguer training.
- Cataloguers: The training plan for cataloguers was more complex. Awareness and understanding of FRBR and RDA had been fostered through our Continuing professional development (CPD) programme while RDA was being developed. Refresher sessions were delivered before training got underway.

Training was delivered to teams in a classroom setting, by members of the expert groups, usually including the team manager. Everyone received six modules based on Library of Congress training materials. Generally speaking, a module was delivered in the morning and the team practiced what they had learned in the afternoon. When all the modules had been delivered, the team started cataloguing using RDA. During this familiarisation period, work was reviewed and the complexity of resources distributed for cataloguing was gradually increased. As the cataloguer gained confidence, the level of review was scaled down. The review period generally lasted 1-2 weeks.

Specialist staff received additional modules, but all cataloguers received the same basic training. Teams were also offered the option of attending „FRBR for the terrified“ and RIMMF (RDA in Many Metadata Formats)⁵ sessions, which looked forward to future application of RDA in a world without MARC.

In total, 227 staff were trained at the British Library (121 cataloguers and 106 processing staff); which amounted to 951 days, or 4.5 Full Time Equivalent staff.

4 Resource Description & Access training materials.

<http://www.loc.gov/catworkshop/RDA%20training%20materials/index.html> (12.10.2014).

5 RIMMF2. <http://www.marcofquality.com/wiki/rimmf/doku.php> (12.10.2014). RIMMF is a tool for visualising RDA data outside the MARC environment, thereby helping to develop a deeper understanding for the underlying, FRBR-based structures of RDA.

7. Documentation

Training was supplemented by comprehensive review and revision of existing documentation. Our application decisions and policies were documented in workflows. The workflows also act as a mediation layer that guides cataloguers through the record creation workflow for different content streams. Creating and maintaining the workflows is an overhead, but they have reinforced training and continue to be heavily used. British Library workflows have been published in the RDA Toolkit⁶ for the wider community.

8. Application

Cataloguers on the whole (tell me that they) like RDA and appreciate what it is trying to do. On balance there have been very few issues since we implemented RDA. Productivity levels are comparable with the levels for AACR2. The cataloguing daily rate in October 2012 was 10.66; in October 2013 it was 10.41. The daily rate for copy cataloguers in October 2012 was 39.02, in October 2013 it was 39.09.

The main issue has been around authority control. We have a „team“ authority control measure which was 20% prior to implementation, but has now climbed to 33%. This means in effect, that staff who carried out authority control work on behalf of colleagues spent one day a week on this before RDA, but after implementation this rose to nearly two days a week.

Investigation showed that in the absence of AACR2's arbitrary rule of three (i.e., for a collaborative work, only up to three authors were given entries), cataloguers were creating more access points, therefore more time was being taken up by authority control for specific types of resource, particularly conference proceedings and compilations.

We have introduced local policies to limit the number of authorised access points assigned to these types of resources. We hope that clarifications the Deutsche Nationalbibliothek (DNB) proposed for RDA 0.6⁷ will also help staff to develop their judgement: Prior to these clarifications, many cataloguers had wrongly assumed that, for a number of elements like e.g. „place of publication“, RDA stipulated either recording only the first one or all of them. But it now has been made clear that a middle way of recording some, but not all, is also possible.

9. Conclusion

In conclusion, we have implemented RDA, but there is a much bigger challenge ahead as we consider how to implement FRBR to take advantage of RDA's full potential.

⁶ RDA Toolkit. <http://www.rdatoolkit.org/> (12.10.2014).

⁷ Proposal 6JSC/DNB/3: Attributes of manifestations: Instructions for more than one instance of an element. <http://www.rda-jsc.org/working2.html#dnb-3> (12.10.2014).

„Druckt die GND-Nummer in der Publikation ab!“

Vereinfachung der Normdatenverwendung in Bibliotheken und Datenbanken

Martin Faßnacht, Universitätsbibliothek Tübingen

Zusammenfassung:

Normdateien lösen idealerweise das Problem von unterschiedlichen Namensschreibweisen, Übersetzungen und Namensdoppelungen. Nationale oder an Sprachräume gebundene Normdaten sind mittlerweile im „Virtual International Authority File“ Projekt (VIAF) über Konkordanzen miteinander verlinkt. Neben diesen von Bibliotheken erstellten Normdaten entstehen aber auch in anderen Kontexten Identifizierungssysteme, die die Uneindeutigkeit von Personennamen in sehr großen Datenmengen beseitigen sollen. Ein arbeitsaufwändiges Problem ist dabei aber immer noch nicht gelöst: nach wie vor müssen Bibliothekare die Identität der Autoren mühsam recherchieren. Wie einfach wäre es, wenn die GND- oder LoC-Nummer beim Namen des Autors abgedruckt wäre! An einem Pilotprojekt der UB Tübingen wird demonstriert, wie durch die Zusammenarbeit von Herausgeber, Verlag und Bibliothek die GND-Nummern der Autoren in der Publikation abgedruckt werden können.

Summary:

Authority records address the problem of different name spellings, translations and identical name entries. National authority files now are linked with each other by way of concordances in the VIAF project. Besides these authority files started by libraries, other identification systems in other contexts have come into being to eliminate the ambiguity of proper names in very large data sets. This still does not solve the labour-intensive problem of librarians still needing to tediously research the identity of the authors in question. How easy cataloguing would be if the GND or LoC number would be printed together with the name of the author! A pilot project from the Tuebingen University Library demonstrates how, with the cooperation of editors and publishing houses, the GND numbers may be printed in the publication.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S192-196](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S192-196)

Autorenidentifikation: Faßnacht, Martin: GND 122054482,
ORCID: <http://orcid.org/0000-0002-2672-4387>

Eindeutige Identifikatoren erleichtern in vielen Bereichen des Lebens die Auffindbarkeit von und Zugänglichkeit zu materiellen Dingen. In der Industrie gibt es Seriennummern, im Handel gibt es die GTIN.¹ Auch im Publikations- und Bibliothekswesen gibt es für die Identifikation einer Publikation entsprechende internationale Identifikatoren. Bücher sind dabei mit der ISBN, Zeitschriften und Schriftenreihen mit der ISSN ausgezeichnet.² Auch wenn bei Zeitschriften mittels der ISSN noch

1 Global Trade Item Number.

2 International Standard Book Number; International Standard Serial Number.

zwischen Medienarten unterschieden wird, wobei eine gedruckte Zeitschrift eine pISSN und eine elektronische Zeitschrift eine eISSN hat, erlauben diese international eindeutigen Kennziffern eine gezielte und treffsichere Nutzung des bezeichneten Objektes.

Mit der Verfügbarkeit von Publikationen als elektronische Dokumente wurde es unabdingbar, digital vorhandene Objekte eindeutig zu referenzieren. Da elektronische Dokumente oftmals „flüchtig“ sind, musste zwischen einer Identifizierung und Adressierung des Dokuments unterschieden werden. Für die nötige Zuordnung eines bestimmten Aufsatzes mit einer eindeutigen ID zu einer konkreten Webadresse, über die der Aufsatz aufgerufen werden kann, sorgt dabei das dahinter liegende Persistent-Identifier-System.³ Im Publikationswesen hat sich als ein weiteres solches System mittlerweile der DOI fest etabliert.⁴ Da viele Zeitschriften sowohl gedruckt als auch elektronisch erscheinen, hat es sich eingebürgert, den DOI auch in der Druckausgabe beim Artikel abzudrucken. Ursprünglich für digitale Objekte gedacht, entwickelt sich der DOI in diesen Fällen auch zu einem Identifikator des gedruckten Textes.

Gemeinsam ist all diesen Identifikatoren, dass sie auf dem Objekt, das sie identifizieren, angebracht sind: Eine Seriennummer ist auf den Kühlschrank geklebt, die GTIN findet sich als Strichcode auf der Warenpackung, die ISBN ist im Buch, die ISSN in der Zeitschrift und der DOI beim Aufsatz abgedruckt.

1. Personen-Normdaten: eindeutig und persistent

Eindeutige Identifikatoren gibt es auch für Autoren von Büchern und Aufsätzen. Diese haben den Sinn, bei Namensgleichheit, Namensvariationen und Übersetzungen von Namen eine eindeutige Zuordnung der Publikation zum Autor zu gewährleisten. Im Bibliothekswesen gibt es dafür die sogenannten Normdateien. Mit der Zusammenfassung verschiedener Normdateien wurde auch die ehemals selbständige Personennormdatei (PND) in die Gemeinsame Normdatei (GND) überführt. Während die GND im deutschsprachigen Raum genutzt wird, gibt es für andere Sprachräume ebenfalls von Bibliotheken verantwortete Normdateien. Da das Problem der eindeutigen Identifikation von Personen auch im Kontext von Verlagen, Rechteinhabern, Buchhandelsorganisationen sowie Forschungseinrichtungen vorkommt, werden von diesen Akteuren seit 2012 neue Identifikationssysteme eingeführt, die auf dem internationalen Standard ISO 27729 basieren: Dazu zählen der „International Standard Name Identifier“ (ISNI) und die „Open Researcher and Contributor ID“ (ORCID).⁵ Neu an ORCID ist, dass sich die einzelne Autorin bzw. der einzelne Autor selbst registrieren kann und unterschiedliche Akteure als „Trusted Parties“ und „Creators“ die Mitglieder ganzer Organisationen verwalten und anlegen können,⁶ während in der ISNI eine Registrierung nur über ausgewählte Agenturen möglich ist.⁷

3 Einen guten Überblick gewinnt man auf der Seite der DNB:
<http://www.persistent-identifier.de/ueberblick/Beispiele.php> (8.11.2014).

4 Digital Object Identifier.

5 ISNI: <http://www.isni.org/> (8.11.2014); ORCID: <http://orcid.org/> (8.11.2014).

6 <http://orcid.org/about/membership> (8.11.2014).

7 Momentan fungieren drei Akteure als Registrierungsagenturen: Bowker, Ringgold und die BnF.
<http://www.isni.org/content/isni-registration-agencies> (8.11.2014).

Scholarly Identity Management Systeme haben das Ziel, zusammenzuführen, was zusammengehört und zu trennen, was nicht verbunden werden sollte. Damit wird einerseits in den Nachweissystemen die Precision einer Suchanfrage signifikant erhöht, andererseits können die Daten in Social Semantic Web Kontexten nachgenutzt werden. Die Vielfalt der Kontexte und Bedarfe sowie das faktische Vorhandensein verschiedenartiger, funktionierender Normdaten-Infrastrukturen macht es nötig, die Normdaten selbst miteinander in Beziehung zu setzen. Diese Funktion erfüllt das mittlerweile in den Regelbetrieb übernommene Projekt „Virtual International Authority File“ (VIAF). In der VIAF sind die Normdaten von 26 verschiedenen Normdateien konkordant in Clustern aufeinander abgebildet.⁸ Für Tests werden momentan die Daten von ISNI, der englischen Wikipedia, aber auch eines bedeutenden Digital Humanities Projektes, der Perseus Digital Library,⁹ in die VIAF integriert.

2. Problemanzeige: Normdaten werden nicht abgedruckt

Während das Problem der Ambiguität eines Autors durch Normdaten gelöst wird, ist eines der größten momentan bestehenden Probleme die fehlende Zuordnung der Normdaten von Autoren zu ihrem publizierten Buch oder Aufsatz. Anders als die ISBN, die ISSN und der DOI wird die GND (oder die Nummer einer anderen Normdatei) nicht im Buch oder im Aufsatz abgedruckt. Die Zuordnung wird erst nach der Veröffentlichung durch Bibliothekare vorgenommen. Diese späte Zuordnung ist nicht nur extrem aufwändig, da die identifizierenden Merkmale in der Publikation mühsam zusammengesucht oder im Internet recherchiert und anschließend in den Normdaten kontrolliert und verifiziert werden müssen, sondern auch fehleranfällig. Das Problem könnte aber auf eine simple Art gelöst werden, indem die Zuordnung wie bei den anderen Identifikatoren während der Produktionsphase anstatt in der Nutzungsphase einer Publikation vorgenommen wird. Da in der Publikationsphase andere Akteure tätig sind als in der Nutzungsphase, kommt es darauf an, dass bei der Lösung des Zuordnungsproblems Herausgeber und Verlage mit den Bibliotheken kooperieren.

3. Pilotprojekt an der UB Tübingen

Wie eine solche Kooperation gelingen kann, wird gerade an einem Pilotprojekt der UB Tübingen demonstriert. Die UB Tübingen erstellt mit dem Index Theologicus (IxTheo)¹⁰ eine Aufsatzdatenbank, in der pro Jahr annähernd 15.000 theologische und religionswissenschaftliche Aufsätze nachgewiesen werden. In Kooperation mit den Herausgebern und dem Verlag der „Theologischen Quartalschrift“ (ThQ)¹¹ wurde ein einfacher Geschäftsgang aufgesetzt, der es ermöglicht, dass die GND-Nummer der Autoren in der Autoreninformation der Zeitschrift abgedruckt werden kann.¹² Dabei prüft der Schriftleiter der Zeitschrift in der öffentlich vom Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg

8 VIAF: <http://viaf.org/> (8.11.2014).

9 Perseus: <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/> (8.11.2014).

10 IxTheo: <http://www.ixtheo.de/> (8.11.2014).

11 Die ThQ, herausgegeben von Professoren der katholischen Theologie an der Universität Tübingen, verlegt vom Schwabenverlag, erscheint durchgängig seit 1819.

12 Das Beispiel kann auf Seite 16 der Folien zum Aufsatz angesehen werden: http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2014/1670/pdf/Vortrag_Fassnacht_GND.pdf (8.11.2014).

bereitgestellten Online-GND,¹³ ob die Autoren mit einer individualisierten GND-Nummer in der Normdatei vorhanden sind. In mehr als 90 % ist das der Fall, so dass die vorgefundenen Nummern sofort verwendet werden können. In den wenigen Fällen, in denen ein Autor noch keine GND-Nummer hat, schickt der Schriftleiter per Mail eine Anfrage an das IxTheo-Team, in der er ihm bekannte individualisierte Merkmale des Autors mitteilt. Mit diesen Angaben wird eine GND-Nummer angelegt und ebenfalls per Mail an den Schriftleiter zurückgeschickt. In den Autoreneinformationen des jeweiligen Heftes werden die GND-Nummern dann vom Verlag abgedruckt.

Mittlerweile gibt es die ersten Nachahmer des Pilotprojektes: Das „Österreichische Religionspädagogische Forum“ (ÖRF),¹⁴ das seit 2013 als Open-Access-Zeitschrift erscheint, hat in 2014 erstmalig die GND abgedruckt, in der „Zeitschrift für Katholische Theologie“ (ZKTh) ist die Übernahme der GND ab 2015 vorgesehen. Weitere Forschungszeitschriften – auch aus anderen Disziplinen – sowie eine führende Rezensionszeitschrift im Bereich der Theologie haben ihre Bereitschaft zur Nutzung und zum Abdrucken der GND erklärt. Für das ÖRF wird dabei die Recherche der GND und das Erstellen fehlender GND-Nummern während der Produktionsphase von kompetenten und autorisierten Bibliothekarinnen und Bibliothekaren vor Ort in Graz erledigt.

4. Was können Bibliothekare tun?

Der Lösungsvorschlag, die GND-Nummer abzudrucken, ist von den beteiligten Partnern ohne größeren Aufwand umsetzbar. Im deutschsprachigen Raum bietet sich die Verwendung der GND aus zwei Gründen an: Erstens werden die GND Daten kooperativ regelmäßig gepflegt, zweitens gibt es eine funktionierende, dezentrale Normdateninfrastruktur, so dass an allen Bibliotheksstandorten kompetente und autorisierte Ansprechpartner vorhanden sind. Da die Normdaten aber in der VIAF geclustert sind, kann im Prinzip jede seriöse Normdatei verwendet werden. Es ist deswegen nicht einmal nötig, dass man sich auf die Verwendung eines einzigen Normdatensystems einigen müsste. Welches Normdatensystem sich in welchem Kontext durchsetzt, kann dem Spiel der Kräfte überlassen werden. Das im Folgenden Dargelegte könnte also auch mit dem Abdrucken / Anzeigen von anderen Normdaten als der GND verwirklicht werden.

Damit sich die Verwendung der GND sowohl in elektronischen als auch in Druckausgaben durchsetzt, braucht es allerdings Unterstützung von vielfältiger Seite. Die GND-Nummer muss so sichtbar werden wie die ISBN und der DOI. Erst eine regelmäßige Sichtbarkeit führt zu einer breiten Sensibilisierung der Betroffenen. Sowohl Autoren als auch viele Herausgeber und Verlage haben von Normdaten noch nie gehört. Die Erfahrungen des Verfassers in vielen Gesprächen mit Autoren, Herausgebern und Verlagen zeigen jedoch, dass die Angesprochenen sehr schnell den Sinn des Appells „Druckt die GND-Nummer in der Publikation ab“ erkennen. Jeder Autor und jeder Verlag hat ein hohes Interesse daran, dass die eigenen Publikationen zuverlässig und treffsicher gefunden werden können. Das ist auch das berufsethische Ziel einer jeden Bibliothek. Es entsteht eine klassische Win-win-Situation.

¹³ <http://swb.bsz-bw.de/DB=2.104/> (8.11.2014).

¹⁴ Österreichisches Religionspädagogische Forum (ÖRF). <http://unipub.uni-graz.at/oerf/periodical/titleinfo/153739> (8.11.2014).

Um die Sichtbarkeit der GND zu erhöhen, könnten Bibliotheken die GND-Nummer in allen Publikationsformen, die sie unmittelbar verantworten, abdrucken und/oder anzeigen. Dazu gehören die Bibliothekszeitschriften ebenso wie Hochschulbibliographien, Hochschulschriftenserver, Dokumentationsserver und Publikationen aus Hochschul- und Bibliotheksverlagen. Bibliothekare und Fachreferenten könnten ihre Kontakte an den Hochschulen in die Fach-Communitys und zu einzelnen Wissenschaftlern nutzen, um sie für das Thema zu gewinnen. In Kauf- und Lizenzverhandlungen könnten Verlage und Datenlieferanten sensibilisiert und zur Einführung von GND-Nummern ermuntert werden. Nicht zuletzt sollten die Bibliotheken vor Ort für ihren Zuständigkeitsbereich einen Normdaten-Service einführen, der die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und auch die Herausgeber bei der Nutzung berät und unterstützt. Da die GND kooperativ erstellt und verantwortet wird, gibt es an jedem Bibliotheksstandort kompetente und autorisierte Ansprechpartner.

Die Verwendung des DOI hat sich in einem Bottom-up-Prozess durchgesetzt, da der Zweck und die Sinnhaftigkeit unmittelbar eingeleuchtet haben. Es ist zu erwarten, dass der große Nutzen des Abdruckens von Personen-Identifikatoren wie der GND sich den Akteuren in ähnlicher Weise erschließt. Es erleichtert in hohem Maße die Katalogisierungsarbeit, erhöht signifikant die Precision bei der Recherche und ermöglicht das Auffinden von Publikationen in völlig neuen Kontexten.¹⁵ Das dürfte Autoren, Herausgeber, Verlage und Bibliotheken gleichermaßen erfreuen.

15 Über das BEACON Format, können z.B. auf einfache, automatische Weise Datenbanken unterschiedlicher Provenienz miteinander verlinkt werden, sofern sie die eindeutigen Identifikatoren der GND nutzen. Auf diese Weise kann z.B. ein Historiker in den ihm bekannten Datenbanken recherchieren, bekommt aber auch Treffer aus anderen Fachdatenbanken, die er selbst gar nicht kennt oder nicht regelmäßig konsultiert. Beschreibung des Beacon Dateiformats und grundlegende Informationen zu diesem Projekt: <http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:BEACON> (8.11.2014).

Englischsprachige Erweiterung des TIB|AV-Portals

Ein GND-DBpedia-Mapping zur Gewinnung eines englischen Begriffssystems

Sven Strobel, Technische Informationsbibliothek Hannover

Zusammenfassung:

Die Videos des TIB|AV-Portals werden mit insgesamt 63.356 GND-Sachbegriffen aus Naturwissenschaft und Technik automatisch verschlagwortet. Neben den deutschsprachigen Videos verfügt das TIB|AV-Portal auch über zahlreiche englischsprachige Videos. Die GND enthält zu den in der TIB|AV-Portal-Wissensbasis verwendeten Sachbegriffen nur sehr wenige englische Bezeichner. Es fehlt demnach ein englisches Indexierungsvokabular, mit dem die englischsprachigen Videos automatisch verschlagwortet werden können. Die Lösung dieses Problems sieht wie folgt aus: Die englischen Bezeichner sollen über ein Mapping der GND-Sachbegriffe auf andere Datensätze gewonnen werden, die eine englische Übersetzung der Begriffe enthalten. Die verwendeten Mappingstrategien nutzen die DBpedia, LCSH, MACS-Ergebnisse sowie den WTI-Thesaurus. Am Ende wurde für 35.025 GND-Sachbegriffe (mindestens) ein englischer Bezeichner ermittelt. Diese englischen Bezeichner können für die automatische Verschlagwortung der englischsprachigen Videos unmittelbar herangezogen werden. 11.694 GND-Sachbegriffe konnten zwar nicht ins Englische ‚übersetzt‘, aber immerhin mit einem Oberbegriff assoziiert werden, der eine englische Übersetzung hat. Diese Assoziation dient der Erweiterung der Suchergebnisse.

Summary:

The videos in the TIB|AV-Portal are automatically indexed with a total of 63,356 GND subject headings in the field of science and technology. Besides the German-language videos, the TIB|AV-Portal also includes numerous English-language videos. However, the GND (Integrated Authority File) contains very few English labels for the subject headings used in the TIB|AV-Portal knowledge base. Thus, there is no English indexing vocabulary for the automatic indexing of English-language videos. The solution to this problem is as follows: English labels are determined by mapping the GND subject headings to other data sets which provide an English translation of these terms. The mapping strategies which have been applied make use of the DBpedia, LCSH, MACS results, and the WTI Thesaurus. As a result, (at least) one English label was determined for 35,025 GND subject headings. These English labels can be used directly for the automatic indexing of English-language videos. 11,694 GND subject headings could not be directly ‘translated’ into English, but at least it was possible to relate them to a broader term which has an English translation. This association helps to expand the search results.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S197-204](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S197-204)

Autorenidentifikation: Strobel, Sven: GND 136445365

1. Einleitung

Der Beitrag befasst sich im Kern damit, wie ein englisches Indexierungsvokabular für die Verschlagwortung der englischsprachigen Videos des TIB|AV-Portals gewonnen werden kann.¹ Kapitel 2 stellt zunächst das TIB|AV-Portal vor. Kapitel 3 behandelt die automatische Verschlagwortung der Videos des TIB|AV-Portals. In Kapitel 4 wird das Problem der Verschlagwortung englischsprachiger Videos vorgestellt. Anschließend wird die Lösung des Problems ausführlich erörtert, d.h. das Mapping der GND-Sachbegriffe auf andere Normdatensätze, die über eine englische Übersetzung der Begriffe verfügen. Zu diesen Normdatensätzen gehören die DBpedia, LCSH, MACS-Ergebnisse und der WTI-Thesaurus. Der Beitrag schließt mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse und einem Ausblick auf geplante Vorhaben.

2. Das TIB|AV-Portal

Das TIB|AV-Portal² wurde vom Kompetenzzentrum für nicht-textuelle Materialien (KNM)³ an der Technischen Informationsbibliothek (TIB)⁴ in Kooperation mit dem Hasso-Plattner-Institut für Softwaresystemtechnik⁵ entwickelt. Das KNM arbeitet an grundlegenden Verbesserungen der Zugangs- und Nutzungsbedingungen für audiovisuelle Medien, 3D-Objekte und Forschungsdaten aus Technik und Naturwissenschaft.

Das TIB|AV-Portal optimiert den Zugang zu wissenschaftlichen Videos wie z.B. Computervisualisierungen, Lernmaterialien, Simulationen, Experimenten, Interviews, Vorlesungs- oder Konferenzaufzeichnungen. Sein Sammlungsprofil orientiert sich an den sechs TIB-Kernfächern: Technik sowie Architektur, Chemie, Informatik, Mathematik und Physik. Das TIB|AV-Portal hat derzeit 650 Stunden Videomaterial archiviert und enthält darüber hinaus 1.800 Filmnachweise mit externen Links. Am 29. April 2014 ist das Portal online gegangen.

Ein wesentliches Merkmal des Portals ist, dass es eine Reihe von Multimedia-Retrieval-Techniken einsetzt.⁶ Die Prozesskette beinhaltet den Ingest der AV-Medien, eine Szenenerkennung (Shot Boundary Detection), Spracherkennung (Speech to Text), Texterkennung (OCR), Bilderkennung (Visual Concept Detection) sowie automatische Verschlagwortung (Named Entity Recognition).⁷

1 Der vorliegende Beitrag ist die Verschriftlichung eines Vortrags auf dem 103. Deutschen Bibliothekartag in Bremen.

2 <https://av.getinfo.de> (25.10.2014).

3 <http://www.tib-hannover.de/de/dienstleistungen/kompetenzzentrum-fuer-nicht-textuelle-materialien-knm> (25.10.2014).

4 <http://www.tib-hannover.de/de/die-tib> (25.10.2014).

5 <http://www.hpi.uni-potsdam.de> (25.10.2014).

6 Vgl. Plank, Margret; Neumann, Janna: TIB's portal for audiovisual media. New ways of indexing and retrieval. In: IFLA journal 40 (2014), S. 17-23, http://www.ifla.org/files/assets/hq/publications/ifla-journal/ifla-journal-40-1_2014.pdf (25.10.2014).

7 Vgl. Sack, Harald; Plank, Margret: AV-Portal. The German National Library of Science and Technology's semantic video portal. In: ERCIM news Nr. 96 (Januar 2014), S. 33-34, <http://ercim-news.ercim.eu/en96> (25.10.2014). Zur Bilderkennung vgl. Hentschel, Christian; Blümel, Ina; Sack, Harald: Automatic annotation of scientific video material based on visual concept detection. In: Lindstaedt, Stefanie (Hg.): Proceedings of the 13th International Conference on Knowledge Management and Knowledge Technologies, New York: ACM, 2013, Artikel Nr. 16, <http://dx.doi.org/10.1145/2494188.2494213> (25.10.2014).

Der Schwerpunkt dieses Beitrags liegt auf der automatischen Verschlagwortung des Portals, die im nächsten Kapitel erläutert wird.

3. Automatische Verschlagwortung der Videos mit Hilfe der GND

Sprach- und Texterkennung sind der automatischen Verschlagwortung vorgelagert. Mit Speech to Text wird die gesprochene Sprache im Video notiert und in Form eines Audiotranskripts gespeichert. Die OCR-Analyse erkennt die geschriebene Sprache im Video – z.B. Text auf Folien – und repräsentiert diese in einem OCR-Transkript. Die eigentliche Verschlagwortung des Videos leistet die Named Entity Recognition (NER). NER bezeichnet die Zuordnung von Begriffen aus einem Referenzvokabular zu analysierten Textinhalten. Im Fall des TIB|AV-Portals besteht das Referenzvokabular aus Sachbegriffen der Gemeinsamen Normdatei (GND); die analysierten Textinhalte sind die Audio- und OCR-Transkripte. Die NER extrahiert demnach GND-Sachbegriffe aus den Audio- und OCR-Transkripten und verschlagwortet damit das Video. Die Verschlagwortung verläuft auf der Segmentebene, so dass eine zielgenaue, segmentbasierte Suche innerhalb des Videos möglich ist (vgl. Abb.). Auf der rechten Seite der Abbildung befinden sich die GND-Sachbegriffe, mit denen die einzelnen Videosegmente automatisch verschlagwortet wurden.

The screenshot displays the TIB|AV-Portal interface. At the top, there is a navigation bar with links for Home, Fächer, Herausgeber, and Über AV-Portal, along with utility icons for Merkleliste, Hochladen, Einloggen, and Registrieren. A search bar contains the term 'schaum'. Below the search bar, there are social media icons for Facebook and Twitter, and a 'Folgen Sie uns:' section. The main content area shows a video player with a red highlight on a segment. To the right of the video player is a sidebar titled 'Automatisierte Medienanalyse (i)'. This sidebar has tabs for 'Erkannte Entitäten' and 'Audiotranskript'. Below the tabs is a search input field and three checked checkboxes: 'Spracherkennung', 'Texterkennung', and 'Bildinhalt'. The sidebar displays a list of time segments with associated GND terms:

- 00:00: Schaum, Computeranimation, Hannover
- 00:21: Zugbeanspruchung, Nährstoff, Lebensmittel, Nuklearfaktor 3, Biochemiker, Lösung, Käse, Experiment innen, Stickstoffkürung, Pharmazeutische Industrie, Filter, Surfactant-Faktor, Enzym, Chemischer Prozess
- 01:22: Experiment innen, Schaum, Enzym, Lösung
- 02:46: Experiment innen, Setzen <Verfahrenstechnik>, Besprechung/Interview, Lösung
- 03:13: Blitzschlagsyndrom, Kr

Abb.: Detailansicht des TIB|AV-Portals

Die GND-Datensätze wurden als Linked Data unter CC0-Lizenz publiziert.⁸ Die Normdatensätze sind durch Relationen miteinander verknüpft, so dass eine semantische Suche darauf aufgebaut werden kann. Die Bezeichner der GND sind vorwiegend auf Deutsch. Die Verschlagwortung der Videos verläuft fachbezogen. Das heißt, jedes der sechs TIB-Fächer hat seinen eigenen Fachausschnitt aus der GND, mit denen die Videos annotiert werden. Insgesamt enthält die TIB|AV-Portal-Wissensbasis 63.356 Sachbegriffe.⁹

Die GND-Sachbegriffe muss man als Entitäten verstehen. Was heißt das? Entitäten beschreiben Dinge, d.h. Gegenstände, Individuen, Sachverhalte, Ereignisse etc., die in einem konkreten oder abstrakten Sinne existieren.¹⁰ Entitäten sind die Bausteine einer Ontologie und als solche durch Relationen (Oberbegriff, Unterbegriff, verwandter Begriff etc.) mit anderen Entitäten verknüpft. Entitäten haben Bezeichner, mit denen sie benannt werden. Im Fall der GND sind die Bezeichner sprachliche Zeichen wie *Personenkraftwagen* oder *Thermodynamik*.

4. Mapping der GND-Entitäten auf die DBpedia und andere Normdaten

Neben den deutschsprachigen Videos verfügt das TIB|AV-Portal auch über zahlreiche englischsprachige Videos. Die GND enthält zu den in der TIB|AV-Portal-Wissensbasis verwendeten Sachbegriffen aus Technik und Naturwissenschaft nur sehr wenige englische Bezeichner. Infolgedessen können die englischsprachigen Videos nicht verschlagwortet werden. Das wiederum hat zur Konsequenz, dass keine segmentbasierte Suche innerhalb englischsprachiger Videos mit Hilfe von GND-Sachbegriffen möglich ist. Die Frage ist: Wie können englische Bezeichner für die GND-Sachbegriffe der TIB|AV-Portal-Wissensbasis gewonnen werden?

Die englischen Bezeichner sollen über ein Mapping der GND-Sachbegriffe auf andere Datensätze ermittelt werden. Bei den verschiedenen Mappingstrategien geht es stets darum, dass die deutschen Bezeichner der GND-Sachbegriffe in einem anderen Datensatz nachgeschlagen werden, der eine englische Übersetzung des Begriffs enthält. Bei einem erfolgreichen Mapping können die englischen Bezeichner für die GND-Sachbegriffe extrahiert werden.¹¹

Für das Mapping werden folgende Datensätze verwendet: DBpedia, LCSH (Library of Congress Subject Headings), Ergebnisse des MACS-Projekts (Multi Lingual Access to Subjects) sowie der Thesaurus für Technik und Management des WTI-Frankfurt.¹² Das Mapping wurde vom Hasso-Plattner-Institut

8 <http://www.dnb.de/lds> (25.10.2014).

9 Vgl. Strobel, Sven; Plank, Margret: Semantische Suche nach wissenschaftlichen Videos. Automatische Verschlagwortung durch Named Entity Recognition. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014) H. 4/5, S. 255-259.

10 Vgl. Precht, Peter; Burkard, Franz-Peter (Hg.): Metzler Philosophie-Lexikon. Begriffe und Definitionen. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1999, S. 135.

11 Vgl. Strobel, Sven: Wie das TIB|AV-Portal Englisch lernte. Eine englische Übersetzung für Sachbegriffe der AV-Portal-Wissensbasis. <http://blogs.tib.eu/wp/tib/2014/06/12/wie-das-tibav-portal-englisch-lernte-eine-englische-uebersetzung-fuer-sachbegriffe-der-av-portal-wissensbasis/> (26.10.2014).

12 Dbpedia: <http://de.dbpedia.org>; LCSH: <http://id.loc.gov/authorities/subjects.html>; MACS: http://www.dnb.de/DE/Wir/Kooperation/MACS/macs_node.html; WTI-Thesaurus: <http://www.wti-frankfurt.de/index.php/produkte-thesaurus> (09.12.2014).

für Softwaresystemtechnik im Auftrag der TIB durchgeführt.

4.1 Mapping der GND-Entitäten auf die DBpedia¹³

Die DBpedia enthält strukturierte Informationen aus der Wikipedia wie Infoboxen, Tabellen und Weblinks, die als Linked Data zur Verfügung stehen. Beim Mapping auf die DBpedia werden zunächst die Haupt- und Alternativbezeichner des GND-Sachbegriffs, z.B. *Advent_{gnd}* (Vorweihnachtszeit), in einem Lexikon nachgeschlagen, das die Haupt- und Alternativbezeichner der deutschen DBpedia-Entitäten enthält. Der Hauptbezeichner der DBpedia-Entitäten entspricht dem Wert der Property *dfs:label*; Alternativbezeichner sind die Bezeichner der Redirects, Begriffserklärungsseiten und Ankertexte in den korrespondierenden Wikipedia-Artikeln.

Meist werden mehrere DBpedia-Kandidaten gefunden, auf die die Abbildung möglich ist, also etwa: *Advent_{dgbp}* (Vorweihnachtszeit), *Advent_{dgbp}* (Computer), *Advent_{dgbp}* (Band), *Advent_{dgbp}* (Herausgeber) etc. In dem Fall muss eine Auflösung der Mehrdeutigkeit (Disambiguierung) erfolgen. Der Disambiguierungsalgorithmus gleicht in einer Kookkurrenzanalyse die Kontextinformationen des GND-Sachbegriffs mit den Kontextinformationen der DBpedia-Kandidaten ab. Zu den Kontextinformationen der GND-Entität gehören Haupt- und Alternativbezeichner, Fachbereich, Definition, verwandte Begriffe und Oberbegriffe aus der GND. Zu den Kontextinformationen der DBpedia-Entitäten gehören die korrespondierenden Wikipedia-Artikel.

Vereinfacht gesagt, gewinnt derjenige DBpedia-Kandidat das Mapping, dessen Kontextinformation die größte Übereinstimmung mit der Kontextinformation des GND-Sachbegriffs aufweist. In unserem Beispiel ist das die deutsche DBpedia-Entität *Advent_{dgbp}* (Vorweihnachtszeit). Im nächsten Schritt erfolgt über den Interlanguage Link (owl:sameAs) die Abbildung der deutschen DBpedia-Entität *Advent_{dgbp}* auf die englische DBpedia-Entität *advent_{dgbp}*. Damit kann der Bezeichner *advent* der englischen DBpedia-Entität extrahiert werden, und der GND-Sachbegriff ist erfolgreich ins Englische 'übersetzt' worden.¹⁴ Auf diese Weise konnten 28.691 (45 %) GND-Sachbegriffe der TIB|AV-Portal-Wissensbasis (insg. 63.356 Sachbegriffe) auf englische DBpedia-Entitäten gemappt werden.

Die Kookkurrenzanalyse basiert auf der folgenden Formel:

$$\text{Score} = \text{Anzahl} \times \frac{|W_{\text{dgbp}} K(\text{gnd})|}{|K(\text{gnd})|}$$

Anzahl gibt an, wie oft die Begriffe des Kontexts der GND-Entität insgesamt im Kontext des DBpedia-Kandidaten (Wikipedia-Artikel) vorkommen. $|W_{\text{dgbp}} K(\text{gnd})|$ repräsentiert die Größe der Schnittmenge der Begriffe des GND-Kontexts und aller Begriffe, die im Wikipedia-Artikel des DBpedia-Kandidaten vorkommen. $|K(\text{gnd})|$ steht für die Größe des Kontexts der GND-Entität. Der DBpedia-Kandidat,

13 Die Darstellung des GND-DBpedia-Mappings in Kapitel 4.1 basiert im Wesentlichen auf den Projektberichten des Hasso-Plattner-Instituts (Projektleiter: Harald Sack).

14 Vgl. Steinmetz, Nadine; Sack, Harald: Cross-Lingual semantic mapping of authority files. Präsentation auf der Konferenz „Semantic Web in Libraries“. SWIB 2013, Hamburg. Video zur Präsentation: <http://www.scivee.tv/node/61558> (26.10.2014).

der nach dieser Berechnung den höchsten Score erzielt, wird als der Kandidat mit der höchsten Wahrscheinlichkeit für ein korrektes Mapping identifiziert.

Die Ergebnisse des Algorithmus für das Mapping der GND-Entitäten auf die deutsche DBpedia wurden qualitativ evaluiert. Zu diesem Zweck wurde händisch ein Evaluationsdatensatz erstellt, der 180 intellektuell überprüfte Mappings von GND-Entitäten der TIB|AV-Portal-Wissensbasis auf die entsprechenden deutschen DBpedia-Entitäten enthält. Der Algorithmus konnte 90 % der GND-Entitäten des Evaluationsdatensatzes mappen (Recall: 90 %). 92 % der GND-Entitäten wurden dabei korrekt auf die deutsche DBpedia abgebildet (Precision: 92 %).

4.2 Mapping der GND-Entitäten auf die LCSH

Der Linked-Data-Dump der LCSH enthält Mappings von LCSH-Entitäten in die GND (LCSH nach GND), ebenso wie Mappings auf andere Vokabularien (z.B. RAMEAU). Bei dieser Mappingstrategie müssen die GND-Entitäten der TIB|AV-Portal-Wissensbasis unter den LCSH-Mappings identifiziert werden. Dies geschieht über die GND-ID (URI des Datensatzes). Bei erfolgreicher Identifikation kann der englische Bezeichner der verlinkten LCSH-Entität für die GND-Entität extrahiert werden. Insgesamt konnten darüber 11.169 (18 %) der GND-Sachbegriffe der TIB|AV-Portal-Wissensbasis auf LCSH-Entitäten abgebildet werden.

4.3 Mapping der GND-Entitäten auf die MACS-Ergebnisse

Im Projekt MACS wurden u.a. manuelle Verlinkungen zwischen Sachbegriffen der GND und LCSH (GND nach LCSH) erstellt. Zum Zeitpunkt des Mappings waren die MACS-Ergebnisse noch nicht im GND-Dump veröffentlicht. Die TIB konnte in Absprache mit der Deutschen Nationalbibliothek diese Daten vorab mit Hilfe der WinIBW beziehen und für das Mapping nutzen. Auch bei dieser Mappingstrategie müssen die GND-Entitäten der TIB|AV-Portal-Wissensbasis unter den MACS-Mappings identifiziert werden. Danach kann der englische Bezeichner der verlinkten LCSH-Entität für die GND-Entität extrahiert werden. Über diese Methode konnten 13.692 (22 %) GND-Sachbegriffe der Wissensbasis den entsprechenden LCSH-Entitäten zugeordnet werden.

4.4 Mapping der GND-Entitäten auf den WTI-Thesaurus

Der Thesaurus für Technik und Management des WTI-Frankfurt ist ein maschinenlesbarer Thesaurus, der von der TIB lizenziert wurde. Der WTI-Thesaurus enthält Begriffssätze mit deutschen Bezeichnern sowie (mindestens) einem englischen Bezeichner. Die Haupt- und Alternativbezeichner der GND-Entitäten werden im WTI-Thesaurus nachgeschlagen, potenzielle Mapping-Kandidaten werden identifiziert und disambiguiert. Am Ende konnte für 14.719 (23 %) GND-Sachbegriffe der TIB|AV-Portal-Wissensbasis mindestens ein englischer Bezeichner aus dem WTI-Thesaurus ermittelt werden.

5. Ergebnisse

Das Gesamtergebnis der verschiedenen Mappingstrategien zur Gewinnung englischer Bezeichner findet sich in der folgenden Tabelle:

Tab. 1: Ermittelte englische Bezeichner

GND-Sachbegriffe	GND-Sachbegriffe mit englischem Bezeichner		GND-Sachbegriffe ohne englischen Bezeichner, aber mit verknüpftem ‚übersetzten‘ Oberbegriff	
63.356	35.025	55 %	11.694	19 %

Insgesamt enthält die TIB|AV-Portal-Wissensbasis mit den sechs GND-Fachauschnitten 63.356 GND-Sachbegriffe. 35.025 (55 %) GND-Sachbegriffe haben (mindestens) einen englischen Bezeichner ermittelt bekommen. (Teilweise konnten über die verschiedenen Mappingstrategien mehrere englische Bezeichner für die GND-Sachbegriffe extrahiert werden.) Diese englischen Bezeichner können unmittelbar zur automatischen Verschlagwortung der englischsprachigen Videos herangezogen werden.

Für 11.694 (19 %) GND-Sachbegriffe gilt, dass für sie zwar kein englischer Bezeichner ermittelt werden konnte, sie aber immerhin mit einem Oberbegriff assoziiert wurden, der eine englische Übersetzung hat. Diese Assoziation ermöglicht es, dass bei der Suche nach einem ‚übersetzten‘ Oberbegriff, z.B. *waste heat* (*Abwärme_{gnd}*), auch Suchergebnisse zum nicht-übersetzbaren Unterbegriff *Industrieabwärme_{gnd}* zurückgeliefert werden.

6. Ausblick

Die Mappingergebnisse sind in Form von RDF in einem Triplestore abgelegt. Bislang sind diese Ergebnisse nur intern verfügbar. Für die Zukunft ist geplant, diese Daten als Linked Open Data zu publizieren, um deren Sichtbarkeit im Web of Data zu erhöhen und eine Nachnutzbarkeit in anderen Projekten zu ermöglichen.

Außerdem soll die TIB|AV-Portal-Wissensbasis regelmäßig aktualisiert werden. Es müssen zunächst die Updates der GND, DBpedia und LCSH zu den für die Wissensbasis relevanten Fachauschnitten bezogen werden. Danach müssen die GND-Sachbegriffe erneut auf die aktuellen Versionen der DBpedia und LCSH sowie auf die statischen Versionen des WTI-Thesaurus und der MACS-Ergebnisse gemappt werden. Auf diese Weise wird die Aktualität der Begriffe gewährleistet.

Literaturverzeichnis

- Hentschel, Christian; Blümel, Ina; Sack, Harald: Automatic annotation of scientific video material based on visual concept detection. In: Lindstaedt, Stefanie (Hg.): Proceedings of the 13th International Conference on Knowledge Management and Knowledge Technologies, New York: ACM, 2013, Artikel Nr. 16, <http://dx.doi.org/10.1145/2494188.2494213> (25.10.2014).

- Plank, Margret; Neumann, Janna: TIB's portal for audiovisual media. New ways of indexing and retrieval. In: IFLA journal 40 (2014), S. 17-23, http://www.ifla.org/files/assets/hq/publications/ifla-journal/ifla-journal-40-1_2014.pdf (25.10.2014).
- Prechtel, Peter; Burkard, Franz-Peter (Hrsg.): Metzler Philosophie-Lexikon. Begriffe und Definitionen. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1999.
- Sack, Harald; Plank, Margret: AV-Portal. The German National Library of Science and Technology's semantic video portal. In: ERCIM news Nr. 96 (Januar 2014), S. 33-34, <http://ercim-news.ercim.eu/en96> (25.10.2014).
- Steinmetz, Nadine; Sack, Harald: Cross-Lingual semantic mapping of authority files. Präsentation auf der Konferenz „Semantic Web in Libraries“. SWIB 2013, Hamburg. Video zur Präsentation: <http://www.scivee.tv/node/61558> (26.10.2014).
- Strobel, Sven: Wie das TIB|AV-Portal Englisch lernte. Eine englische Übersetzung für Sachbegriffe der AV-Portal-Wissensbasis. <http://blogs.tib.eu/wp/tib/2014/06/12/wie-das-tibav-portal-englisch-lernte-eine-englische-uebersetzung-fuer-sachbegriffe-der-av-portal-wissensbasis/> (26.10.2014).
- Strobel, Sven; Plank, Margret: Semantische Suche nach wissenschaftlichen Videos. Automatische Verschlagwortung durch Named Entity Recognition. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014) H. 4/5, S. 255-259.

Die DDC auf neuen Wegen – verbale Sucheinstiege für klassifikatorisch erschlossene Titel

Christiane Maibach, Deutsche Nationalbibliothek

Zusammenfassung:

Die Dewey-Dezimalklassifikation (DDC) ist ein mächtiges Instrument der klassifikatorischen Inhaltserschließung. Immer mehr Bibliotheken im In- und Ausland erkennen den Nutzen der international am weitesten verbreiteten Universalklassifikation. Die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) setzt die DDC seit 2006 für die inhaltliche Erschließung der Bibliografierereien A, B und H ein. Seitdem wurden rund 800.000 Publikationen mit DDC-Notationen versehen. Der Nutzen von Klassifikationen ist unter Bibliothekar/innen unumstritten. Die Bibliotheksnutzer/innen hingegen wissen oft nicht, dass der Katalog ihrer Bibliothek auch eine systematische Recherche ermöglicht. Ihre Recherchestrategie ist meist verbal. Durch Internetsuchmaschinen wird diese Strategie noch bestärkt. Daher liegt es nahe, auch für die klassifikatorisch erschlossenen Titel einen verbalen Sucheinstieg zu schaffen. Die DDC enthält nicht nur die in vielen Klassifikationssystemen üblichen Registereinträge und Klassenbenennungen, sondern auch die im Rahmen des Projekts CrissCross in großem Umfang erstellten Verknüpfungen zu Schlagwörtern der Gemeinsamen Normdatei (GND), die für diesen Zweck ausgewertet werden können.

Summary:

The Dewey Decimal Classification (DDC) is a powerful indexing tool. A rising number of libraries worldwide recognize the benefit of this universal classification. Since 2006 the German National Library (DNB) has used the DDC to index titles belonging to series A, B and H of the German National Bibliography. In 2012 100,000 publications were indexed with DDC notations. The benefits of classifications for indexing is widely accepted among librarians. However, library users take a different point of view. Mostly, they are not even aware that their library's catalogue offers a systematic search. Most library users prefer verbal search strategies. This is enforced by internet search engines, which have changed the search habits of library users. Therefore, the obvious solution is to create a verbal access to classified titles. The DDC does not only contain a relative index with verbal elements and class names, but also links to subject headings taken from the German Integrated Authority File (GND). These were established as a part of the CrissCross project. All of these verbal elements can be used to make the DDC accessible by words.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S205-219](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S205-219)

1. Einführung

Die Dewey-Dezimalklassifikation (DDC) blickt in der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) auf eine zehnjährige Geschichte zurück. 2004 wurde erstmals die Deutsche Nationalbibliografie nach DDC-Sachgruppen gegliedert. Seit 2006 wird die DDC eingesetzt, um die Reihen A, B und H mit Hilfe vollständiger Notationen zu erschließen. Damit ist die DDC neben den GND-Schlagwörtern das zentrale Instrument zur inhaltlichen Erschließung von Medienwerken in der DNB. Seit ihrer Einführung

wurden über 800.000 Titel mit DDC-Notationen versehen. Pro Jahr kommen circa 100.000 Titel hinzu.

Das Erschließungskonzept der DNB umfasst fünf Stufen. Titel der Stufe 1 werden intellektuell sowohl mit GND-Schlagwörtern nach RSWK, mit DDC-Notationen und DDC-Sachgruppen versehen. Hierbei handelt es sich um Publikationen der Reihe A. Stufe 2 umfasst unter anderem Publikationen der Reihen B und H, die entweder mit DDC-Sachgruppe und Notation oder DDC-Sachgruppe und GND-Schlagwörtern erschlossen werden. Die Erschließung mit Sachgruppe und Notation überwiegt dabei quantitativ. Publikationen, die der Stufe 3 zugeordnet werden, erhalten eine intellektuell vergebene DDC-Sachgruppe. Dies trifft zum Beispiel auf Medienwerke mit geringer Seitenzahl oder medizinische Dissertationen zu. Die Erschließungsstufen 4 und 5 sehen eine maschinelle Erschließung vor. Hiervon ist eine große Anzahl an Netzpublikationen betroffen.¹

Eine veränderte Erschließungspraxis wurde notwendig, weil die Anzahl der zu sammelnden Publikationen seit Jahren kontinuierlich steigt. Der Bestand an Netzpublikationen überschritt 2013 die Marke von einer Million. Der jährliche Zuwachs ist beträchtlich und steigt proportional wesentlich stärker als derjenige der gedruckten Publikationen.² Eine intellektuelle Erschließung mit allen drei Erschließungsinstrumenten (Schlagwort, Notation, Sachgruppe) ist daher nicht für jeden Titel zu leisten. Dennoch bleibt der Anspruch der DNB bestehen, jeden Titel im Rahmen einer der fünf Erschließungsstufen inhaltlich zu erschließen. Daher ist die DNB schon seit vielen Jahren federführend an der Entwicklung automatischer Verfahren zur Inhaltsererschließung beteiligt. Hervorzuheben ist hier unter anderem das Projekt PETRUS, das der Ausgangspunkt für eine maschinelle Vergabe von DDC-Sachgruppen war.³

Nach den positiven Erfahrungen wird die Thematik der maschinellen Erschließung in einer eigenen organisatorischen Einheit innerhalb der DNB weiterentwickelt und auf den Bereich der maschinellen Beschlagwortung von Netzpublikationen ausgeweitet.

Den Herausforderungen einer sich verändernden Publikationskultur begegnet die DNB auch in ihren 2014 veröffentlichten Strategischen Prioritäten, in denen erstmals „die Weiterentwicklung der Bibliothek in einem definierten Vier-Jahreszeitraum schriftlich gefasst [wird]“.⁴

Die Strategische Priorität 2 sieht dabei den verstärkten Einsatz von „Verfahren zur automatischen Datengewinnung für die Erschließung und Verzeichnung [vor]“.⁵ Bis 2016 will die DNB „die automatische Erschließung methodisch und technisch weiterentwickelt und auf weitere Publikationstypen und -gruppen ausgedehnt [haben]“.⁶

1 Vgl. Inhaltliche Erschließung in der Deutschen Nationalbibliothek. <http://www.dnb.de/SharedDocs/Downloads/DE/DNB/wir/inhaltsererschliessung/nichterschliessenGesamt.pdf> (10.11.2014).

2 Vgl. Deutsche Nationalbibliothek: Jahresbericht 2013, S. 40. <http://files.dnb.de/jahresbericht2013/> (10.11.2014).

3 Vgl. Deutsche Nationalbibliothek: PETRUS. Prozessunterstützende Software für die Digitale Deutsche Nationalbibliothek. <http://www.dnb.de/DE/Wir/Projekte/Abgeschlossen/petrus.html> (10.11.2014).

4 Deutsche Nationalbibliothek: Strategische Prioritäten 2013-2016, S. 2. <http://d-nb.info/1050432266/34> (10.11.2014).

5 Ebd., S. 8.

6 Ebd.

Eine Veränderung lässt sich aber nicht nur bei der Publikationskultur erkennen, sondern auch beim Rechercheverhalten der Bibliotheksnutzer/innen. Die Suchmaschinentechnologie hat die Informationsbeschaffung für eine größere Anzahl von Menschen deutlich vereinfacht. Die Gewaltenteilung zwischen Programmierer und Datenbanknutzer/in, wie sie in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in dem Pionier der relationalen Datenbank Edgar Frank Codd und seinem Opponenten Charles W. Bachmann ihren Ausdruck fand⁷, hat sich zugunsten einer Informationskultur entwickelt, in der Informationsbeschaffung kein Privileg von Experten mehr ist. Die gefundenen Informationen werden zudem immer stärker kontextualisiert, zum Beispiel mit Hilfe von Empfehlungssystemen in Online-Shops oder Empfehlungen ähnlicher Titel in Bibliothekskatalogen (BibTip). Was im Internet nicht zuletzt auch kommerzielle Zwecke hat, ermöglicht den Suchenden einen Blick in einen größeren Zusammenhang, von dessen Ausgangspunkt (der Suchanfrage) sie beliebig weiternavigieren können, ohne Kenntnis über die Hierarchien zu haben, innerhalb derer sie sich bewegen. Resource Discovery Systeme (RDS), die zunehmend von Bibliotheken zusätzlich zu oder als Ersatz für den bisherigen Online-Katalog angeboten werden, sind ein Indikator dafür, dass Bibliotheken ihren Nutzer/innen ihre wertvollen Bestände und Informationszugänge im Kontext präsentieren wollen. Das müssen sie auch, wenn sie weiterhin als Anbieter der Ressource „Information“ wahrgenommen werden wollen. Bei einem steigenden Umfang an bereitgestellten Informationen wird oft nur das zur Kenntnis genommen, was schnell und einfach zugänglich ist. Allein die Menge an verfügbaren Informationen senkt die Bereitschaft zu einer aufwendigen Recherche.

2. Potentiale der DDC

Eine Klassifikation wie die DDC kommt dieser aktuellen Entwicklung hin zu einem *semantic web* mit seinen *linked data*-Strukturen sehr entgegen. Sie ist ein System der Wissensorganisation, in dem innerhalb einer hierarchischen Struktur Relationen zwischen einzelnen Themen erstellt werden können. Die Tatsache, dass es sich bei der DDC um eine Facettenklassifikation handelt, die ein Retrieval in postkoordinierten Systemen erlaubt, und in dem nicht nur hierarchische (a priori), sondern auch syntaktische (a posteriori) Beziehungen hergestellt werden können, lassen sie für ein Online-Retrieval besonders geeignet erscheinen. Insbesondere in einer Rechercheumgebung, die einzelne Facetten abbilden kann, ist die DDC ein hilfreiches Instrument. Bereits 1992 konstatiert Winfried Gödert in einem Aufsatz über Facettenklassifikationen im Online-Retrieval: „Als Erleichterung für den Benutzer eines solchen Systems würde man es ansehen, wenn für das Stellen einer Suchanfrage nicht die Eingabe der jeweiligen Notation erforderlich wäre, sondern wenn es eine verbale Zugangsmöglichkeit gäbe.“⁸ Thematisch verwandte Literatur wird in Klassifikationen zudem in Clustern zusammengeführt. Da ihre Begriffe durch nicht-natürlichsprachige Zeichen (Notationen) bezeichnet werden, ist sie ein System der Inhaltserschließung, das international verstanden wird.⁹ Zwar leistet auch die GND mit ihren zahlreichen Verweisungen eine Kontextualisierung, die Nutzung einzelner Schlagwörter ermöglicht dem Inhaltserschließler aber eine beliebige Zusammenstellung

7 Vgl. Gugerli, David: Suchmaschinen. Die Welt als Datenbank, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009, S. 70 ff.

8 Gödert, Winfried: Facettenklassifikationen im Online-Retrieval. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 16 (1992), Nr. 3, S. 382-395, hier: 383.

9 Vgl. Stock, Wolfgang G.; Stock, Mechthild: Wissensrepräsentation. Informationen auswerten und bereitstellen, München: Oldenbourg, 2008, S. 192 und S. 197.

von Begriffen innerhalb einer Schlagwortfolge. Damit liegt die Stärke der verbalen Erschließung eher in der präzisen Beschreibung von Einzeltiteln. Bei der Klassifizierung hingegen steht nicht der einzelne Titel im Fokus der Erschließung, sondern die Gruppierung verschiedener Titel zu einem Sachgebiet und einem Thema. So lassen sich mit Hilfe einer Klassifikation unter anderem „Alles-über-Fragen“ stellen, bei denen verschiedene Aspekte eines Themas mit einer Suche abgefragt werden können.¹⁰ Bei der Suche nach Literatur zu verschiedenen Krebskrankungen kann zum Beispiel die Notation verwendet werden, die alle Krebsformen zusammenfasst. Bei einer Schlagwortsuche müsste man zahlreiche Einzelschlagwörter miteinander kombinieren oder mehrere Suchen durchführen, um ein vergleichbares Trefferset zu erhalten.

3. Projektvorhaben

In dem von der Abteilung Inhaltserschließung der DNB initiierten Projekt „Schaffung verbaler Sucheinstiege mittels einer Verbalisierung der DDC (DDC-Verbalisierung)“ soll das Recherchepotential der DDC dadurch gesteigert werden, dass verbale Zugänge zur Klassifikation geschaffen werden. Diese ermöglichen schließlich eine integrierte Suche über heterogen (klassifikatorisch und verbal) erschlossene Titel.

Im Alltag der Kolleginnen und Kollegen, die in der DNB mit der Inhaltserschließung betraut sind, ist die DDC seit ihrer Einführung sehr präsent. Sie ist ein Werkzeug, mit dem täglich gearbeitet wird. Umso wünschenswerter ist es, dass die klassifikatorische Erschließung auch von den Bibliotheksnutzer/innen stärker zur Kenntnis genommen wird. Da die DDC in der DNB nicht als Aufstellungssystematik genutzt wird und die Bibliothek keine Freihandaufstellung ermöglichen kann, ist die DDC den Nutzer/innen als Rechercheinstrument wenig vertraut. Das ist auch der Tatsache geschuldet, dass die Bibliothek derzeit noch zwei voneinander unabhängige Sucheinstiege für verbal und klassifikatorisch erschlossene Titel anbietet. Einerseits kann über eine einfache oder erweiterte Suche verbal recherchiert werden. Das Feld „DDC-Notation“ bietet zwar eine Suche nach den Ziffern der DDC-Notationen, nicht aber nach den in der DDC enthaltenen verbalen Elementen wie Registereinträgen, GND-Verknüpfungen oder Klassenbenennungen.

Andererseits gibt es einen separaten Rechercheeinstieg unter der Bezeichnung „Browsen (DDC)“, der sowohl eine Navigation durch die Hierarchie der DDC und die damit verknüpften Titel ermöglicht, als auch eine verbale Suche im Index der Registereinträge. Bei dieser Suche handelt es sich um das frei zugängliche Retrievaltool für mit DDC erschlossene Titel *WebDewey Search*.

¹⁰ Vgl. Gödert, Facettenklassifikation (wie Anm. 8), S. 383.

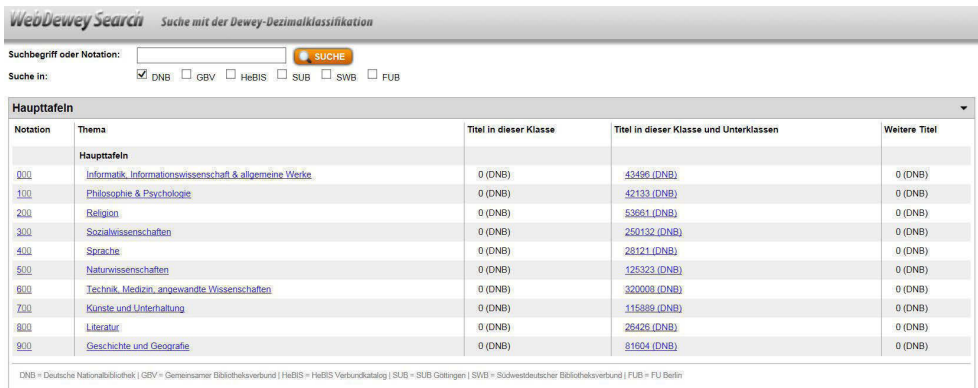


Abb. 1: WebDewey Search

Der Ursprung dieser unterschiedlichen Recherchezugänge ist in der Heterogenität der Erschließungspraxis der DNB begründet.

Ziel des Projektes „DDC-Verbalisierung“ ist es nun, durch einen integrierten Zugang für heterogen erschlossene Titel einen einzigen verbalen Sucheinstieg für verbal und klassifikatorisch erschlossene Titel zu schaffen. Die zu diesem Zweck aus der DDC gewonnenen verbalen Daten sollen außerdem an andere Bibliotheken ausgeliefert werden.

3.1. Datenbasis

Die Basis an verbalen Daten in der DDC ist vielfältig und umfangreich. Nicht alle sind aber für die Recherche gleichermaßen hilfreich.

An erster Stelle sind hier die Klassenbenennungen zu erwähnen, die das verbale Äquivalent für einzelne Notationen und Klassen darstellen. Für die Recherche sind sie nur sehr bedingt geeignet, weil sich viele Klassenbenennungen an verschiedenen Notationen wiederholen. Das liegt vor allem daran, dass die DDC nicht nach Themen, sondern nach Disziplinen geordnet ist. Somit können einzelne Themen in unterschiedlichen Disziplinen vorkommen.¹¹ Zwar unterscheiden sich die Notationen, die zu

<i>011: Biografien</i> 011.009 Geschichte, geografische Behandlung, Biografien
<i>225: Neues Testament</i> 225.09 Geschichte, geografische Behandlung, Biografien
<i>739: Goldschmiedekunst</i> 739.2209 Geschichte, geografische Behandlung, Biografien
<i>940.54 Militärgeschichte des Zweiten Weltkriegs</i> 940.54009 Geschichte, geografische Behandlung, Biografien

Abb. 2: Notationen verschiedener DDC-Sachgruppen mit gleicher Klassenbenennung

11 Vgl. Introduction to the Dewey Decimal Classification, S. 4.
<http://www.oclc.org/content/dam/oclc/dewey/versions/print/intro.pdf> (10.11.2014).

diesen Themen gehören, weil sie unterschiedlichen Disziplinen zugeordnet sind; die Klassenbenennung innerhalb der Disziplin ist aber identisch.

Eine Recherche mit verbalen Elementen aus der Klassenbenennung kann demnach dazu führen, dass Titel aus allen Sachgruppen gefunden werden und die Treffermenge zwar einen sehr hohen Recall, aber eine nicht zufriedenstellende Precision aufweist.

Im Gegensatz zu den Klassenbenennungen sind die Registereinträge bis auf wenige Ausnahmen einzigartig. Welche Bedeutung das Register in der DDC hat, wird besser durch seine englische Bezeichnung ausgedrückt: *relative index*. Das Register der DDC verbindet Themen mit Disziplinen.¹² Registereinträge, die in unterschiedlichen Hierarchieebenen verwendet werden, erhalten verbale Spezifikationen (Disambiguierung) durch Zusätze, die den Registerbegriff in den Kontext der jeweiligen Hierarchie stellt. So erhält zum Beispiel der Registereintrag „Dias“ innerhalb der Sachgruppe Pädagogik (370) in der Klasse „Dias und Filmstreifen“ (371.33522) die Spezifizierung „(Fotografien)“ und die fachliche Zuordnung „--Nutzung zu Unterrichtszwecken“.

371.33522 Dias und Filmstreifen	
300	Sozialwissenschaften
370	Bildung und Erziehung
371	Schulen und schulische Tätigkeiten; Sonderpädagogik
371.1-371.8	Schulen und schulische Tätigkeiten
371.3	Unterrichts- und Lernmethoden
371.33	Unterrichtsmittel, Ausstattung, Materialien
371.335	Audiovisuelle und visuelle Materialien und Ausstattung
371.3352	Dias und Filmstreifen, Filme und Videoaufzeichnungen, Abbildungen
371.33522	Dias und Filmstreifen

Registereinträge (Deutsch)	
	Dias (Fotografien)--Nutzung zu Unterrichtszwecken
	Filmstreifen (Fotomaterial)--Nutzung zu Unterrichtszwecken

Abb. 3: Klasse „Dias und Filmstreifen“ mit Registereinträgen und Zusätzen in WebDewey

Die verbalen Elemente aus dem Register sind zwar sehr aussagekräftig, in vielen Fällen aber auch sehr zahlreich. Eine Differenzierung der Registerbegriffe ist aufgrund ihrer Disambiguierung möglich. Auch hier wäre aber ein erhöhter Recall bei der Recherche zu erwarten. Außerdem geben die Registereinträge den Inhalt nicht in jeder Klasse gleich tief wieder. Der Notation 371.223 mit der Klassenbenennung „Stipendien und Forschungsstipendien“ ist zum Beispiel der sehr spezifische Registerbegriff „Veteranen—Ausbildungsbegünstigungen“ zugeordnet. Alle anderen Registereinträge sind eher allgemein (Stipendien, Forschungsstipendien etc.). Dieser spezifische Eintrag

¹² Vgl. ebd., S. 33.

ist ein Ergebnis der bottom-up-Erstellung der DDC. Die Klassifikation wurde nicht erstellt, indem zuerst theoretisch Klassen festgelegt wurden, denen man dann später Titel zuordnete, sondern die Klassen wurden anhand vorliegender Titel (*literary warrant*) festgelegt.¹³ Das äußert sich nicht nur in der Tiefe der Struktur der DDC, sondern an einigen Stellen auch bei den Registereinträgen.

Der amerikanische Ursprung der DDC lässt sich – wie in der gesamten Klassifikation – auch am Register ablesen. So stehen die Greek Letter Societies, nordamerikanische Burschenschaften, im Register der Klasse „Studentenverbindungen“. Ein vergleichbarer Registereintrag von Studentenverbindungen anderer Länder fehlt jedoch.

Bei der Nutzung der Registereinträge für eine Verbalisierung der DDC ist außerdem zu bedenken, dass „die Positionierung einiger Themen weder logisch noch in Übereinstimmung mit der herrschenden Lehrmeinung [ist].“¹⁴ Zudem ist das Register nicht erschöpfend. Es enthält zum Beispiel keine „Phrasen, die mit der adjektivischen Form von Ländern, Sprachen, Nationalitäten und Religionen beginnen [und] die allgemeine Themen enthalten, wie sie durch die Standardschlüssel dargestellt werden, also Bildung, Geschichte, Instandhaltung, Statistiken, Laboratorien und Management.“¹⁵

Trotz dieser Einschränkungen ist es sinnvoll, die Registerbegriffe in die Verbalisierung einzubeziehen. Sie sind vor allem in Rechercheumgebungen mit Vorschlagssystemen hilfreich, in denen bei der Eingabe von Suchbegriffen Vorschläge gemacht werden, aus denen die Nutzer/innen einen für sie geeigneten Begriff auswählen können. Derartige Vervollständigungen sind inzwischen in vielen Retrievalumgebungen üblich. Zudem verfügt die DDC auch an vielen Stellen über Registereinträge, an denen keine weiteren verbalen Elemente verfügbar sind. Gelegentlich wird sogar die Klassenbenennung im Registereintrag gespiegelt (z. B. in der 371.225: Klassenbenennung und ein Registereintrag lauten „Beschäftigung von Schülern und Studenten“).

Die wertvollsten verbalen Elemente, über die die DDC derzeit verfügt, sind ihre aus dem Projekt CrissCross stammenden Verknüpfungen zur GND. Das von 2006 bis 2010 in Kooperation zwischen der Fachhochschule Köln und der DNB durchgeführte und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt hatte zum Ziel, den Recherchezugriff auf heterogen erschlossene Titel zu verbessern, indem ein Mapping zwischen SWD und DDC durchgeführt wurde.¹⁶ Dazu wurden in dem von der DNB benutzten Katalogisierungssystem WinBW (OCLC Pica) monodirektionale Verbindungen zwischen SWD und DDC erzeugt, indem SWD-Datensätze in einem eigens dafür eingerichteten Feld mit korrespondierenden DDC-Notationen versehen wurden. Dadurch wurde die Voraussetzung für eine begriffliche Interoperabilität zwischen zwei verschiedenen Dokumentationssprachen geschaffen, in der die SWD als Ausgangs- und die DDC als Zielvokabular diente.¹⁷

13 Vgl. Stock, Wissensrepräsentation (wie Anm. 9), S. 220.

14 Chan, Lois Mai; Mitchell, Joan S.: Dewey-Dezimalklassifikation. Theorie und Praxis. Lehrbuch zur DDC 22, München: Saur, 2006, S. 90.

15 Ebd., S. 92.

16 Vgl. Hubrich, Jessica: CrissCross: SWD-DDC-Mapping. In: Mitteilungen der VÖB 61 (2008), Nr. 3, S. 50-58, hier: 50.

17 Vgl. Hubrich, Jessica: Vom Stringmatching zur Begriffsexploration: das Potential integrierter begrifflicher Interoperabilität, S. 4.

Der Polysemie zahlreicher Schlagwörter begegnete man durch ein *One-to-Many-Mapping*, bei dem – falls erforderlich – mehrere Notationen mit einem Schlagwort verknüpft wurden.¹⁸ Auf diese Weise entstanden Cluster von Schlagwörtern, die auch bislang unrelatierte Schlagwörter in einen inhaltlichen Zusammenhang setzen.¹⁹ Die Zuordnung der Notationen zu den Schlagwörtern erfolgte auf der Basis von Begriffsinhalt und Verwendung des Terminus.²⁰

Die Stärke der Verknüpfung zwischen Schlagwörtern und Notationen im Vergleich zur Relation von Register und Notation liegt darin, dass hier eine Verbindung zwischen zwei normierten Dokumentations-sprachen hergestellt wurde. Mit den Verknüpfungen zur GND erhält die DDC verbale Elemente aus dem deutschen Sprachraum, die einer terminologischen Kontrolle unterliegen und damit die höchst mögliche Präzision bei der Beschreibung von Dokumenten aufweisen.

Eine weitere bezeichnende Stärke liegt bei der Korrelation, die zwischen Schlagwörtern und Notationen im CrissCross-Projekt festgelegt wurde. Dazu differenzierte man zwischen vier verschiedenen Determiniertheitsgraden, die zusammen mit der Notation in den SWD-Datensatz geschrieben wurden.

Grad 1 (geringe Relevanz) gibt dabei die verknüpfte Notation als Minimaltrefferklasse wieder. Schlagwort und Notation haben nur eine geringe Bedeutungsüberschneidung. Der höchste Determiniertheitsgrad 4 (sehr hohe Relevanz) dokumentiert eine vollständige Übereinstimmung zwischen Schlagwort und Notation.²¹

370.15 Pädagogische Psychologie	GND (Gemeinsame Normdatei)
370 Sozialwissenschaften	Pädagogische Psychologie Hohe Relevanz
370 Bildung und Erziehung	Psychoanalytische Pädagogik
370 Bildung und Erziehung	Unterrichtspsychologie
370.1 Philosophie und Theorie, Bildung und Erziehung mit einzelnen Zielen, pädagogische Psychologie	Bildsamkeit Mittlere Relevanz
370.15 Pädagogische Psychologie	Erziehungsbedürftigkeit
370.151 Differentielle Psychologie	Ganzheitspädagogik
370.152 Kognitive Prozesse und Intelligenz	Instruktionspsychologie
370.153 Persönlichkeit und Emotionen	Psychopädagogik
370.154 Lernmotivation	Pygmalion-Effekt
370.155 Wahrnehmung, Bewegung, psychologische Triebe	Selbstinstruktion
370.157 Kreativität und Imagination	Unterbewusstsein
370.158 Psychologische Anpassung an Bildung und Erziehung	Unterrichtsführung
	Unterrichtszeit
	Verhaltenpsychologie
	Ähnlichkeit Geringe Relevanz
	Basale Stimulation
	Bewegte Schule
	Erziehungstherapie
	Pädagogische Situation
	Pädagogische Umwelt
	Sensorische Stimulation
	Tagliche Bewegungszeit

Abb. 4: Klasse „Pädagogische Psychologie“ mit GND-Verknüpfungen in WebDewey

http://linux2.fbi.fh-koeln.de/crisscross/publikationen/Hubrigh_IntegrierteBegriffelinteroperabilitaet.pdf (10.11.2014).

18 Vgl. Hubrich, Jessica: Begriffliche Suche und Wissensexploration in heterogenen Informationsräumen (Kurzfassung). In: Mitteilungen der VÖB 62 (2009), Nr. 4, S. 7-12, hier: 8.

19 Vgl. Hubrich, Stringmatching (wie Anm. 17), S. 7.

20 Vgl. Karg, Helga; Bee, Guido: Navigieren zwischen Schlagwort und Notation. CrissCross als Verbindung zwischen SWD und DDC, [S. 4]. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2007/381/pdf/LeipzigVortragstext.pdf> (10.11.2014).

21 Vgl. Leitfaden zur Vergabe von DDC-Notationen an SWD-Schlagwörtern.

http://linux2.fbi.fh-koeln.de/crisscross/CrissCross_Endg_Grundlagenpapier_Sept2010.pdf (10.11.2014).

Im Bibliothekssystem der DNB sind die Verknüpfung zur DDC und der Determiniertheitsgrad (\$d) mit Angabe des Verknüpfungsdatums (\$t) in jedem Datensatz erkennbar. In der Inhaltserschließung wird damit die Zuordnung eines verbal erschlossenen Titels zu einer DDC-Notation erleichtert.

```

Eingabe: 1250:01-07-88 Änderung: 1150:14-08-14 12:15:52 Status: 9999:17-01-09
005 Ts1
006 http://d-nb.info/gnd/4008570-3
008 saz
011 s
012 w:z
035 gnd/4008570-3
039 swd/4008570-3$vzg
065 2.2
083 002$d4$t2007-01-01
083 070.673$d2$t2007-01-01
083 302.232$d2$t2009-08-19
083 090$d1$t2007-01-01
150 Buch
450 Buchwesen
450 Bücher
550 I0401313431Druckwerk$4obal
550 I0403596461Literatur$4vbal
667 Beispiel in RSWK 3. Aufl.
670 M
750 Livres$uhttp://data.bnf.fr/11932295$SFrPBN$0FRBNF119322952$2ram$vmACS-Mapping. Bitte keine Änderungen vornehmen.
750 Books$uhttp://lcen.loc.gov/sh85015738$SDLC$0sh 85015738$2lcs$vmACS-Mapping. Bitte keine Änderungen vornehmen.
750 Livres et lecture$uhttp://data.bnf.fr/13318354$SFrPBN$0FRBNF133183542$2ram$vmACS-Mapping. Bitte keine Änderungen vornehmen.
903 $eDE-101
903 $rDE-101
913 $Sswd$is$aBuch$04008570-3
    
```

Abb. 5: Datensatz „Buch“ aus dem Teilbestand „Sachschlagwörter“ der GND mit Verknüpfungen zur DDC

Im Zusammenhang mit einer Verbalisierung der DDC ermöglicht diese Einteilung in Determiniertheitsgrade eine Erhöhung der Precision dadurch, dass Schlagwörter mit geringer Schnittmenge zum Bedeutungsraum der Notation in einem automatisierten Verfahren ausgeschlossen werden können. Bei der Verbalisierung der DDC sollen daher zunächst nur die Determiniertheiten 3 und 4 berücksichtigt werden.

Will man die verfügbaren verbalen Elemente in der DDC ins Verhältnis zueinander setzen, so lässt sich sagen, dass die GND-Verknüpfungen die größte Granularität der Beschreibung zulassen, weil sie einzigartig sind und auf terminologischer Kontrolle beruhen. Ihnen folgen die Registerbegriffe, die durch ihre Spezifizierungen und fachlichen Zuordnungen differenzierbar sind, aber kein kontrolliertes Vokabular darstellen, die Gesamtheit der in der DDC enthaltenen Themen nicht erschöpfend wiedergeben und stark anglo-amerikanisch geprägt sind. Da die DDC einige Themen aber tiefer erschließt als die GND (zum Beispiel das Lesen in der Primarbildung, 372.4ff), stehen oft Registerbegriffe zur Verfügung, wenn es keine GND-Verknüpfungen gibt. Auch gibt es selten verbale Überschneidungen zwischen Registerinträgen und GND-Verknüpfungen, so dass beide Gruppen zwar eine verbale Beschreibung der jeweiligen Klasse sind, aber aufgrund ihrer unterschiedlichen Konzeption jeweils einen Mehrwert gegenüber dem anderen bilden. Die Klassenbenennungen sind die allgemeinsten verbalen Elemente. Die Precision wird bei der Recherche mit GND-Verknüpfungen am höchsten sein, der Recall wäre entsprechend hoch bei einer Suche mit Klassenbenennungen. Daraus ergibt sich auch die Entscheidung, Klassenbenennung bei der Verbalisierung nicht zu berücksichtigen. Hinzu kommt, dass sehr allgemeine Klassen nicht über

Registereinträge und GND-Verknüpfungen verfügen und man durch den Ausschluss der Klassenbenennungen die Bildung zu großer Treffermengen vermeiden kann.

3.2. Konsequenzen für die Recherche

Den Nutzer/innen des Katalogs der DNB und derjenigen Bibliotheken, die ihre Erschießungsdaten nachnutzen, wird damit künftig mit einer verbalen Suche ein wesentlich größeres Titelspektrum zur Verfügung stehen. Bisher wurden mit einer verbalen Suche im Schlagwort-Feld nur Titel gefunden, die mit der Vorzugsbenennung, Ober- oder verwandten Begriffen verknüpft waren. Mit der Verbalisierung kommt das Titelspektrum der klassifikatorisch erschlossenen Titel hinzu. Der Recall wird damit zweifelsohne erhöht, was sich allein schon daraus erklärt, dass durch eine Verbalisierung der DDC verbale Cluster geschaffen werden, die ein größeres thematisches Titelspektrum bieten als die bisherige Recherche über Schlagwörter.

Die Erwartungen an eine Treffermenge in Bibliothekskatalogen orientieren sich aber zunehmend an den Quantitäten der großen Internetsuchmaschinen. Das Paradigma des Einzeltreffers wurde von dem einer unüberschaubar großen Treffermenge abgelöst. Obwohl das durchschnittliche Suchverhalten auch im Internet nicht sehr komplex ist, ist die Mehrheit der Internetnutzer mit dem Ergebnis ihrer Suchen aber zufrieden.²² Eine große Treffermenge irritiert den Nutzer im Allgemeinen nicht mehr, solange er durch ein adäquates Ranking die „guten“ Treffer als erste angezeigt bekommt oder die Möglichkeit hat, sie weiter einzuschränken. Diesem Anspruch werden die sich derzeit an wissenschaftlichen Bibliotheken stark verbreitenden Resource Discovery Systeme gerecht.

Auch die DDC als Facettenklassifikation bietet das Potential für den Einsatz von Suchfiltern. Ihre Hilfstafeln ermöglichen eine Facettierung nach Geografikum (Hilfstafel T2), Sprache (Hilfstafel T6) oder ethnischer Herkunft (Hilfstafel T5). Denkbar wäre auch eine zusätzliche thematische Facettierung. Die hierfür geeigneten Retrievalinstrumente müssen – zumindest an der DNB – aber zunächst angepasst werden.

Nehmen wir an, eine Nutzerin sucht Titel über Magnetschulen. Magnetschulen sind laut Wikipedia „Schulen, die sich durch einen speziellen Schwerpunkt in ihrem Curriculum oder ein besonderes pädagogisches Konzept, sowie durch einen erweiterten Einzugsbereich mit freier Schulwahl auszeichnen.“²³ Eine Suche mit dem Wort „Magnetschule“ würde derzeit im Katalog der DNB eine Null-Treffer-Menge ergeben, weil es das Wort weder als Schlagwort noch als Titelstichwort gibt, und auch sonstige bei der Suche berücksichtigte Indices das Wort nicht enthalten. „Magnetschulen“ ist aber ein Registereintrag zur DDC-Notation 373.241 „Moderne allgemeinbildende Schulen“. Die Nutzerin erhält damit derzeit eine Treffermenge von 167 Titeln. Diese haben zwar nicht die Präzision einer Schlagwortsuche, geben aber einen Hinweis darauf, in welchen Kontext das Wort eingeordnet werden kann. Möglicherweise finden sich bei der Durchsicht einiger der Titel aus der

22 Markey, Karen: Twenty-five years of end-user searching, part 1: research findings. In: Journal of the American Society for Information Science and Technology 58 (2007), Nr. 8, S. 1071-1081, hier: 1078.

23 „Magnetschule“. In: Wikipedia, Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 7. Juli 2014, 17:27 UTC. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Magnetschule&oldid=131942628> (10.11.2014).

Treffermenge über allgemeinbildende Schulen Hinweise auf Magnetschulen. Gerade im Hinblick auf die leichte Durchsuchbarkeit elektronischer Ressourcen kann diese Suche ein erster wertvoller Einstieg in eine tiefergehende Recherche sein, die mit einer Null-Treffer-Menge nicht stattgefunden hätte. Außerdem profitiert man bei der Suche von einer Kontextualisierung des Suchwortes. Besonders die Registereinträge, die in vielen Fällen an den Notationen wesentlich spezifischer und zahlreicher sind als die GND-Verknüpfungen, ermöglichen den Zugriff auf Titel zu spezifischen Themen innerhalb größerer Themengruppen. Auf der Suche nach Titeln zum Leseversagen gibt der Katalog der DNB über alle Indices derzeit vier Titel aus. Stünde als zusätzliches verbales Element der Registereintrag „Leseversagen“ zur Verfügung, wären es 54 Titel. Bei der Verbalisierung geht es demnach nicht ausschließlich um eine Erhöhung des Recalls, sondern auch darum, Titel auffindbar zu machen, die mit bisherigen Suchstrategien gar nicht gefunden wurden oder nur dann, wenn mehrere Recherchen nacheinander oder in Kombination durchgeführt wurden. Dies erfordert aber oft Geduld und Bereitschaft zu mehreren Suchschritten oder eine Expertise, die bei den Nutzer/innen nicht vorausgesetzt werden darf.

3.3. Voraussetzungen für die Umsetzung

Da sich das Projekt DDC-Verbalisierung innerhalb und außerhalb der DNB auf viele Bereiche auswirkt, wurden zunächst umfangreiche Auswertungen des Datenbestandes vorgenommen. So wurde unter anderem ermittelt, welche Schlagwörter der Teilbestände Sachschlagwörter (Ts) und Geografika (Tg) mit mehr als fünf Titeln verknüpft, aber nicht mit einer DDC-Notation versehen wurden. Die gewonnenen Daten wurden nach DDC-Sachgruppen sortiert und ausgewertet, um festzustellen, ob und an welcher Stelle Verknüpfungen zwischen DDC und GND nachgeführt werden sollten. Dabei zeigte sich, dass neben den allgemeinen Sachgruppen besonders in der Literatur und in der Chemie eine große Zahl an Schlagwörtern nicht mit einer DDC-Notation versehen ist. In der Literatur liegt der Grund dafür darin, dass es eine hohe Anzahl an Schlagwörtern gibt, die keine Korrelation zur Klassifikation haben (zum Beispiel Motive). In der Chemie ist die Gesamtzahl der Schlagwörter im Vergleich zu anderen Sachgruppen sehr hoch und die Zuordnung zu einer Notation gestaltet sich in vielen Fällen schwierig.

Weiterhin wurde die Zahl der CrissCross-Verknüpfungen einzelner Schlagwörter überprüft. Einzelne Notationen sind mit über 2.000 GND-Schlagwörtern verknüpft. Dies und der bereits erwähnte Wunsch nach einer Schärfung der Korrelation zwischen Schlagwörtern und Notationen führten zu der Entscheidung, sich bei der Verbalisierung auf die Determiniertheiten 3 und 4 zu beschränken. Da die meisten Verknüpfungen auf den Determiniertheitsgrad 2 fallen, wird damit eine Erhöhung der Precision ermöglicht.

Eine weitere Analyse bezog sich auf Titel (zum Beispiel Sprachwörterbücher oder Reiseführer), die seit Februar 2013 nicht mehr intellektuell verbal, sondern nur noch klassifikatorisch erschlossen werden. Hier wurde an älteren und noch verbal erschlossenen Titeln ein Abgleich zwischen den intellektuell vergebenen verbalen Elementen und den verbalen Elementen aus einer potentiellen DDC-Verbalisierung vorgenommen. Das betroffene Titelspektrum zeichnete sich durch eine geringe Komplexität und hohe Konformität der ihm zugeordneten Schlagwörter aus. Auch die vergebenen DDC-Notationen variierten nicht sehr stark, so dass die simulierte Verbalisierung hier im Allgemeinen

gute Ergebnisse erzielte. Es zeigte sich aber auch, dass die Ergebnisse sich verschlechterten, wenn der Titel wesentlich spezieller war als die geeignetste Notation, die für seine Beschreibung zur Verfügung stand. In solchen Fällen zeigt sich die Stärke der intellektuellen verbalen Erschließung, mit der sehr spezifische Titel wesentlich besser erschlossen werden können.

Die Analyse des Datenbestandes hatte zur Folge, dass Anpassungen angestoßen werden mussten, um Notationen für die Verbalisierung zugänglich zu machen. So waren Notationen, die mit Schlagwörtern des Teilbestandes Tg (Geografika) verknüpft sind, bisher nicht mit Determiniertheitsgraden versehen. Um auch diese Verknüpfungen sinnvoll nutzen zu können, wird derzeit geprüft, welche Notationen aus der Hilfstafel 2, die häufiger als fünfmal mit einem Titel versehen sind, nachträglich mit einer Determiniertheit versehen werden sollen. Gleiches soll noch für die Hilfstafelnotationen T5 (Ethnien) und T6 (Sprachen) geschehen.

Auch die Ablagepraxis von DDC-Notationen sollte angepasst werden. Die DDC enthält zahlreiche quasi-synthetische Notationen, die zwar als eine Synthese aus einer Haupttafel- und einer Hilfstafelnotation zu identifizieren sind, aber innerhalb der Klassifikation nicht als synthetische Notationen gelten. Das ist zum Beispiel bei der Notation 296.0711 der Fall, die aus der Haupttafelnotation 296 (Judentum) und der Hilfstafelnotation T1—0711 (Hochschulbildung) zusammengesetzt ist, aber in der DDC als quasi-synthetische Notation nicht nur eine eigene Klassenbenennung, sondern auch eigene Registereinträge und GND-Verknüpfungen erhalten hat. Um ein maschinelles Auslesen aller Notationsbestandteile zu ermöglichen, müsste die zusätzlich Ablage der ursprünglichen Haupttafelnotation 296 im Bibliothekssystem umgesetzt werden. Auf diesem Weg könnten dann die verbalen Elemente der quasi-synthetischen Notation ebenso ausgelesen werden, wie die ihrer Einzelbestandteile.



5400 [DDC22ger]296.0711
5401 296.0711
5401 296
5403 -T1--0711

Abb. 6: Wiederholung des Feldes 5401 zur Ermöglichung der Einzelablage von Notationsbestandteilen

Um das Potential einer Verbalisierung auch im Retrieval in vollem Umfang entfalten zu können, sollten mittelfristig zusätzliche Funktionalitäten in den Katalog der DNB aufgenommen werden. Vorrangig ist dabei die Ermöglichung einer Facettierung, mit deren Hilfe nach den Bestandteilen der Hilfstafelnotationen (Geografika, Sprachen, Ethnien) gesucht werden kann.

Für Nutzer/innen innerhalb und außerhalb der DNB ist es außerdem wichtig, intellektuell vergebene von automatisch oder aus einer Konkordanz erzeugten Inhaltserschließungsinformationen unterscheiden zu können. Dies muss in der Kataloganzeige ebenfalls umgesetzt werden. Dabei ist die Auswahl eines geeigneten Datenfeldes durchaus problembehaftet, weil es inzwischen automatisch erzeugte Daten aus unterschiedlichen Quellen gibt, deren Provenienz zumindest innerhalb der Bibliothekswelt erkennbar sein muss.

3.4. Herausforderungen

Da eine Klassifikation nicht primär für einen verbalen Zugang konzipiert ist, hält das Projekt DDC-Verbalisierung einige Herausforderungen bereit, die bewältigt werden müssen.

Eine Herausforderung, die sich auch schon bei der automatischen Sachgruppenvergabe zeigte, ist die unterschiedliche Eignung der einzelnen Sachgruppen für automatisierte Verfahren. Generell lässt sich sagen, dass Sachgruppen, die aus klar abgegrenzten Teilgebieten bestehen (zum Beispiel die Medizin) in der DDC besser abgebildet werden können als die Disziplinen, in denen die Teilgebiete nicht klar abgrenzbar sind.²⁴ So bleiben in Stichproben die Ergebnisse aus der Verbalisierung in der Sachgruppe Literatur (800-890) eher unbefriedigend, was nicht zuletzt auch an der umfassenden Nutzung interner Anhängetafeln liegt, aus denen keine verbalen Elemente abgeschöpft werden können. Die Differenz, die sich grob zwischen geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen ziehen lässt, wird sich wohl auch künftig nicht vollständig ausgleichen lassen.

Die DDC gehört zu den Klassifikationen, die nach der bottom-up-Methode erstellt wurden, deren Klassen also aufgrund vorliegender Titel gebildet wurden. Zwar orientiert sich die Klassifikation damit an tatsächlich erschienenen Publikationen und nicht an einem virtuellen Titeldatenbestand, die Methode hat aber auch zur Folge, dass nicht alle Klassen gleichermaßen tief gegliedert sind. Das muss sich auch auf die Verbalisierung auswirken und kann nur im Zuge einer Weiterentwicklung der DDC behoben werden. So gibt es zum Beispiel die sehr spezielle Klassenbenennung „Kleidung für Hochbegabte“ (646.3087), aber bei einem Titel über literarische Motive in der deutschsprachigen Erzählprosa des 19. Jahrhunderts muss man sich einer Notationssynthese bedienen.

Beim Retrieval wird sich zweifelsohne der Recall erhöhen. In Anbetracht veränderter Nutzererwartungen ist das nicht grundsätzlich bedenklich. Dennoch soll eine Verbalisierung den Nutzer/innen auch weiterhin eine Treffermenge bieten, die ihrem Recherchebedarf entspricht. Dies kann zum Beispiel durch ein Ranking gewährleistet werden, in dem Titel, die intellektuell erschlossen sind, höher gerankt sind als automatisiert erschlossene Titel.

4. Ausblick

Die vorausgehenden Ausführungen haben gezeigt, dass die Verbalisierung einer Klassifikation große Herausforderungen bereithält, aber auch große Chancen bietet. Durch das Projekt CrissCross sind bereits wertvolle Voraussetzungen geschaffen, um den Nutzer/innen einen zusätzlichen Sucheinstieg anbieten zu können. Die Herausforderungen in dem Projekt liegen einerseits darin, eine Auswahl der zu verwendenden verbalen Elemente aus der DDC zu treffen, die für die Nutzer/innen einen Mehrwert darstellen. Die Erhöhung des Recalls wird zwar akzeptiert, zugleich muss aber eine höchst mögliche Precision gewährleistet werden. Andererseits liegt die Herausforderung bei der Anpassung der Retrievalinstrumente, um die zusätzlich für das Retrieval gewonnenen verbalen Elemente so darstellen zu können, dass sie die Recherche logisch gestalten.

Eine Verbalisierung der DDC stellt keinen Ersatz für eine intellektuelle verbale Erschließung dar und ist als solche auch nicht vorgesehen. Es handelt sich vielmehr um einen zusätzlichen Rechercheeinstieg, der bisher ungenutzte aber vorhandene Wege für einen Zugriff auf heterogen erschlossene Titel nutzen möchte.

²⁴ Vgl. Gaus, Wilhelm: Dokumentations- und Ordnungslehre. Theorie und Praxis des Information Retrieval, 5. überarb. Aufl., Berlin/Heidelberg: Springer, 2005, S. 131.

Da die präzisesten verbalen Elemente aus der Verknüpfung zur GND stammen, bleibt die Pflege der Normdaten eine zentrale Aufgabe, die nur dann gewährleistet ist, wenn weiterhin verbal intellektuell erschlossen wird. Erst auf diese Weise entsteht ein Problembewusstsein für die zu verwendende Datenbasis und eine terminologische Kontrolle wird ermöglicht. Die Bereitstellung zusätzlicher verbaler Daten ist nur dann sinnvoll, wenn die Datenbasis verlässlich und gepflegt ist und wenn das Verhältnis zwischen Input (dem investierten Aufwand für die Erschließung von Medien) und Outcome (dem Mehrwert für die Nutzer/innen) ausgeglichen ist.

Literaturverzeichnis

- Chan, Lois Mai; Mitchell, Joan S.: Dewey-Dezimalklassifikation. Theorie und Praxis. Lehrbuch zur DDC 22, München: Saur, 2006.
- Deutsche Nationalbibliothek: Jahresbericht 2013. <http://files.dnb.de/jahresbericht2013/> (10.11.2014).
- Deutsche Nationalbibliothek: PETRUS – Prozessunterstützende Software für die Digitale Deutsche Nationalbibliothek. <http://www.dnb.de/DE/Wir/Projekte/Abgeschlossen/petrus.html> (10.11.2014).
- Deutsche Nationalbibliothek: Strategische Prioritäten 2013-2016. <http://d-nb.info/1050432266/34> (10.11.2014).
- Gaus, Wilhelm: Dokumentations- und Ordnungslehre. Theorie und Praxis des Information Retrieval, 5. überarb. Aufl., Berlin/Heidelberg: Springer, 2005.
- Gödert, Winfried: Facettenklassifikationen im Online-Retrieval. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 16 (1992), Nr. 3, S. 382-395.
- Gugerli, David: Suchmaschinen. Die Welt als Datenbank, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009.
- Hubrich, Jessica: CrissCross: SWD-DDC-Mapping. In: Mitteilungen der VÖB 61 (2008), Nr. 3, S. 50-58.
- Hubrich, Jessica: Begriffliche Suche und Wissensexploration in heterogenen Informationsräumen (Kurzfassung). In: Mitteilungen der VÖB 62 (2009), Nr. 4, S. 7-12.

- Hubrich, Jessica: Vom Stringmatching zur Begriffsexploration: das Potential integrierter begrifflicher Interoperabilität: http://linux2.fbi.fh-koeln.de/crisscross/publikationen/Hubrich_IntegrierteBegrifflicheInteroperabilitaet.pdf (2010) (10.11.2014), Preprint zum gleichnamigen Aufsatz in: Ohly, H. Peter (Hg.): Wissen – Wissenschaft – Organisation. Proceedings der 12. Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Gesellschaft für Wissensorganisation, Bonn, 19. bis 21. Oktober 2009, Würzburg: Ergon, 2013, S. 161-172.
- Inhaltliche Erschließung in der Deutschen Nationalbibliothek. <http://www.dnb.de/SharedDocs/Downloads/DE/DNB/wir/inhaltserschliessung/nichterschliessenGesamt.pdf> (10.11.2014).
- Introduction to the Dewey Decimal Classification. <http://www.oclc.org/content/dam/oclc/dewey/versions/print/intro.pdf> (10.11.2014).
- Karg, Helga; Bee, Guido: Navigieren zwischen Schlagwort und Notation. CrissCross als Verbindung zwischen SWD und DDC. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2007/381/pdf/LeipzigVortragstext.pdf> (10.11.2014), Verschriftlichung des gleichnamigen Vortrags beim 96. Deutschen Bibliothekartag „Information und Ethik“ 3. Leipziger Kongress für Information und Bibliothek 2007 in Leipzig.
- Leitfaden zur Vergabe von DDC-Notationen an SWD-Schlagwörtern. http://linux2.fbi.fh-koeln.de/crisscross/CrissCross_Endg_Grundlagenpapier_Sept2010.pdf (10.11.2014).
- „Magnetschule“. In: Wikipedia, Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 7. Juli 2014, 17:27 UTC. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Magnetschule&oldid=131942628> (10.11.2014).rkey, Karen: Twenty-five years of end-user searching, part 1: research findings. In: Journal of the American Society for Information Science and Technology 58 (2007), Nr. 8, S. 1071-1081.
- Markey, Karen: Twenty-five years of end-user searching, part 1: research findings. In: Journal of the American Society for Information Science and Technology 58 (2007), Nr. 8, S. 1071-1081.
- Stock, Wolfgang G.; Stock, Mechthild: Wissensrepräsentation. Informationen auswerten und bereitstellen, München: Oldenbourg, 2008.

Historisches Kulturgut – neue Aufgaben

Konversion des kulturellen Erbes für die Forschung

Volltextbeschaffung und -bereitstellung als Aufgabe der Bibliotheken

Thomas Stäcker, Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel

Zusammenfassung:

Mit der Transformation des gedruckten Buch zum elektronischen Text verändern sich zentrale Rahmenbedingungen der Bibliothek. Die theoretischen Grundlagen des „Buches“ müssen unter dem Gesichtspunkt des Digitalen neu durchdacht und auf ihre praktischen Konsequenzen hin geprüft werden. Vor allem die Transivität, spezifische Schriftlichkeit und Prozessierbarkeit elektronischer Texte sind Eigenschaften, die Konsequenzen für eine ganze Reihe bibliothekarischer Kernaufgaben haben. Mit Blick auf das kulturelle Erbe, das in Bibliotheken verwahrt wird, stellt sich die Aufgabe, auf diesen Paradigmenwechsel angemessen zu reagieren und Sorge dafür zu tragen, dass das schriftliche und gedruckte Kulturgut auch in einer adäquaten maschinenlesbaren Form zur Verfügung steht. Nach gut zehn Jahren erfolgreicher Imagedigitalisierung muss daher jetzt, nach der Entwicklung entsprechender Techniken, der nächste Schritt zur Herstellung, Aufbereitung und Bereitstellung von Volltext getan werden, um neuen, sich aus der digitalen Wende ergebenden Forschungsanforderungen und Forschungsfragen, die sich z.B. mit Begriffen wie Stilometrie, Clusteranalyse, Topic Modeling etc. verbinden, zu genügen. Den Bibliotheken wächst vor diesem Hintergrund in der Transformation des schriftlichen Kulturgutes und Bereitstellung von Volltexten eine neue Aufgabe zu. Sie können darin einen wichtigen Beitrag zum Aufbau einer Infrastruktur für eine digital arbeitende Geistes- und Kultwissenschaft bzw. die Digital Humanities leisten.

Summary:

The transformation of the book into an electronic text has led to constitutive changes in the functional frameworks of the library. Basic concepts of the notion of the 'book' have to be reconsidered and to be evaluated in view of the practical consequences. Above all, the transitivity of such texts, the specific mode of writing employed, and their ability to be processed are aspects that have considerable impact on several core tasks of the library. In view of the cultural heritage that is preserved in libraries this paradigmatic shift requires an appropriate response, and libraries have the task of converting artifacts of written and printed cultural heritage into machine-readable form and to provide access to it. After ten years of successful image digitization and the development of suitable techniques, the aim is now to produce, enhance and provide access to full text in order to fulfill new research requirements and deal with the issues involved. This involves methods such as stylometry, cluster analysis or topic modeling. In taking on these new tasks libraries can make an important contribution to building up a research infrastructure for the digital humanities.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S220-237](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S220-237)

Autorenidentifikation: Stäcker, Thomas: GND 141905573

1. Einleitung

Die Bibliothek der Zukunft ist nicht nur eine Bibliothek der Bücher, sondern auch eine Bibliothek der Texte. Dieser Satz ist auf den ersten Blick merkwürdig und scheint etwas zu fordern, was doch selbstverständlich ist: Bibliotheken kümmern sich um die Bereitstellung von Texten. Doch bei allem Ungefähren, das Texte umgibt¹, trennt Texte und Bücher im üblichen Verständnis ein signifikantes Merkmal. Während Bücher integral mit einem Träger verbunden sind, existieren Texte auch ohne diesen Träger. Texte können von Träger zu Träger wandern und sind gegen ihr Substrat neutral: „l'œuvre se tient dans la main. Le texte se tient dans le langage“.² In diesem Sinne kann man den Text auch vom Dokument unterscheiden, das sich in einem materiellen Substrat wie Papier manifestiert.³ Ebenso ist der Text anders als das Werk – auch wenn es in der Definition von FRBR dem hier gebrauchten Textbegriff nahekommt, denn das Werk ist zwar auch eine geistige Abstraktion, aber es ist in der Regel innig mit dem Begriff seines Schöpfers verbunden, Texte schließen diese Konnotation nicht notwendig ein. Text wird zwar im Singular gelegentlich wie Werk gebraucht, im Plural jedoch nicht.⁴ Zudem ist der Text anders als das Werk mit der Sprache bzw. Schrift verbunden. Der Text ist damit einerseits weiter gefasst und weniger bestimmt bzw. „fixiert“ als das Werk, andererseits aber mit der Beschränkung auf die Sprache und Schrift auch enger.⁵ Natürlich hängt die Bestimmung von Text davon ab, in welchem Kontext er verwendet wird⁶, und obige Charakterisierung ist sicher nicht für alle Fälle brauchbar. Doch für die intendierte bibliothekarische Adaption des Begriffes „Text“ ist dies unerheblich, denn es geht vor allem darum, einen Begriff zu entwickeln, der es erlaubt, Eigenschaften wie Schriftlichkeit, Prozessierbarkeit und Transitivity⁷ sprachlich angemessen zu verankern und mit Blick auf die Aufgabe der Konversion des gedruckten Erbes fruchtbar werden zu lassen. „Text“ in diesem Sinne wird im Kontext der Digitalisierung benutzt, d.h. es geht darum, die spezifischen Eigenschaften des Textes im digitalen Medium und die Auswirkungen, die das digitale Medium auf den Text hat, mit in Rechnung zu stellen. Dabei soll die von Cerquiglini formulierte Einsicht als Leitfaden dienen, dass der digitale Text „malgré la parenté inertie de vocabulaire, sa technique ne ressemble en rien à l'imprimerie“⁸. Mit anderen Worten, hier wird eine grundsätzliche Differenz zum gedruckten oder handgeschriebenen Buch

1 Vgl. z. B. Eggert, Paul: Text-encoding, Theories of the Text, and the 'Work-Site'. In: *Literary and Linguistic Computing* 20 (2005), H. 4, S. 425–435; Landow, George P.: *Hypertext 3.0. Critical Theory and New Media in an Era of Globalization*. Baltimor: Johns Hopkins Univ. Press, 2006; Pedauque, Roger T.: *Le Document à la lumière du numérique: forme, texte, médium: comprendre le rôle du document numérique dans l'émergence d'une nouvelle modernité*. Caen: C & F Éd., 2006 und jüngst Caton, Paul: On the term 'text' in digital Humanities. In: *Literary and Linguistic Computing* 28 (2013), S. 209–220.

2 Barthes, Roland: *De l'œuvre au Texte*. In: *Revue d'esthétique* 3 (1971), S. 226.

3 Pedauque (wie Anm. 1): „Une première définition du document pourrait être représentée par l'équation: Document traditionnel = support + inscription“, S. 36.

4 Vgl. Caton, Paul (wie Anm. 1).

5 Die metaphorische Weiterung des Textbegriffes in einem außerschriftlichen Sinne kommt hier nicht in Betracht.

6 Pedauque hat hierfür die Analogie zum Begriff der linguistisch verstandenen Pragmatik bemüht (wie Anm. 1): „Le document comme médium: cette dimension enfin pose la question du statut du document dans les relations sociales...“, S. 32.

7 Vgl. Barthes (wie Anm. 2): „Il s'ensuit que le Texte ne peut s'arrêter (par exemple à un rayon de bibliothèque); son mouvement constitutif est la traverse (il peut notamment traverser l'œuvre, plusieurs œuvres)“, S. 227.

8 Cerquiglini, Bernhard: *Éloge de la Variante. Histoire critique de la philologie*. Paris: Éd. du Seuil, 1989, S. 29.

behauptet – modisch formuliert: ein Paradigmenwechsel – und gegenüber Analogiebildungen und Adaptionen aus der Ära des Druckes zu Skepsis geraten, auch wenn sprachliche Kontinuitäten Übergänge vermitteln helfen (vgl. das Beispiel des englischen *volume*, das mit seiner lateinischen Wurzel *volumen* (=Rolle) wenig gemein hat).

Es ist schon viel geschrieben worden über die Eigenschaften elektronischer oder digitaler Texte bzw. Dokumente. Ich möchte nur drei herausgreifen, die mir für die Behandlung von elektronischen bzw. E-Texten konstitutiv scheinen: Transitivität, Schriftlichkeit und Prozessierbarkeit.

Transitivität bedeutet, dass Texte sich leicht von ihrem Träger lösen lassen. Es heißt nicht, dass der Text gänzlich trägerlos wäre, aber der Träger ist nicht mehr integral mit dem Text verbunden, so wie wir es heute noch von einem Buch kennen. Die Funktion des Trägers bzw. in einem kommunikationstheoretischen Sinne des Mediums, ist dabei eine je unterschiedliche. Schon in der Antike gab es transitorische Texte, z.B. Aufzeichnungen in Wachstafeln. Die Wiederbeschreibbarkeitsfunktion dieser Tafeln bis hin zur Kreidetafel diente vor allem dazu, Texte für zeitlich begrenzte Zwecke sichtbar werden zu lassen, sei es zu pädagogischen oder auch kalkulatorischen Zwecken. Der Text war nach seiner zeitlich begrenzten Präsentation unwichtig und konnte „gelöscht“ werden. Der Träger, so wird aus diesem Zusammenhang deutlich, hatte zwei wichtige Funktionen. Einerseits diente er zur Präsentation bzw. Manifestation des Textes – ohne Träger bzw. Medium wäre der Text nicht sichtbar –, andererseits bestimmte der Träger die Funktion des Textes. Gebrauchstexte bedurften keines Trägers, der hohe Anforderungen an seine dauerhafte Verfügbarkeit stellte. Sakrale Texte hatten im Gegenteil hohe Anforderungen an ihre dauerhafte Aufbewahrung und damit an ihren Träger (Stein, Bronzetafeln, Pergament etc.). Mit der innigen Verbindung ging einher, dass der Träger für die Integrität und Originalität des Textes sorgte, der so „festgestellt“ und zum Werk wurde, denn die Transitivität der Texte bedeutete im Prozess der Überlieferung auch immer die Gefahr der Verfälschung.⁹ Mit dem Aufkommen elektronischer bzw. digitaler Texte¹⁰ rückte die prinzipielle Transitivität des Textes wieder stärker in den Vordergrund. Symptomatisch für die Anfangszeit war, dass man dem temporär auf dem Bildschirm erscheinenden Text keinen oder nur geringem Wert beimaß. Die flüchtige Verbindung des Textes mit seinem Träger (CD-ROM, Festplatte, etc.) schien ihn funktional weder für die dauerhafte Aufbewahrung zu qualifizieren, noch auch seine Originalität sichern zu können. Doch diese aus dem Druckzeitalter stammenden Vorurteile beginnen sich in dem Maß aufzulösen, wie der E-Text zur Normalität und die Transitivität nicht nur als Mangel, sondern auch als Fortschritt begriffen wird. Denn mit dem nahezu Verschwinden des Trägers in elektrischen Ladezuständen des RAM eines Computers verschwinden auch materielle Hindernisse, die die Verbreitung des Textes begrenzt haben. Die in der Geschichte des Textes so wesentliche Möglichkeit des Verbreitens durch Kopieren hat eine Stufe der Mühelosigkeit erreicht, die von allen Einschränkungen wie des aufwändigen handschriftlichen Kopierens oder des Setzens

9 Die Verfälschung, wie wir sie heute verstehen, nämlich als Änderung der schriftlichen Form des Textes, wurde in der Antike und im Mittelalter allerdings nur bei sakralen Texten als Gefahr gesehen. Der schriftlich sichere und festgestellte Text ist vor allem Resultat des Buchdrucks, vgl. Eisenstein, Elisabeth: *The printing press as an agent of change*. Vol. I and II. Cambridge: Cambridge University Press, 1997: „Of all the new features introduced by the duplicative powers of print, preservation is possibly the most important.“, S. 113.

10 Zuvor im sprachlichen Bereich auch durch Radio und Fernsehen.

für die Druckerpresse absehen lassen. Mit der leichten Kopierbarkeit, die die Transivität des Textes hervortreten lässt, ändern sich aber auch bibliothekarische Konzepte. Das Sammeln bzw. Erwerbung, die Benutzung, die Ausleihe, das Magazin, der Katalog, der Lesesaal, die Bestandserhaltung etc. wandeln ihre ursprüngliche Bedeutung oder werden obsolet¹¹. So benötigen z.B. elektronische Texte kein Magazin im klassischen Sinne und müssen auch nicht ausgeliehen, sondern können kopiert werden, zumindest wenn es die rechtlichen Rahmenbedingungen zulassen.

Mit der Eigenschaft der *Prozessierbarkeit*¹² kommt ein Moment zum Tragen, das für den in der Bibliothek nötigen Wandel ausschlaggebend ist. E-Texte können u.a. durchsucht, indiziert, kombiniert, gewandelt, verlinkt, automatisch analysiert, mit Text Mining Techniken bearbeitet werden, so dass sie ihre ursprüngliche Funktion, die vor allem in ihrer Lesbarkeit bestand, überschreiten und die Bibliothek zwingen, Vorsorge zu treffen, damit Texte auch prozessiert werden können. Dabei beruhen diese Funktionen wesentlich auf der Sprachlich- bzw. der *Schriftlichkeit* der Texte, die sich, was hier theoretisch nicht näher ausgeführt werden kann¹³, gegenüber der natürlichen Sprache emanzipiert und unter den Bedingungen des Digitalen Züge einer eigenen Algorithmik annimmt. Fachlich kann die Bibliothek bei der Verarbeitung der Schrift gemäß ihren Intentionen (Erschließung, Benutzbarkeit) auf Methoden zurückgreifen, die vor allem in der Linguistik, aber nicht nur ihr entwickelt wurden und die letztlich dazu führen sollten, die Bibliothekswissenschaft um eine digitale Textwissenschaft zu bereichern. Die Bibliothek, die wie Lipsius bemerkt, zusammen mit der Schrift erfunden wurde¹⁴, muss sich darauf einstellen, und nicht nur das, sie muss ein treibender Faktor in der Konversion des kulturellen schriftlichen Erbes werden, denn es ist absehbar, dass eine effiziente wissenschaftliche Benutzung des in Bibliotheken befindlichen Quellenmaterials nur unter der Voraussetzung möglich sein wird, dass es in aufbereiteter digitaler bzw. re-kodierter Form vorliegt. Gefragt sind vor allem strategische Lösungen, die auf internationalem und nationalem Level arbeitsteilige Prozesse in Gang setzen, um der kultur- und geisteswissenschaftlichen Forschung eine moderne Infrastruktur oder, um einen neuen Begriff zu verwenden: eine virtuelle Forschungsinfrastruktur zur Verfügung zu stellen. Unter nationalen Gesichtspunkten ist die Digitalisierung aller mittelalterlichen Handschriften und Inkunabeln auf deutschem Gebiet (Regionalprinzip) und aller im deutschsprachigen Raum oder in Deutsch gedruckten, heute auf dem Gebiet der Bundesrepublik befindlichen Werke, soweit sie nicht dem Urheberrecht unterliegen (gemischtes Regional- und Sprachprinzip), das Ziel.

Digitalisierung ist dabei ein unscharfer Begriff. Zu unterscheiden sind zunächst die Digitalisierung als Reproduktion von Quellen und deren Konversion in eine maschinenlesbare Form (Retrodigitalisierung)¹⁵, wobei mehr oder weniger konstitutive Komponenten differenziert werden

11 Stäcker, Thomas: Vom Buch zum Text. Sammeln, Erschließen und Benutzen im digitalen Zeitalter. In: Christine Haug; Rolf Thiele (Hg.): Buch – Bibliothek – Region. Wolfgang Schmitz zum 65. Geburtstag. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014, S. 353-364.

12 Dino Buzetti: Digital Editions and Text Processing. In: Marilyn Deegan (Hg.): Text editing, print and the digital world. Farnham, Surrey: Ashgate, 2009, S. 45-61.

13 Zum Konzept einer sich von der Sprache emanzipierenden Schrift s. insbesondere Derrida, Jacques: De la grammatologie. Paris: Éd. de Minuit, 1967.

14 Justus Lipsius: Syntagma de bibliothecis. Antwerpen: Moretus, 1602, S. 9. <http://diglib.hab.de/drucke/qun-59-9-1/start.htm?image=00011> (17.9.2014).

15 Im Archivkontext redet man auch von der Digitalisierung der Findmittel, also der Metadaten. Diesen eingeschränkten

können, wie die Erfassung von Metadaten, die Imagedigitalisierung, die Erfassung von Strukturdaten, der Volltext (*plain text*) oder der Volltext mit Markup; sodann die Digitalisierung als Praxis digitalen Publizierens (*born digital*). Nachstehend soll der Stand und die Perspektiven der Retro-Digitalisierung aufgezeigt und das Potential deutlich gemacht werden, das sich aus der Transformation einer Bibliothek der Bücher zu einer Bibliothek der Texte ergibt. Die Neuerwerbung von E-Texten im Sinne von *born digitals* tritt organisch hinzu, wird hier aber nicht weiter thematisiert.

2. Stand der Imagedigitalisierung

Die Imagedigitalisierung ist die unmittelbare Voraussetzung für die Volltextdigitalisierung. Daher ist es sinnvoll, zunächst einen Blick auf den Stand der Imagedigitalisierung zu werfen. Wenn man auf die Entwicklung der Digitalisierung in Deutschland zurückblickt, kann man beklagen, dass der Fortschritt so langsam erfolgte und es die einschlägigen Fördereinrichtungen, aber auch die größeren Gedächtnisorganisationen versäumt haben, die Digitalisierung koordiniert voranzubringen. Zahlreiche, sicher verdienstvolle Einzelunternehmungen führten nicht selten zu unnötigen digitalen Dubletten, der zentrale Nachweis blieb zunächst in dem Versäumnis der Verbundsysteme stecken, sich miteinander ins Benehmen zu setzen, um einen gemeinsamen Datenpool aufzubauen und anzubieten.¹⁶ Doch auch die DDB noch auch die Europeana brachten bislang den gewünschten zentralen Zugriff auf Digitalisate. Erfreuliche Spezialportale wie ZVDD¹⁷ für vor allem alte Drucke fanden nicht genügend Rückhalt. Am ehesten kann noch der KVK¹⁸ für sich beanspruchen, einen zentralen Zugriff auch auf digitalisierte Bücher in Deutschland zu bieten.

Auf der europäischen Ebene ist grundsätzlich zu beklagen, dass in den letzten Jahren nur wenig Mittel in die Herstellung von *content* geflossen sind, mit dem widersinnigen Ergebnis, dass zwar die Entwicklung digitaler Werkzeuge gut vorangeschritten ist, es aber zu wenig frei nutzbare Daten in öffentlicher Hand gibt, mit denen diese Tools signifikante Ergebnisse erzielen könnten; die digitalen Geisteswissenschaften bzw. Digital Humanities wurden so um Jahre zurückgeworfen. Angesichts der in EU Rahmenprogrammen verausgabten Summen ist es unverständlich, dass das Potential von Big Data Entwicklungen im Kulturerbebereich verkannt und an den infrastrukturellen Bedürfnissen vorbei substantielle Mittel wo nicht vergeudet, so doch in vielen Bereichen falsch oder erst zu spät an den richtigen Stellen platziert wurden, denn die in der Theorie plausible Vorstellung, dass die europäischen Länder selbst auf nationaler Ebene für den digitalen *content* sorgen müssten, hat sich in der Praxis als illusorisch erwiesen. Gleichwohl verlief die Entwicklung für Deutschland in den letzten Jahren vergleichsweise günstiger als in anderen Ländern, nicht, weil die zuständigen staatlichen Stellen auf Länderebene sich zeitig engagiert hätten – der Aufbruch kam, wenn überhaupt, nur halbherzig, spät und unkoordiniert¹⁹ –, sondern weil die DFG nach einer anfänglichen

Gebrauch mache ich mir hier nicht zu Eigen. Digitalisierung schließt nach meinem Verständnis immer auch die Reproduktion des Originals ein.

16 Vgl. die mehr als deutliche Kritik durch den Wissenschaftsrat:
<http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10463-11.pdf> (16.9.2014).

17 <http://www.zvdd.de/startseite/> (16.9.2014).

18 <http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/kvk.html> (16.9.2014).

19 Systematische Informationen zu den Digitalisierungsprogrammen der Länder sind nur schwer zu ermitteln, die

Experimentierphase²⁰ konsequent in die Förderung der Digitalisierung eingestiegen ist und die zuständigen Ausschüsse, insbesondere von Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS), erkannt haben, wie wichtig die Bereitstellung von digitalen Quellen für die Forschung war und ist und dass digitale Forschung nur auf der Basis digitalisierter Quellen und Daten stattfinden kann. Entscheidend für die sich nun abzeichnende stringenterere Kulturgutdigitalisierung waren zwei Faktoren, zum einen die so genannten DFG Praxisregeln²¹, die für ein hohes Maß an Standardisierung sorgten und von Anfang an vorausschauend auch mögliche Texterkennungsverfahren bei der Qualität der Imagedigitalisierung im Blick hatten, zum anderen die intensivere Kooperation von großen und mittelgroßen Bibliotheken in verschiedenen so genannten Masterplänen, in denen es schrittweise gelang, frühere Alleingänge zu integrieren und das Ziel der Gesamtdigitalisierung als gemeinsame bibliothekarische Aufgabe ins Bewusstsein zu rücken, ein Prozess, der sich auch für die jetzt anstehende Volltextdigitalisierung als gute Voraussetzung empfiehlt.

Seit gut 10 Jahren digitalisieren Bibliotheken in relativ systematischer Form Ihre Bestände. Den Auftakt machten die so genannten „Massendigitalisierungsprojekte“²². Mit dem Googleprojekt der BSB trat ein Projekt hinzu, das seinerzeit ungeahnte neue Größenordnungen eröffnete. Da das Google-Projekt nicht der Systematik der späteren Masterpläne und einem mit anderen Bibliotheken koordinierten Prozess folgen konnte, hat es in organisatorischem Sinne zu einer Zerteilung des Vorgehens bei der Digitalisierung geführt. Hier die Bestände der BSB, die komplett von Google digitalisiert wurden und werden, dort die Bestände der übrigen Bibliotheken. Alle späteren, Drucke betreffenden Masterpläne bauten auf dieser Konstruktion auf.

Eine Reihe von Initiativen widmete sich gezielt den jeweiligen Materialien. Ein Pilotprojekt zur Entwicklung eines Masterplans zur Digitalisierung der rund 60.000 mittelalterlichen Handschriften in Deutschland wurde vor kurzem begonnen.²³ Digitalisierte Inkunablen werden zentral im ISTC

folgende Übersicht gibt daher nur einen Eindruck zum status quo wieder. In Baden-Württemberg werden Projekte von der Stiftung Kulturgut und dem Land gefördert, das in einem unlängst aufgelegten Programm zur Digitalisierung wertvoller Bestände mehr als € 1,5 Mio zur Verfügung stellte; in Bayern gibt es kein zentrales Programm, sondern nur einzelne Projektförderungen vor allem für den Bereich Bavarica, die über das Portal „bavarikon“ zugänglich sind; Berlin hat Haushaltsmittel von immerhin knapp € 1 Mio pro Jahr für ein „Digitalisierungskonzept für das Land Berlin“ eingestellt, allerdings fließt nur ein Bruchteil in die content-Produktion; Brandenburg fördert im Umfang von etwa € 150.000 Digitalisierungsprojekte im Jahr; Bremen und Hamburg haben kein Digitalisierungsprogramm; Hessen fördert über LOEWE (Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz) auch einzelne Digitalisierungsprojekte; Niedersachsen finanziert zwar ein zentrales Kulturerbe-Portal, aber nicht die Herstellung von content, Nordrhein-Westfalen fördert ein zentrales Portal und verfolgt ein zentrales Archivierungsmodell, „Digitales Archiv NRW“, ein Programm zur content-Herstellung fehlt jedoch; Rheinland-Pfalz besitzt kein Digitalisierungsprogramm, unterstützt aber das Portal „dilibri“; im Saarland gibt es nur Vorüberlegungen; Sachsen hat die SLUB Dresden mit der Koordinierung von Digitalisierungsprojekten beauftragt. Einzelne Vorhaben sind angelaufen; Schleswig-Holstein besitzt kein Programm und fördert allenfalls Einzelprojekte im Kontext der Bestandserhaltung; Thüringen hat kein Programm, fördert aber Einzelprojekte im Volumen von ca. € 300.000.

20 S. das Förderprogramm Verteilte Digitale Forschungsbibliothek der DFG:

<http://webdoc.sub.gwdg.de/ebook/aw/2004/retro/RappldeeVDF.pdf> (15.9.2014).

21 http://www.dfg.de/formulare/12_151/12_151_de.pdf (14.9.2014).

22 Opitz, Andrea; Stäcker, Thomas: Workshop der Massendigitalisierungsprojekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen und Bibliographie 56 (2009), S. 363-373.

23 <http://www.bsb-muenchen.de/die-bayerische-staatsbibliothek/projekte/digitalisierung/pilotphase-handschriftendigitalisierung/> (15.9.2014)

und im deutschen Census von der BSB sowie vom Gesamtkatalog der Wiegendrucke in Berlin nachgewiesen.²⁴ Ziel ist, die rund 27.000 existierenden Inkunabelausgaben digital zur Verfügung zu stellen. Die Digitalisierungsprojekte des 16. und 17. Jahrhunderts bauen auf der Voraussetzung der nahezu fünfzigjährigen Katalogisierung von VD 16 und VD 17 auf.²⁵ Ohne diese jahrzentelangen Vorarbeiten wäre an ein koordiniertes Digitalisierungsprogramm nicht zu denken gewesen und erst im Ausgang von diesen Datenbanken konnte man Teilmengen definieren, die sich Bibliotheken zur Digitalisierung zuweisen lassen konnten. Auf diese Weise wurden im VD 16 bis heute ca. 50.000 von ca. 110.000, im VD 17 ca. 100.000 von ca. 280.000 Drucken digitalisiert. Das noch laufende VD 18 spielt insofern eine Sonderrolle, als die Digitalisierung nicht konsekutiv auf die Katalogisierung folgt, sondern Hand in Hand mit ihr geht. Von den zu erwartenden 600.000 Drucken sind bereits ca. 100.000 digitalisiert und über die Datenbank verlinkt.²⁶ In den nächsten etwa 10 Jahren sollte die Digitalisierung systematisch auf eine Quote von 80 % gebracht²⁷ und der Rest nach Bedarf in Einzelprojekten digitalisiert werden können. Voraussetzung ist, dass die Finanzierung der Digitalisierung fortgesetzt und dass auch die Länder ihre Verantwortung in diesem Prozess z.B. bei der Kofinanzierung und der Bereitstellung der erforderlichen Infrastruktur erkennen. Weitgehend unberücksichtigt ist das 19. Jahrhundert. Angesichts der zu erwartenden Mengen und unklaren Katalogisierungs- bzw. Metadatenlage wäre hier zunächst eine kleinere Machbarkeitsstudie und Durchführung einiger Pilotprojekte anzustreben.

Die Grundlagen für die jetzt anstehende Volltexterfassung sind vor diesem Hintergrund relativ gut, zumal die Bibliotheken anders als kommerzielle Anbieter (vgl. z.B. Early English Books Online (EEBO)²⁸) ihre Volltextdigitalisate frei anbieten und damit Synergien nutzen können, die kommerziellen oder teilkommerziellen Anbietern nicht zur Verfügung stehen. Die notwendige Metadatenerfassung ist in den letzten Jahren weitgehend²⁹ erfolgt bzw., was die Digitalisierung anlangt, auf gutem Weg, so dass es vernünftig ist, jetzt systematisch in die Volltextdigitalisierung einzusteigen.

3. Volltextdigitalisierung

Volltextdigitalisierung ist aus bibliothekarischer Hinsicht nicht nur ein technisches, sondern vor allem ein administratives Problem. Sie stellt, recht betrachtet, einen speziellen Fall der Erwerbung dar. Bibliotheken verhalten sich nach wie vor zögerlich, was die Erwerbung von Volltexten bzw. E-Texten anlangt. Die aus der Tradition der Bibliothek als sammelnder Einrichtung heraus unverständliche

24 <http://www.bsb-muenchen.de/die-bayerische-staatsbibliothek/projekte/erschliessung/inkunabel-census-fuer-deutschland-istc/> (15.9.2014) und GW www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de (15.9.2014).

25 Die nationalbibliographische Verzeichnung des VD 16 begann 1969, das des VD 17 1982 (Vorbereitungsphase).

26 <http://vd18.de/> (15.9.2014).

27 Hier ist davon auszugehen, dass weitgehend alle relevanten Forschungsfragen adressiert werden können.

28 <http://eebo.chadwyck.com/home> (15.9.2014).

29 Eine tatsächlich vollständige Erfassung des gedruckten deutschen Kulturerbes bleibt allerdings ein dauerhaftes Ziel. So ist bekannt, dass z.B. im VD 17 Titel mit Druckorten im östlichen Europa des alten deutschen Sprachgebiets nur unzureichend erfasst sind. Dies betrifft gerade das regional begrenzte Kleinschriftum. Andere Regionen, wie der Südwesten Deutschlands, sind ebenfalls nur ungenügend erfasst, weil große Bibliotheken wie Heidelberg, Stuttgart oder Tübingen ihre Bestände nicht oder nur teilweise eingebracht haben. Das jetzt laufende Digitalisierungsprogramm hat aber dazu geführt, dass andere Bestände wie z.B. Erlangen, Hamburg, Jena und Rostock nachträglich ergänzt und schmerzliche Lücken geschlossen werden konnten.

Zurückhaltung bei der Erwerbung von aktuellen E-Texten – meist werden nur Lizenzen erworben³⁰ –, setzt sich bei der Beschaffung von Volltexten von Werken des kulturellen Erbes fort. Erwerbung von Volltexten oder E-Texten³¹ kann auf zwei Wegen erfolgen: entweder durch Herstellung oder durch Kopieren, Herstellung wiederum durch Transformation oder Verfassen (so genannte *digital born* oder digitale, nicht digitalisierte Dokumente).

Kopieren ist ein Erwerbungsprozess, der in der Handschriftenzeit üblich war und im Druckzeitalter aus dem Blick geraten ist³², weil der Drucker die benötigte Anzahl von Kopien herstellte und händisches Kopieren nach Diktat in Skriptorien entfallen konnte.³³ Mit dem digitalen Dokument bzw. E-Text erhält das Kopieren neue Bedeutung. Beschaffung eines Textes bedeutet im einfachsten Fall, ihn herunterzuladen bzw. eine lokale Kopie herzustellen. Voraussetzung dafür ist, dass es ein Kopierrecht gibt. Ob ein solches besteht, hängt mit dem Herstellungsprozess zusammen und ist für den Erwerber nicht immer leicht zu entscheiden. Von Vorteil erweist sich hier, wenn Texte von ihren Herstellern bzw. den Rechteinhabern markiert sind, z.B. durch eine *Creative Commons Lizenz*.³⁴ Die Zurückhaltung von Bibliotheken beim Erwerb von Volltexten resultiert auch aus der Form der Texte. Volltexte sind anders als Druckwerke bislang nicht normiert oder genügen modernen Anforderungen, die unter der Maßgabe der *Prozessierbarkeit* von Texten stehen, nicht oder nur unzureichend. Typisch sind im Internet derzeit Texte im PDF Format. Ein PDF ist layoutbasiert und simuliert darin Dokumente des Druckzeitalters. Für die digitale Nachnutzung bzw. Prozessierbarkeit sind aber Dokumente unverzichtbar, deren Strukturen explizit ausgezeichnet wurden. Diese strukturellen Elemente wie Fußnoten, Register, Inhaltsverzeichnis, Haupttext, Paginierungen etc. lassen sich in Texten, die im PDF Format vorliegen, technisch nicht zuverlässig identifizieren. Eine Fußnote ist eine in kleiner Type gedruckte Ziffer, die nur intellektuell durch den Leser zu verstehen ist. Computer vermögen diese Information nicht oder nur unzuverlässig zu verarbeiten. Daher ist PDF als Format prinzipiell ungeeignet, auch für die Langzeitarchivierung, selbst wenn es kommerzielle Anbieter geschafft haben, PDF/A als Langzeitarchivstandard zu „verkaufen“.

Die Frage, die sich an dieser Stelle erhebt, ist, wie genau Texte beschaffen sein müssen und sollen, um in ihrer Eigenschaft als E-Texte adäquat genutzt bzw. prozessiert werden zu können. Als sicher kann gelten, dass Texte mit Markup ausgezeichnet sein und einem definierten Zeichencode folgen müssen. Für das Markup hat sich XML durchgesetzt³⁵, für den Zeichencode Unicode. Allerdings hat sich trotz bereits entwickelnder Standards wie der *Text Encoding Initiative* (TEI)³⁶ noch kein Publikationsstandard durchgesetzt, der diese Strukturen in verallgemeinerter Form festhielte. Die TEI

30 Es sind durchaus nicht nur rechtliche Probleme, die hier wirksam sind. Einige Einrichtungen scheuen die erforderlichen Umbauten in der Infrastruktur, andere sehen sich mit Verweis auf die DNB nicht in der Pflicht zu archivieren, wieder andere nutzen E-Books nur als ephemeres Angebot.

31 Volltext und E-Text werden meist daraufhin unterschieden, dass erster hergestellt wird, letzterer bereits besteht.

32 Wenn es auch immer wieder Fälle gab, wo vergriffene Werke auf der Grundlage von Bibliotheksexemplaren nachgedruckt wurden. Es gibt sogar darauf spezialisierte Dienstleister.

33 Stein, Peter: *Schriftkultur. Eine Geschichte des Lesens und Schreibens*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 2006.

34 <http://de.creativecommons.org/> (16.9.2014).

35 Es ist üblich, aber nicht notwendig, dass die Serialisierung in XML erfolgen muss. Kodierungen in z.B. JSON sind ebenso möglich und kommen gerade in Zusammenhängen in Gebrauch, wo es um lightweight-Anwendungen geht.

36 <http://www.tei-c.org> (16.9.2014).

kommen zwar regelmäßig in Editionen zum Einsatz, was sich aus ihrer Herkunft als Markupsprache für Transkriptionen erklärt, aber einerseits kennen sie selbst wiederum vielfältige Varianten, andererseits sind sie bei moderneren Publikationsformen derzeit (noch) eher selten.³⁷

Die Herausforderung für die Bibliothek besteht darin, die unterschiedlichen Kopien in ein Zielformat zu überführen, um standardisierte Prozesse der Recherche, von Verfahren der *Digital Humanities* (DH) (s. u.) und zur Langzeitarchivierung ausführen zu können. Das heißt nicht, dass man das Originalformat nicht archivieren könnte und sollte, nur kann die Bibliothek angesichts der zahllosen, oft proprietären oder unzureichend standardisierten Dokumente im Internet nicht individuell für eine vollständige Konversion aller Strukturmerkmale sorgen, zumal die Dokumente selbst (s. PDF oder z.T. auch HTML) diese Information nicht ohne weiteres bieten. So gibt es zu Recht Bemühungen, Basis- oder Standardformate z.B. auf der Basis der TEI³⁸ zu formulieren, und Bibliotheken tun im eigenen Interesse gut daran, diesen Prozess zu unterstützen und auch Hersteller wie auch Verlage zu ermuntern, Texte in strukturell ausgezeichneten Formaten anzubieten. Sofern Bibliotheken selbst in der Lage sind, Texte über den Herstellungsprozess zu erwerben – entweder indem sie als Repository oder gleichsam Verlag Texte publizieren oder indem sie vorhandene gedruckte Texte in digitale transformieren – lassen sich Standardisierungsfragen leichter adressieren.

Aus dieser knappen Skizze wird deutlich, dass Bibliotheken es nicht mehr nur mit den klassischen bibliographischen Metadaten zu tun haben, deren Formalisierung und Standardisierung weitgehend abgeschlossen ist, sondern dass es nun um die Formalisierung und Standardisierung der strukturellen Metadaten der Texte selbst geht. Damit rückt die Bibliothek enger an den Herstellungsprozess und auch die Forschung heran und kann gerade darin, dass sie den „Aufbereitungsprozess“ der digitalisierten Dokumente begleitet, zum Partner der Forschung werden, indem sie für die erforderliche digitale Infrastruktur sorgt.

Aus dem Bereich der digitalen Erwerbung soll im Folgenden allein der Frage der *Transformation* nachgegangen werden, also der Volltextgewinnung auf der Basis bestehender gedruckter Werke³⁹ und die erforderlichen Arbeitsschritte und neuen Nutzungsszenarien skizziert werden.

37 Vgl. aber die DH Zeitschrift *Digital Humanities Quarterly*, die ihre Texte in TEI fasst, sie allerdings auch mit proprietären Tags anreichert: <http://www.digitalhumanities.org/dhq/> (16.9.2014).

38 S. das Basisformat des Deutschen Textarchivs <http://www.deutschestextarchiv.de/doku/basisformat> (16.9.2014).

39 Die Verwendung des kommunikationswissenschaftlichen Begriffes der „analogen Medien“, der sich aus dem Sender-Empfänger-Modell der Signalübermittlung ableitet, wird hier und im Folgenden vermieden, weil er dem Sachverhalt einen falschen Akzent verleiht. Die theoretische Frage, ob ein Text „analog“, also ohne dekodierende Hilfsmittel oder binär mit dekodierenden Hilfsmitteln übermittelt wird, ist für die hier leitenden Fragestellungen unerheblich, auch wenn die Thematik in der Langzeitarchivierung in manchen Kreisen weiterhin präsent ist. Ich gehe davon aus, dass die Art der Signalübertragung für das Verständnis unerheblich ist, d. h. eine indianische Knotenschrift kann nicht minder unverständlich sein als eine nicht definierte Serie von Bits. Es scheint mir daher sinnvoller, die Dekodierung semantisch zu denken, d.h. der Computer wird in diesem Sinne als ein den binären Code entschlüsselndes Werkzeug ebenso verschwinden wie die Lesebrille beim Prozess des Lesens. Beide sind zwar unerlässlich für die Lektüre, aber phänomenologisch und epistemologisch irrelevant.

4. Transformation des gedruckten kulturellen Erbes in eine maschinenlesbare Form

Auch wenn es bereits interessante Ansätze zur automatisierten Handschriftenerkennung gibt, haben die dafür entwickelten Werkzeuge noch keine Marktreife erreicht und sollen hier außer Betracht bleiben. Die Transformation gedruckter Werke erfolgt gegenwärtig entweder durch Abschreiben oder Texterkennungssoftware (OCR). Für beides gibt es gute Gründe und Anwendungsszenarien. Gegen das Abschreiben sprechen meist Kostengründe, doch gibt es viele Fälle, in denen auf eine qualitativ hochwertigere Form nicht verzichtet werden kann. Aber auch bei OCR ist die Qualitätsfrage nicht zu vernachlässigen, denn angesichts der in den meisten Fällen schlechten Resultate von Standard OCR-Software bei den Drucken der Handpressenzeit muss festgelegt werden, welche Qualität für welche Zielgruppe und Fragestellung ausreichend ist. Dabei gilt, dass spezialisierte OCR auch höhere Preise zur Folge hat.

Unabhängig davon, welche Qualität mit welcher Technik erreicht wird, muss man grundsätzlich mit der Tatsache leben, dass eine hundertprozentige Genauigkeit bei der Wandlung in eine maschinenlesbare Form für die Dokumente, die nicht Gegenstand einer Edition sind, unmittelbar nicht zu erreichen sein wird, d.h. für eine überwältigende Mehrzahl der Dokumente müssen Prozesse zu ihrer laufenden Verbesserung eingeplant werden. Das ist für die Organisation der Erwerbung von Digitalisaten wichtig und stellt eine neue Situation dar. Bisher konnten die erworbenen bzw. hergestellten Werke (nach RAK so genannte Sekundärausgaben) als Imagedigitalisate bzw. Masterfiles abgelegt und mussten nicht weiter bearbeitet werden. Jetzt sind laufende Prozesse zu ihrer Verbesserung nötig.

Um eine flächendeckende Maschinenlesbarkeit zu erreichen, ist die Konversion mit OCR perspektivisch sicher die interessantere Variante. Gleichwohl gibt es noch hohe Hürden zu überwinden. Neben extrinsischen Mängeln wie Scanfehlern weisen Drucke der frühen Neuzeit eine Reihe von Schwierigkeiten auf, die von der OCR zu bewältigen sind. Dazu zählen Mischschriften von Fraktur und Antiqua (aktuelle Software ist meist auf das eine oder andere spezialisiert, der Regelfall ist aber die Mischung), Kursive oder andere Schriften (vor allem griechisch und hebräisch). Häufig trifft man auf Phänomene des Widerdrucks, der Papierverschmutzung oder Bräunung, von Marginalien etc.⁴⁰ Derzeit gebräuchliche Softwareprodukte für ältere Drucke sind Abbyy Finereader, tesseract, OCRopus und B.I.T. Tomasi. Wie und unter welchen Voraussetzungen die jeweiligen *tools* günstig sind, ist wiederum vom Anwendungsfall und ökonomischen Betrachtungen abhängig. Unter bibliothekarischen Gesichtspunkten stellt sich die Frage, wie unter der formulierten Bedingung eines strukturierten Volltextes nachnutzbare E-Texte erzeugt werden können. Die Nachnutzbarkeit richtet sich nach den Anforderungen, wie sie derzeit vor allem in den Digital Humanities⁴¹ (DH) formuliert werden.

40 Die Prozesse und Phänomene sind mittlerweile gut untersucht, vgl. die Ergebnisse des IMPACT Projektes <http://www.impact-project.eu/> (15.9.2014); s.a. die Projektpublikation der Staatsbibliothek zu Berlin: Volltext via OCR - Möglichkeiten und Grenzen. http://staatsbibliothek-berlin.de/fileadmin/user_upload/zentrale_Seiten/historische_drucke/pdf/SBB_OCR_STUDIE_WEBVERSION_Final.pdf (15.9.2014).

41 Eine Übersicht über die aktuellen Theorien zu diesem Bereich liefert der von Melissa Terras u.a. herausgegebene Reader *Defining Digital Humanities. A Reader*. Farnham: Ashgate, 2013.

Wie schon erwähnt, ist der vielleicht schwierigste Gedanke bei der Transformation von Volltexten ihre Vorläufigkeit, d.h. nicht nur expansive, sondern auch innere Transitivität. Das heißt nicht nur, dass sie nicht auf Anhieb in einen hundertprozentig richtigen maschinenlesbaren Text transformiert werden können und so der permanenten, gleichsam sich infinitesimal auf das Ziel der Exaktheit zu bewegendenden Verbesserung unterliegen. Es bedeutet auch, dass sich elektronische Dokumente anders als Texte auf Papier weiter anreichern und strukturell re-kodieren⁴² lassen, so dass man auch aus prinzipiellen Gründen nie von einem abgeschlossenen Text sprechen kann. Der Text in dieser Form wandelt sich zu einer „strukturierten Informationsressource“⁴³. Angesichts dessen werden Standards umso wichtiger, weil nur sie den Zusammenhalt des Textes wo nicht auf der Ebene der Schrift, so aber auf der Ebene der Struktur sicherstellen können, so dass sich z.B. unterschiedlich angereicherte Transformationen desselben Textes ineinander überführen lassen. Ergebnis fast aller OCR Programme ist auch eine Datei, die die Ergebnisse des OCR Prozesses beinhaltet, das erkannte Layout, ggf. mit basalen strukturellen Informationen wie Illustration oder Tabelle, die identifizierten Wörter (*token*) mit ihren Koordinaten im zugrundeliegenden Digitalisat, der Konfidenzwert des erkannten Wortes oder Buchstabens, ob das Wort korrigiert wurde, ob es in einem Wörterbuch gefunden wurde, etc.⁴⁴ Die meisten Programme liefern auch schon standardisierte Formate aus. Derzeit werden vor allem zwei unterstützt, zum einen hOCR⁴⁵, zum anderen ALTO⁴⁶. hOCR ist in XHTML formuliert, ALTO in XML. ALTO genießt den Vorzug, ein von der *Library of Congress* unterstützter Standard zu sein, hat aber auch einige Nachteile. So fehlt z.B. die Möglichkeit die Koordinaten einzelner Buchstaben zu markieren. Gleichwohl besitzt man mit dem Vorliegen eines Standards wie ALTO, der auch ein Attribut hat, das über den Korrekturstatus des Dokumentes Auskunft gibt, Mittel, um den wesentlich dynamischen Charakter elektronischer Dokumente im allgemeinen und OCR prozessierter Texte im besonderen abzubilden. Zum weiteren gibt es für ALTO bereits Verfahren, um automatisiert Strukturinformationen zu extrahieren⁴⁷

Die Bibliothek muss dafür Sorge tragen, dass OCR Prozesse mit verbesserter Software, nicht nur desselben Herstellers, zyklisch wiederholt und auch andere Korrekturprozesse, etwa durch Croud-sourcing, in das Masterfile integriert werden. Texte geraten so auf der Basis einer einheitlichen Struktur in einen ununterbrochenen Fluss, deren Stabilität einzig im Masterimage des digitalen Faksimilies liegen (Referenzkoordinaten) oder aber in der intellektuellen editorischen Fixierung eines Textes (Text im Sinne von Werk), wobei letzterer durchaus unter Kennzeichnung der Varianten (Versionierung) fortgeschrieben werden kann und damit Werkspezifika des Druckzeitalters

42 Zum Begriff der Re-Kodierung bzw. Transmedialisierung siehe Sahle, Patrick: Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 2: Befunde, Theorie und Methodik. Norderstedt: BoD, 2013, S. 157 ff.

43 Sahle (wie Anm. 42), S. 161.

44 Vgl. z. B. Abbyy: <http://www.abbyy-developers.eu/en:tech:features.xml>.

45 https://docs.google.com/document/d/1QQnlQtdvAC_8n92-LhwPcjtAUFwBlzE8EWnKAXlgVf0/mobilebasic?pli=1&viewopt=127 (10.9.2014).

46 <http://www.loc.gov/standards/alto/> (14.9.2014).

47 Vgl. den aus dem IMPACT-Projekt hervorgegangenen Functional Extension Parser der Universität Innsbruck: http://www.digitisation.eu/fileadmin/user_upload/Deliverables/IMPACT_D-EE-4.3_Functional_Extension_Parser.pdf (14.9.2014).

aflöst⁴⁸. So ist grundsätzlich sichergestellt, dass eine aus wissenschaftlicher Sicht unverzichtbare verlässliche Zitation möglich ist, entweder auf Basis der Referenzkoordinaten des Images oder aber der jeweiligen Editionsversion. Ausgehend von den identifizierten *token*⁴⁹ treten weitere basale Anreicherungs-elemente für Volltexte dieser Art hinzu. Dazu zählen vor allem die Identifikation von Entities (v.a. Personen- und Ortsnamen)⁵⁰ und deren Verknüpfung mit der *Gemeinsamen Normdatei* (GND) oder des *Getty Thesaurus for Geographic Names* TGN, die Einbringung von Lemmata⁵¹, also den grammatischen Grundformen von Wörtern und so genannte Part-of-Speech Tags (POS), die die grammatische Funktion von Wörtern festlegen, z. B. Substantiv, Verb, Präposition etc.⁵² Ebenso hinzutreten können auf dieser Ebene die logischen Strukturen wie Abschnitt, Paragraph und Satz. Letztere sind für spätere Analyseprozesse besonders wichtig, denn, will man nicht von der meist wenig aussagekräftigen Seitenlogik des Druckes ausgehen, bilden sie den Container bzw. Rahmen für Boolesche Suchen oder Kookkurrenzen. Der Satz bildet als distinkte grammatische Struktur zudem auch in besonderer Weise eine inhaltliche Einheit, so dass seine Kodierung (*tagging*) interessante Nachnutzungsoptionen eröffnet.

5. Nutzungsszenarien

Man erkennt, dass die Re-Kodierung gedruckter Texte nicht nur eine simple Transformation vom gedruckten ins elektronische Medium ist, sondern dass aus der elektronischen Form neue Anforderungen an die Bibliothek erwachsen. Auch wenn die bei der Transformation des kulturellen schriftlichen Erbes vor allem angesprochenen Geisteswissenschaften in der Fläche nur allmählich und zögerlich neue Methoden adaptieren, ist doch der Trend deutlich erkennbar. Starke Nachfrage nach E-Texten kommt aus dem Bereich der Linguistik und insbesondere den an Bedeutung gewinnenden Digital Humanities. Texte werden Gegenstand quantitativer Analysen und Visualisierungen, die zu neuen Erkenntnissen führen. So erlauben die bekannten *Voyant Tools*⁵³ nicht nur die Ermittlung von Worthäufigkeiten und -verteilung, sondern auch deren Visualisierung in Graphen oder der bekannten Wordwolke.

48 Der Autorbegriff am Werk wird darin problematisch, selbst wenn Texte Autoren haben. Wikipedia ist ein schönes Beispiel eines multiauktorialen Werkes, an dem als solchem keine Autorschaft reklamiert werden kann.

49 Dieser Begriff aus der Linguistik hat sich hier eingebürgert und bedeutet eine typisierte Zeichenkette, üblicherweise ein Wort, aber nicht nur; so sind auch Zahlen, Abkürzungen oder Satzzeichen token.

50 Dies kann automatisch bzw. semiautomatisch durch NER (named entity recognition)-Software erfolgen.

51 Zum unterstützenden Einsatz kommen hier so genannte Lemmatizer.

52 Gebräuchlich sind in der Linguistik z.B. STTS (Stuttgart-Tübingen Tagset), das man in der Bibliothek für diese Zwecke übernehmen könnte.

53 <http://voyant-tools.org/> (16.9.2014).

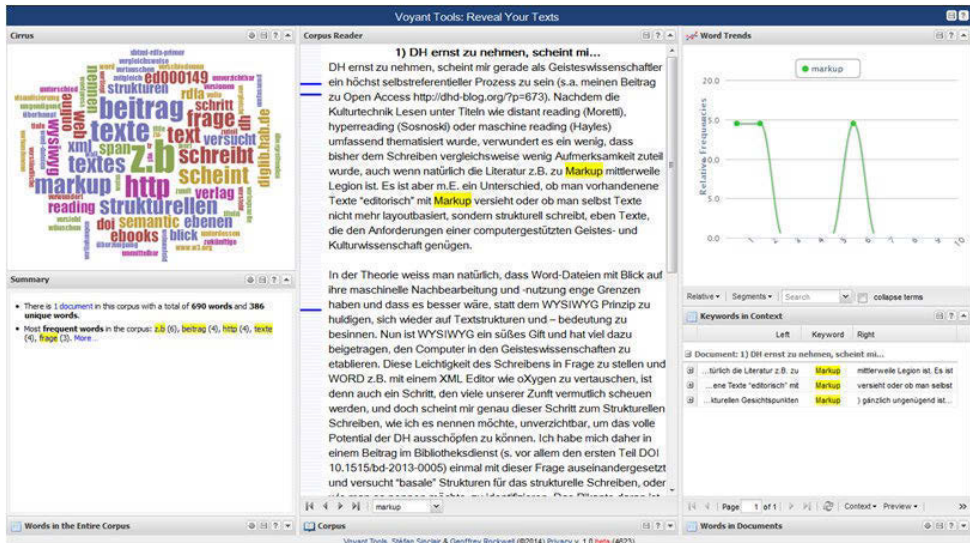


Abb. 1: Voyant Tools

Dieserart Visualisierungstechniken erlauben einen schnellen Überblick über den Inhalt der Werke. So kann man aus der Wortwolke zu Gleditschs botanischen Abhandlungen mit einem Blick wesentliche Dimensionen des Inhalts erfassen.

Abgang Abhandlung Absicht Absonderung Abteilung Abweidung Abänderung Ackerbau Akademie Alter Anfang Anflug Anlage Ansehen Ansehung Anstalten
 Anwech Anwendung Anzahl Anzeige Arbeit Art Arznei Arzt Aufenthalt Aufmerksamkeit Aufsatz Aufsicht Aufsicht Auge Augenblick Augenlid Ausbildung Ausdünstung Ausgang
 Aussehen Aufnahme Aukasta Aukstlag Bar Bau Baum Baumart Baumchen Bedeckung Befruchtung Befruchtungstheil Begeben Begriff behaltens Behälte Beispiel Beitrag Bemerkung
 Benennung Beobachtung Berg Bericht besamung Beschaffenheit Beschreibung Bestimmung Beständigkeit Betrachtung Bewegung Beobcher Bildung Bingspauk Blase
 Blasechen Blatt Blume blumenart blumenblatt Blumengriffel Blumenstaub blumentheil Blut blutermehl Blüte Boden Botanischist Brunnmacher Dauer decke Ding
 Dunst done Ebene Etw Ei Eiche Eichel Eichelsaat Eichen Eigenschaft Engang Einrichtung Einschränkung Einsicht Eisen Ende Entdeckung Entwicklung Entwurf Entzündung Erde
 Erdemose Erdschichte Erdestrich Erfahrung Erhaltung Erkenntnis Erläuterung Erscheinung Erzeugung Faden Fall Familie Farbe Fasser Faulung Fehler Feld Felsen
 Feuchtigkeit Feuer Feuerung Fichte Figur Fiktion Fitz Firnlobaum Flecken Fleiß Fläche Folge Forst Forstrevier Forstwissenschaft Fortpflanzung Fortsatz Fortsetzung Frost Frucht Frühling Fuß
 Fußnis Garten gartenort Gattung Gebirge Gebrauch Gedanke Gefäß Gegend Gegenteil Gelegenheit Gelehrte Generation Gerade Geruch Geschichte
 Geschlecht Geschlechtsart Geschmack Geschwulst Geschopf Gesellschaft Gesetz Gesicht Gestalt Getreideart Gewalt Gewebe Gewißheit Gewächs gewächst
 Gewächskunde Gewächtsreich Gift Giftbaum Giftrebenstrauch Glas Gleichheit Grad Gras Grenze Griffel Grund Große Gärtner Haarwurzel Hand Hauptteil Haus Haut Hautchen
 Heftigkeit Herr Hilfe Himmelsstrich Hindernis Hitze Holz Holzart Holzsaat Hörig Hälfte härte Hohe Höhle Hügel Hülse Insekt Jahr Jahreszeit Jucken Juli Kalmar Kanal Kästen
 Keim Ketch Kenner Kenntnis Kennzeichen Kern Kind Klasse Klima Klippe Klumpen knobeln Knospe Kraft Krankheit krankheitsgeschichte Kraut Kugel Kugelchen Kultur Kunst
 Körper Körperchen Küchengewächs Kurbs Lage Land Landwirtschaft Laub Lauge Leben Lebenskraft Lebhaftigkeit Lehrgebäude Lehmeister Leib Luft Länge Maimonat Mangel Mann Mark
 Materie Maß Meinung Menge Mensch Miedgräs Mitte Mittel Metelpunk Monat MOOS Moosart Moosdecke Morast Mr. Mund Mutmaßung Mutterpflanze Mühe Nachdenken
 Nachricht nader Nadeholz Nahrung Nahrungszweig Namen Narbe Natur Naturforscher Naturgeschichte naturhaushaltung Naturkörper Naturmeche Naturwirkung Nutzen
 Nutzung Oberfläche Observation Orangebaum orangew Ordnung Ort Ovarium Palme Partie Person Pfarrhaus Pferd Pflanze Pflanzenabelung Pflanzenart Pflanzenordnung
 Pflanzenzeche Pflanzenzell Pflege Platz professor Pulver Punkt Quelle raum Recht Rede Regen Reife Rheus Richtigkei Rinde Rindvieh Ruhe Raude Röhre S. Saat Saatpflanze Sache Saft Salz
 Samenreife Samenmaterie Samenstoff Samenkerchen Samenwesen Sammlung Sand Satz Saugewurzel Schaden Schluß Schmerz Schrift Schriftsteller Schuppen Schutz
 Schweiß Schwierigkeit Schädlichkeit Schärfe Seite segenreife Sitz Sommer Sonne Sinnenstand Spalte spinat Spitze spirit Sporensie Spurr Stamm Stand standort Staub staubteufel
 Staubfaden Staubkugeln Staubkugeln Staudengewächs Stube stengelob Stelle Stoff Strauch Streuchen Stunde sturm Stängel starke Stück Substanz Silure Tag Tagewasser
 Tanne Tax Teil Teichen Tiefe Tier Toff treibhaus Trieb Tropfen Tränke Tulpe Umstand ungezeifer Unordnung Unrat Unterhaltung Unterschied Untersuchung urch
 Ursache vaterland Verbindung Verdacht Vereinerlich verfahren Vergleichung Verjungen Vergrößerungsglas verhältnis Vermehrung Vermutung Vermögigen Verpfänzen
 Verpflanzung Verschiedenheit Verstand Versuch veränderung Veränderung Vieh Vollkommenheit vortall Vorrat Vorschein Vorsicht Vorstellung Vorteil Vorwurf
 Vorzug wach Wachstum Wahrheit wald Waldung Wazze Wasser Wassermoos Weg Weide Wenstock Weise Weltteil Werkzeug Wesen Wichtigkeit Widerspruch Wiese
 Wind Winter Wirkung Wirkungsart Wissenschaft Witterung Woche Wurzel wärme Zeit zeitalter Zeitpunkt Zufall Zufluß Zusatz Zustand Zutritt Zuwachs
 Zweifel Zweig Zwiebel nachtr: § Ähnlichkeit Öffnung Übel überlegung

Abb 2: Gleditsch: Botanische Abhandlungen (1789) Quelle: Gleditsch, Johann Gottlieb: Vermischte botanische Abhandlungen. Bd. 1. Berlin, 1789. In: Deutsches Textarchiv, http://www.deutschestextarchiv.de/gleditsch_abhandlungen01_1789 (15.9.2014).

Es entstehen neue ‚Lesemethoden‘, die man mit Moretti *distant reading* nennen könnte⁵⁴ und die nicht nur neue Browsingmöglichkeiten durch eine ansonsten unüberschaubare Textmenge eröffnen, sondern auch die Betrachtung auf die „Textobjekte“ wesentlich verändern. Mit Hilfe von *ThemeRiver* Visualisierungstechnik kann man z.B. „thematische Veränderungen in großen Dokumentkollektionen über einen Zeitraum hinweg verfolgen. Die veränderte Breite visualisiert thematische Veränderungen“ oder aber man visualisiert bestimmte Themen durch Gebirgslandschaften,⁵⁵ so dass z. B. gesellschaftliche Prozesse und Themensetzungen „augenfällig“ werden. Das Feld des Text Mining hat zahlreiche Verfahren entwickelt, um aus dem E-Text neue Einsichten zu gewinnen.⁵⁶ Ein Beispiel aus „Wer wird Millionär“ könnte z.B. mit einer Kookurrenzanalyse beantwortet werden: „Mit wem stand Edmund Hillary 1953 auf dem Gipfel des Mount Everest?“, unter den Kookurrenten findet sich die richtige Antwort: Tenzing Norgay.⁵⁷ Mittels Clusteranalyse ist es möglich, Dokumente auf die behandelten Themen hin zu untersuchen. Die Themen werden dabei in so genannten Dendrogrammen visualisiert. Gerade die Möglichkeit des Clustering bietet interessante Perspektiven zur Unterstützung der bibliothekarischen Sacherschließung, wie sie erst auf der Basis von Volltexten möglich wird. Gleiches gilt für das Topic Modelling, für das seit einiger Zeit auch freie *tools* zur Verfügung stehen⁵⁸. Mit stilometrischen Verfahren⁵⁹ sind Autorenuweisungen möglich. Dabei steht weniger die Entlarvung von Plagiatoren im Vordergrund als z. B. die Untersuchung von Schriften auf Einflüsse oder auch Einsichten in Arbeitsprozesse.⁶⁰ Mittels *Sentiment Analysis* lassen sich Stimmungen einfangen oder Vorurteile identifizieren. GIS Software greift auf Geodaten in Texten zu, Netzwerkanalysen auf Personen, die miteinander in Kontakt stehen. Ein Sonderfall ist die digitale Edition.⁶¹ Sie ist nicht nur ein *tool*, sondern eine neue Publikationsform, die in den Geistes- und Kulturwissenschaften der gedruckten Edition bereits den Rang abgelaufen hat. Sie greift auf digitalisierte Werke zu und baut auf ihnen auf. Gut erfasste Volltexte bilden oft die Grundlage für digitale Editionen. Differenzanalysen der verschiedenen Ausgaben erlauben Kollationsprozesse in einem Umfang, der bisher für unmöglich gehalten wurde.

6. Organisatorische Konsequenzen und neue Dienstleistungen

Für die Bibliothek ergeben sich aus diesen neuen Anforderungen eine Reihe organisatorischer Konsequenzen und neuer Dienstleistungen. Die Aufbereitung von Texten für die Wissenschaft verlangt nach neuen *workflows* und umfasst je nach den finanziellen und technischen Möglichkeiten bzw. dem spezifischen Auftrag der Bibliothek die OCR Transformation, die Lemmatisierung,

54 Moretti, Franco: Conjectures on World Literature. In: New Left Review 1, Jan-Feb 2000.

<http://newleftreview.org/ll/1/franco-moretti-conjectures-on-world-literature> (16.9.2014).

55 <http://wissensexploration.de/textmining-visualisierung.php> (16.9.2014).

56 Heyer, Gerhard u.a.: Text Mining: Wissensrohstoff Text: Konzepte, Algorithmen, Ergebnisse. Herdecke: W3L, 2006.

57 Beispiel nach Heyer (wie Anm. 56), S. 144 f.

58 S. z.B. <http://nlp.stanford.edu/software/tmt/tmt-0.4/> (16.9.2014).

59 Wichtig war hier die Arbeit von Burrows, J.: ‚Delta‘: A Measure of Stylistic Difference and a Guide to a Likely Authorship. In: Literary and Linguistic Computing 17 (2002), H. 3, S. 267-287.

60 Reynolds, Noel B. u.a.: Who wrote Bacon? Assessing the respective roles of Francis Bacon and his secretaries in the production of his English works. In: Literary and Linguistic Computing 27 (2012), H. 4, S. 409-425. doi: 10.1093/llc/fqs020. <http://llc.oxfordjournals.org/content/27/4/409.short?rss=1> (16.9.2014).

61 S. Sahle (wie Anm. 42).

das POS-Tagging (s.o.), die Metadaten- und Strukturdatenerfassung bis hin zur Edition von Werken des kulturellen Erbes. Hinzu kommen qualitätssichernde Aspekte und Anwendung von Instrumenten zur Verbesserung von technisch bedingt fehlerhaften Texten. Die dieserart aufbereiteten Texte des in eine maschinenlesbare Form übersetzen Kulturerbes sind wie Bücher zu archivieren und bilden Sammlungen, die die Linguisten Textkorpora nennen, die die Bibliothek aber anders als die Linguistik nicht nach Sprachen aufbaut, sondern nach den jeweiligen Sammlungsprofilen. Dennoch sind innerhalb des Sammlungsprofils auf der Basis der vergebenen Metadaten differenzierte Klassifikationen, auch nach der Sprache, möglich. Es liegt aber schon hier auf der Hand, dass für spezifische Fragestellungen der Bestand der jeweiligen Bibliothek nicht ausreicht. Daher ist es essentiell, dass Textkorpora frei zur Aggregation mit anderen Textkorpora verbunden werden können, so dass entweder die Bibliothek, die die Forscher betreut, oder der Forscher selbst Texte herunterladen und unter freien Lizenzen nutzen darf. Das umfasst den Download einzelner Texte, von Teilen von Texten (Kapitel, Register, Entitäten, etc.), von zusammengehörigen Texten („Werke“), von ganzen Sammlungen und von Sammlungsteilen (Kriterien: Zeit, Ort, Sachbetreff etc.). Es entstünde so perspektivisch eine Allmende von Texten, die über die jeweiligen Bibliotheksportale bereitgestellt werden. Die Provenienz der Texte müsste schon aus Gründen der Möglichkeit zur Qualitätsbewertung genannt werden wie auch dokumentiert werden muss, von welcher Qualität (Genauigkeit) sie sind und welchen Bearbeitungsstatus sie haben.

Für die Organisation der Bibliothek bedeutet es, dass die Volltextgewinnung in die bestehenden Geschäftsgänge inkorporiert werden muss, z.B. in die integrierte Medienbearbeitung (Erwerbung, Katalogisierung). Das heißt einerseits, dass die Texte wirklich als *file* erworben, meint hergestellt oder kopiert, werden⁶², und für deren Langzeitarchivierung gesorgt wird, andererseits dass Erwerbung hier u.U. auch bedeutet, dass kontinuierlich „Neuauflagen“, meint verbesserte Versionen, bearbeitet werden müssen, die durch optimierte OCR Prozesse oder manuelle Korrekturen, z.B. per Crowdsourcing oder Kopienvergleich mit anderen Texten, entstehen, wobei eine besondere Herausforderung darin zu sehen ist, verschiedene Varianten ein- und desselben Textes zu einem „besten“ Text zu verbinden. Hier ist noch viel Forschungsarbeit notwendig, um einerseits ein pragmatisches Konzept der Versionierung zu etablieren, andererseits aber auch die Zitiersicherheit von solchen Texten sicherzustellen, d. h. durch *persistent identifier* bestimmte Textbereiche und -teile (punktuell und als *range*) zuverlässig ansprechen zu können. Gleiches gilt für die Arbeit am Katalog. Die FRBR bieten anders als die RAK mit dem stabilen Begriff des Werkes zwar gute Grundlagen für die Beschreibung von OCR bedingten Varianten, gleichwohl müssen auch hier im Detail ggf. noch Anpassungen vorgenommen werden, um den Qualitäts- und Annotationsstatus von Dokumenten zu erfassen.

Eine besondere Herausforderung jenseits der reinen Texttransformation besteht in der Aufbereitung, die man als Gegenstand der „Sacherschließung“ definieren könnte. Volltexte sollten mit Strukturinformationen angereichert (z.B. mit TEI-Markup), Entitäten markiert, mit einschlägigen Identifiern (GND, TGN, etc.) versehen und ggf. lemmatisiert werden. Verfahren wie *Clustering* und *Topic Modeling* erlauben zudem die traditionelle manuell-intellektuelle Sacherschließung zu erweitern und

62 Oehlmann, Doina: Lizenzen oder Texte, Nutzung oder Hosting? In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 59 (2012), S. 231-235.

Dokumente zumindest semiautomatisch auf der Basis des Volltextes zu erschließen. Auf dieser Grundlage können Volltextkataloge und Suchmaschinen einen direkten Zugriff auf den Text bieten, nicht mehr nur über die Metadaten, sondern in einer Kombination verschiedener Elemente: Volltext, Strukturinformation und Metadaten ließen sich so kombinieren, dass es am Ende möglich sein wird, alle Texte zu extrahieren, die in den Jahren 1620 bis 1640 an der Universität Helmstedt gedruckt wurden und Literatur zitieren, die von Aristoteles handelt und bei denen man bei dieser Gelegenheit noch feststellt, mit welchen Personen diese Arbeiten verbunden sind.

Eine besondere Herausforderung stellt sich für die Benutzung. Sie muss nicht nur dafür sorgen, dass dem Forscher und der Forscherin E-Texte zur Verfügung stehen, sondern auch die Werkzeuge vermitteln, mit denen Volltexte bearbeitet werden können. Ein schönes Beispiel dieser Art der Informationsvermittlung findet man in Angeboten wie in dem Workshop für *Topic Modeling for Humanities Scholars* an der *University of California, Los Angeles* (UCLA).⁶³

7. Fazit

Die Bibliothek der Zukunft ist eine Bibliothek der Texte. Angesichts der veränderten Anforderungen an die Nutzung der Bibliothek ist die systematische Transformation des kulturellen Erbes ein Schritt, in der die Volltexterfassung als ein seit Jahren formuliertes Desiderat einen zentralen Platz einnimmt. Mit dem Fortschritt der Imagedigitalisierung und der OCR Technik sind die Voraussetzungen für einen konzertierten Aktionsplan geschaffen. Die Volltextkonversion umfasst nicht nur die Herstellung des *plain text*, sondern auch die Erfassung von Meta- und Strukturdaten, das *tagging* bzw. Annotation der Texte und die Bereitstellung unter freien Lizenzen. Die Bibliothek der Texte ist sichtbar eine andere als die der Bücher. Durch Schrift bestimmte Texte, die durch Transitivität und Prozessierbarkeit gekennzeichnet sind, erfordern nicht nur ein neues theoretisches Fundament, das es erlaubt, sie mit Blick auf ihre Form und Manifestation als E-Texte zu verstehen und zu nutzen, sondern auch nach veränderten Geschäftsgängen und Regelwerken, erweiterten Infrastrukturen und Kompetenzen in den *Digital Humanities*. Wie in der konzertierten Katalogisierung und Imagedigitalisierung des schriftlichen kulturellen Erbes, können Bibliotheken nur in gemeinsamer Anstrengung auch diese Aufgabe bewältigen. Mit der jetzt erfolgten Ausschreibung der DFG⁶⁴ „Koordinierte Förderinitiative zur Weiterentwicklung von Verfahren für die Optical-Character-Recognition (OCR)“ bietet sich die Chance, einen wichtigen Schritt in diese Richtung zu tun.

Literaturverzeichnis:

- Barthes, Roland: De l'œuvre au Texte. In: *Revue d'esthétique* 3 (1971), S. 226.
- Burrows, J.: ‚Delta‘. A Measure of Stylistic Difference and a Guide to a Likely Authorship. In: *Literary and Linguistic Computing* 17 (2002) H. 3, S. 267-287.

63 http://guides.library.ucla.edu/topic_model (10.9.2014).

64 http://www.dfg.de/foerderung/info_wissenschaft/info_wissenschaft_14_25/ (16.9.2014).

- Caton, Paul: On the term 'text' in digital Humanities. In: Literary and Linguistic Computing, 28 (2013), S. 209-220.
- Cerquiglini, Bernhard: Éloge de la Variante. Histoire critique de la philologie. Paris: Éd. du Seuil, 1989.
- Derrida, Jacques: De la grammatologie. Paris: Éd. de Minuit, 1967.
- Dino Buzetti: Digital Editions and Text Processing. In: Marilyn Deegan (Hg.): Text editing, print and the digital world. Surrey: Ashgate, 2009, S. 45-61.
- Eggert, Paul: Text-encoding, Theories of the Text, and the 'Work-Site'. In: Literary and Linguistic Computing 20 (2005) H. 4, S. 425-435.
- Eisenstein, Elisabeth: The printing press as an agent of change. Vol. I and II. Cambridge: Cambridge University Press, 1997.
- Heyer, Gerhard u.a.: Text Mining: Wissensrohstoff Text: Konzepte, Algorithmen, Ergebnisse. Herdecke: w3L, 2006.
- Justus Lipsius: Sytagma de bibliothecis. Antwerpen: Moretus, 1602.
<http://diglib.hab.de/drucke/qun-59-9-1/start.htm?image=00011> (17.9.2014)
- Landow, George P.: Hypertext 3.0. Critical Theory and New Media in an Era of Globalization. Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press, 2006.
- Moretti, Franco: Conjectures on World Literature. In: New Left Review Nr. 1, Jan-Feb 2000.
<http://newleftreview.org/II/1/franco-moretti-conjectures-on-world-literature> (15.9.2014).
- Oehlmann, Doina: Lizenzen oder Texte, Nutzung oder Hosting? In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 59 (2012), S. 231-235.
- Opitz, Andrea; Stäcker, Thomas: Workshop der Massendigitalisierungsprojekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. In: ZfBB 56 (2009), S. 363-373.
- Pedauque, Roger T.: Le Document à la lumière du numérique : forme, texte, médium : comprendre le rôle du document numérique dans l'émergence d'une nouvelle modernité. Caen: C & F, 2006.

- Reynolds, Noel B. u.a.: Who wrote Bacon? Assessing the respective roles of Francis Bacon and his secretaries in the production of his English works. In: *Literary and Linguistic Computing* 27 (2012), H. 4, S. 409-425. doi: 10.1093/llc/fqs020.
<http://llc.oxfordjournals.org/content/27/4/409.short?rss=1> (16.9.2014).
- Sahle, Patrick: *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 2: Befunde, Theorie und Methodik.* Norderstedt: BoD, 2013.
- Stäcker, Thomas: Vom Buch zum Text. Sammeln, Erschließen und Benutzen im digitalen Zeitalter. In: Christine Haug; Rolf Thiele (Hg.): *Buch – Bibliothek – Region.* Wolfgang Schmitz zum 65. Geburtstag. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014, S. 353-364.
- Stein, Peter: *Schriftkultur. Eine Geschichte des Lesens und Schreibens.* Darmstadt: Wiss. Buchges, 2006.
- Terras, Melissa, u.a. (Hg.): *Defining Digital Humanities. A Reader.* Farnham: Ashgate, 2013.

„NS-Raubgut aus zweiter Hand“ - Provenienzforschungen in der Bibliothek des IGdJ

Jörn Kreuzer, *Institut für die Geschichte der deutschen Juden*

Susanne Küther, *Institut für die Geschichte der deutschen Juden*

Zusammenfassung:

Das Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg führt im Rahmen des Projekts „NS-Raubgut in der Bibliothek des IGdJ“ umfangreiche Recherchen in seinen Buchbeständen durch. Die Untersuchung fügt sich in die Reihe von Forschungsvorhaben, die in der Folge der „Washingtoner Konferenz über Vermögenswerte aus der Zeit des Holocaust“ (1998) und der ein Jahr später verabschiedeten „Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz“ in diversen deutschen Bibliotheken, Museen, Archiven und anderen kulturellen Einrichtungen durchgeführt werden. Zurzeit befinden sich in der Bibliothek des IGdJ rund 50.000 Bände. Im Grunde ist bei allen Werken, die vor 1945 erschienen sind, eine Provenienz aus NS-Raub- bzw. NS-Beutegutbeständen möglich. Eine systematische Erfassung und Bearbeitung dieses rund 6.000 bis 9.000 Bände umfassenden Bestandes ist bislang nicht erfolgt. Da die Institutsbibliothek als jüdische Sammlung konzipiert und aufgebaut wurde, verstärkt sich diese Vermutung. Weil das Institut erst 1966 gegründet wurde, handelt es sich wahrscheinlich um „NS-Raubgut aus zweiter Hand“. Eine weitere Aufgabenstellung ergibt sich aus der Tatsache, dass in den Anfangsjahren der Bibliothek keine Zugangsjournale geführt wurden. Somit können in vielen Fällen nur die Bücher selbst Hinweise auf ihre Herkunft geben, weshalb als erste Maßnahme die eingehende Buchautopsie anhand des Zettelkatalogs durchgeführt wird. Der systematischen Suche nach NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut folgt die Dokumentation und Bekanntgabe der Ergebnisse mit dem Ziel der Restitution an die Vorbesitzer oder deren Erben. In einem Werkstattbericht werden erste Ergebnisse vorgestellt.

Summary:

The Institute of the History of the German Jews (Institut für die Geschichte der deutschen Juden, IGdJ) is currently conducting a comprehensive research of its library stock within the project “NS-Raubgut in der Bibliothek des IGdJ”. The research is part of a national project of various German libraries, museums, archives, and other cultural institutions. This project is based on the “Washington Principles” from 1998 released in connection with “The Washington Conference on Holocaust Era Assets” that were followed by the “Declaration of Germany’s national government in accordance with German counties’ and local communities’ governments to discover and restitute cultural asset, particularly Jewish property” in 1999. At the moment the Institute’s library contains approximately 50.000 books. In principle, all books in this stock which were published prior to 1945 can theoretically be regarded as potential RAUBGUT. Since the Institute’s library stock is based on its collection of books about Jewish history, culture, and Jewish religion, this is even more likely. Most of these books can perhaps be considered as “second hand” RAUBGUT, because the institute was founded only in 1966. No systematic gathering of information about these 6.000 to 9.000 books has been conducted so far. The fact that no access-books from the first years after the foundation of the institute exists

exacerbates research. The only hints towards a book's history can often solely be found in the book itself. Therefore, we are initially investigating the library's paper-catalogue from these early years. After systematic research on property divested from Jews by the National Socialist regime the discovered items are documented and the results of the investigation are published in order to find former owners or their heirs. A workshop report will soon present the first results of our research.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S238-248](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S238-248)

1. Projektübersicht

NS-Raub- bzw. NS-Beutegut rückte Ende der 1990er Jahre erstmals in das Blickfeld des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden (IGdJ): In Zusammenarbeit mit der Staats- und Universitätsbibliothek (SUB) Hamburg erfolgten im Zuge der Washingtoner Erklärung 1998 erste Nachforschungen. Der Fokus lag dabei auf der circa 850 Bücher umfassenden Dauerleihgabe, die die SUB in den 1970er Jahren sowie noch 1998 an das Institut abgegeben hatte. Diese Werke wurden katalogisiert, sachlich erschlossen und in die systematische Aufstellung der Institutsbibliothek ohne besondere Kennzeichnung eingegliedert, was das Auffinden bis heute erschwert. Die stichprobenartige Autopsie der Bücher in den Signaturengruppen, wo man die meisten Abgaben vermutete, bewirkte schließlich die innere Kennzeichnung der Fundstücke: Ein spezielles Exlibris wurde im IGdJ entworfen, das auf die Herkunft dieser Bücher aufmerksam macht und zugleich auf die Möglichkeit jüdischer Provenienz hinweist. Diese Aktivitäten fanden bis in das Jahr 2000 statt.¹

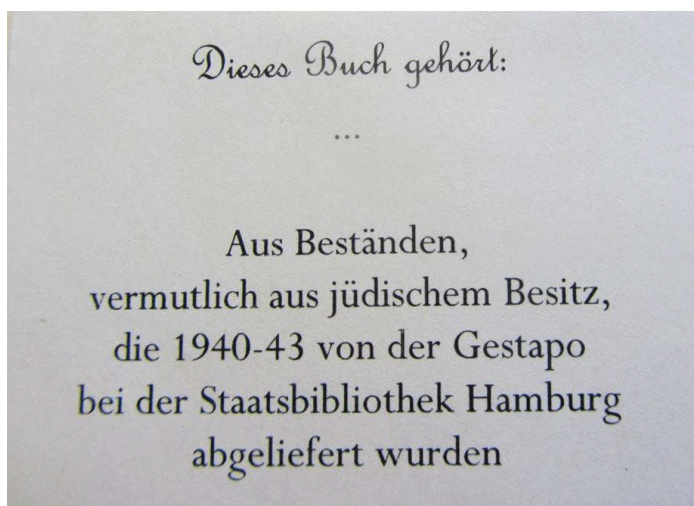


Abb.1

¹ Vgl. Jankowski, Alice: Die Bibliothek des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden. In: Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hg.): Institut für die Geschichte der deutschen Juden 2003-2008, Hamburg: IGdJ, 2009, S. 98-107. Hier: S. 100.

Im Herbst 2009 konnte das IGdJ sechs Bücher der Dauerleihgabe an die SUB zurückgeben, da durch Nachlässe „unbelastete“ Ersatzexemplare in die Bibliothek eingegangen waren. An diesem Punkt begannen die Überlegungen, dass NS-Raubgut-Forschung nicht nur bezüglich der SUB-Dauerleihgabe nötig sei, sondern ebenso die kritische Aufarbeitung der eigenen Bibliotheksbestände dringend angeraten war.² Die Dauerleihgaben wurden im Winter 2012/13 von den NS-Raubgut-Forschern der SUB gemeinsam mit dem IGdJ gesichtet und bewertet. An den laufenden Restitutionsverfahren der Staatsbibliothek ist das Institut beteiligt. Die übrigen Verdachtsfälle verbleiben in der Institutsbibliothek und sind ebenso wie in den Magazinen der SUB mit Einlegestreifen gekennzeichnet:



Abb.:2

Bemerkenswert ist der außergewöhnlich hohe Anteil von bestätigtem NS-Raubgut bei der SUB-Dauerleihgabe, der bei circa 25 Prozent liegt. Vermutlich rührt dieser daher, dass ein Großteil der Leihgabe jüdische und hebräische Werke umfasst.

Wie stellt sich nun die Ausgangssituation bei unseren eigenen Beständen dar, die sich ausschließlich um jüdische Themen kümmern?

Im Gegensatz zur Hamburger Staatsbibliothek, die sich vor allem in den 1940er Jahren aktiv an NS-Raubgut bereicherte, fällt unserer Spezialbibliothek eine andere Rolle zu. Das Institut für die Geschichte der deutschen Juden wurde 1966 als Stiftung bürgerlichen Rechts in der Trägerschaft der Stadt

Hamburg gegründet. Es handelt sich um die erste wissenschaftliche Einrichtung zur Erforschung des Judentums in der Bundesrepublik. Das NS-Regime hatte sehr gründlich das jüdische Kulturgut in öffentlichen Einrichtungen sowie aus Privatbesitz geraubt und größtenteils vernichtet, so dass zwanzig Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges jüdisch-historische Literatur den Forschern kaum zur Verfügung stand. Deshalb gehörte der Aufbau einer entsprechenden Fachbibliothek zu den wichtigsten Aufgaben des jungen Instituts.

Neben den aktuellen Publikationen wurden in großem Umfang antiquarische Anschaffungen der relevanten Literatur getätigt. Dafür erhielt das IGdJ Sondermittel der Stadt Hamburg und Fördermittel der Stiftung Volkswagenwerk in Höhe von insgesamt 70.000 DM. Zugleich kamen verschiedene Nachlässe der Gründungsväter der Einrichtung und von Personen, die ihr nahestanden, hinzu. Die folgenden Provenienzhinweise sind dafür Beispiele:

2 Einen allgemeinen und aktuellen Überblick zu NS-Raubgut und Provenienzforschung bietet Regine Dehnel: NS-Raubgut in Museen, Bibliotheken und Archiven. Restitution, universitäre Forschung und Provenienzrecherche. <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/ns-raubgut-museen-bibliotheken-und-archiven> (8.10.2014).



Abb. 3

Heute befinden sich in der Bibliothek des IGdJ rund 50.000 Bände, die sich aus historischen sowie aktuellen Publikationen zusammensetzen. Bei sämtlichen Büchern, die vor 1945 publiziert wurden, kann eine Provenienz aus Raub- bzw. Beutegutbeständen nicht ausgeschlossen werden. Bislang war eine systematische Erfassung und Bearbeitung dieses rund 6.000 bis 9.000 Bände umfassenden Bestandes nicht erfolgt. Erste Stichproben hatten im Vorfeld ergeben, dass vielfältige Anhaltspunkte auf Vorbesitzer wie Autogramme, Stempel oder Exlibris auftreten:



Abb. 4

Leider fehlen uns für die Anfangsjahre weitere Quellen, die Hinweise auf mutmaßliches NS-Raub- oder Beutegut geben können. Von 1966 bis 1972 wurden von den Mitarbeitern des IGdJ keine Akzessionsjournale geführt, die zur Klärung der Herkunft der erworbenen Bücher beitragen könnten. Deswegen verspricht vor allem eine systematische und sorgfältige Autopsie der Werke Aufschluss über die Provenienzen. Wenn auch einige dieser Bücher an sich keinen überragenden materiellen oder Seltenheitswert haben, verfügen sie aufgrund ihrer Geschichte und derjenigen ihrer Vorbesitzer über

einen hohen ideellen Wert. Nicht selten sind das Buch und die darin enthaltene Handschrift die einzig verbliebenen Erinnerungszeichen an einen Menschen.

Seit September 2013 wird unser Projekt von der Arbeitsstelle für Provenienzforschung gefördert.³ Die Finanzierung der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien ermöglichte die Einstellung eines Historikers, ohne den die OPL des Instituts das Forschungsvorhaben nicht hätte realisieren können. Nach nunmehr neun Monaten Projektlaufzeit haben wir aktuell rund 7.800 Bücher des betreffenden Bestandes durchgesehen. Von ihnen tragen beinahe 700 Provenienzhinweise, die auf NS-Raubgut hinweisen oder hinweisen können.

Das Forschungsvorhaben erscheint uns vor allem deshalb wichtig, weil das IGdJ eine relativ kleine Institution ist, die sich zum einen thematisch speziell mit der Geschichte und Kultur des deutschen Judentums beschäftigt und zum anderen erst rund zwanzig Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus gegründet wurde. Somit handelt es sich bei den etwaigen Raubgutbeständen um NS-Raubgut aus zweiter, dritter oder auch vierter Hand. Da bisher überwiegend Forschungen an größeren Universalbibliotheken erfolgen, sehen wir uns mit diesen besonderen Voraussetzungen in einer gewissen Vorreiterrolle. Wir hoffen, weitere, kleinere Bibliotheken, Einrichtungen sowie Gründungen aus der Nachkriegszeit, speziell mit jüdischen Sammlungen, zu Provenienzforschungen anzuregen.

Große Bedeutung für das Projekt hat die Vernetzung mit Kolleginnen und Kollegen, die bei anderen Provenienzforschungsprojekten tätig sind. Stellvertretend seien an dieser Stelle die Zusammenarbeit mit der SUB Hamburg und der Universitätsbibliothek Leipzig genannt, die uns ermöglichten, einen Raubgutfall schnell aufzuklären.

2. Werkstattbericht

Die bisher aufgefundenen Provenienzhinweise lassen sich ganz grob in zwei Kategorien einteilen: In Hinweise auf Einzelpersonen und Hinweise auf jüdische Organisationen und Institutionen.

2.1. Provenienzmerkmale: Einzelpersonen

Unter den fast 700 Hinweisen befinden sich über 300 Personennamen. Bei vier Büchern handelt es sich zweifelsfrei um NS-Raubgut. In den Büchern „Jüdisches Fremdenrecht, antisemitische Polemik und jüdische Apologetik“ (Gustaf Marx, 1886) und „Stöcker's angeblich ethisch-soziale Judenfrage“ (Fr. Müller, 1880) fanden wir folgenden charakteristischen Namenszug:

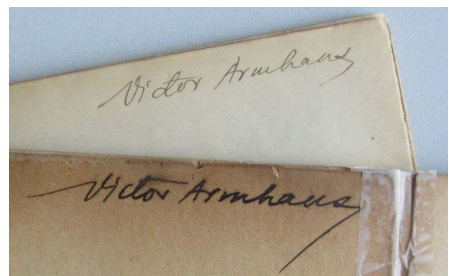


Abb. 5

3 Vgl. zur Arbeitsstelle und ihren Aufgaben: <http://arbeitsstelle-provenienzforschung.de/> (8.10.2014).

Victor Armhaus war ein jüdischer Sprachwissenschaftler und arbeitete als Dolmetscher an Leipziger Gerichten für 23 Sprachen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten verlor er im Zuge der Diskriminierung und Verfolgung jüdischer Bürger seine Beschäftigung.

Während des Zweiten Weltkriegs musste Armhaus in ein winziges Zimmer in einem so genannten Judenhaus in der Auenstraße 14 ziehen. Bei dem Umzug wurde seine Bibliothek von der Gestapo beschlagnahmt. Nach seiner Deportation im September 1942 starb der 83-Jährige aufgrund der Strapazen am 7. November 1942 in Theresienstadt.⁴

Wie die Bücher in die Bibliothek des IGdJ kamen, ist leider nicht ganz zu klären. Keines der beiden verfügt über eine Zugangsnummer des Instituts; sie wurden somit offensichtlich in den ersten Jahren nach der Institutsgründung zwischen 1966 und 1972 erworben. Das Buch „Jüdisches Fremdenrecht“ wurde höchstwahrscheinlich aus der DDR antiquarisch angekauft. Darauf weist ein Stempel der Akademischen Buchhandlung Wilhelm Faber in Leipzig auf dem Buchdeckel hin, der mit „abgegeben an das Norddeutsche Antiquariat“ überstempelt wurde. Das Norddeutsche Antiquariat befindet sich in Rostock und wurde 1955 gegründet.

Nicht nur in der Bibliothek des IGdJ wurden Bücher von Victor Armhaus gefunden. Unsere Kollegen und Kolleginnen an der Universitätsbibliothek Leipzig haben während ihres Provenienzforschungsprojekts 63 Bücher gefunden, die ihm ebenfalls gehört haben.⁵ Außerdem fand sich das Autogramm des Sprachwissenschaftlers in einem Buch der Staatsbibliothek zu Berlin.⁶ Der Leipziger Rechtsanwalt Hubert Lang, der die Familie Armhaus vertritt, wurde telefonisch über den Bücherfund informiert. In dem Gespräch wurde die Restitution der beiden Bücher angeboten. Die zwei in Israel lebenden Nichten des Sprachwissenschaftlers haben noch keine abschließende Entscheidung über eine Rückgabe getroffen.

Ein weiterer NS-Raubgut-Fall ist das Buch „Geschichte der Juden seit dem Untergang des jüdischen Staates“ (Ismar Elbogen, 1920), das einen bemerkenswerten Weg in die Bibliothek des IGdJ zurückgelegt hat. Der ursprüngliche Besitzer Dr. Erwin Rawicz (1897-1981), der in Berlin als Anwalt arbeitete, stempelte seinen Namen in den hinteren Teil des Buches.



Abb. 6

Der Familie Rawicz gelang im Oktober 1938 die Flucht in die USA. Im Jahr 1941 ließ die Hamburger Gestapo die im Hafen lagernden Umzugscontainer der Familie aufbrechen und durch die Firma Wilhelm Wehling versteigern. Die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (SUB) wurde dabei großzügig mit Buchgeschenken bedacht.

4 Vgl. Reuß, Cordula: Nationalsozialistischer Rassenwahn und seine Folgen – Bücherraub in ganz Europa. In: Cordula Reuß (Hg.): NS-Raubgut in der Universitätsbibliothek Leipzig, Universitätsverlag, 2011 (Schriften aus der Universitätsbibliothek 25), S. 50-69. Hier: S. 52-55.

5 Vgl. ebd. S. 52.

6 Vgl. http://provenienz.gbv.de/Victor_Armhaus (8.10.2014).

Im Buch selbst ist noch die Zugangsnummer der SUB zu erkennen (Zugangsnummer: 1941/7776).⁷

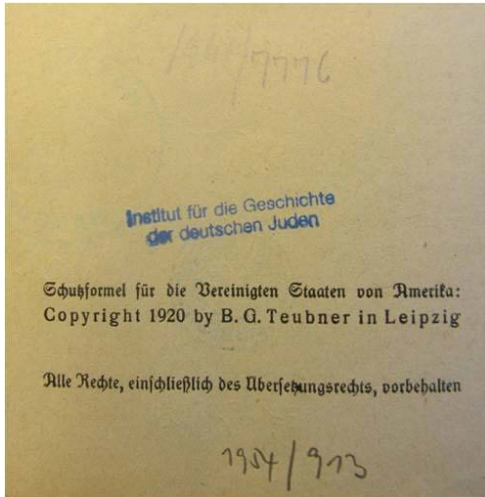


Abb. 7

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Buch an das „Institut für Auswärtige Politik Hamburg“ (Zugangsnummer: 1954/913) abgegeben, das 1973 in „Institut für Internationale Angelegenheiten der Universität Hamburg“ (IFIA) umbenannt wurde.

2003 kam das Buch schließlich als Geschenk des IFIA in den Buchbestand des IGdJ. Die Kolleginnen und Kollegen der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg ermitteln momentan etwaige Erben. Auch sie haben noch Bücher von Erwin Rawicz in ihrem Bestand.

Das Beispiel Erwin Rawicz zeigt zweierlei Dinge: Die Bedeutung der Vernetzung unserer Provenienzforschungsprojekte und dass Raubgut gewissermaßen aus dritter Hand existiert.

Ein weiteres Buchgeschenk der SUB aus dem Jahr 1975 entpuppte sich als NS-Raubgut (Zugangsnummer: 87/75). Die SUB-Zugangsnummer „1940/3000“ wurde in dem Buch zur Geschichte der Kwuza und des Kibbutz nicht entfernt.

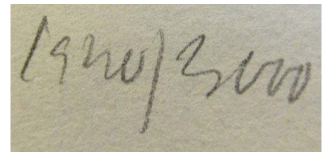


Abb. 8

Die Kollegen der Staats- und Universitätsbibliothek haben uns bestätigt, dass es sich bei dem Buch um ein Gestapo-„Geschenk“ handelt. Auf den Innenseiten der Buchdeckel befinden sich der Stempel „Bibliothek H. W. N.“ und die Notiz „Hans Werner Neumann“. Dieser Name war den Kollegen und Kolleginnen aus der SUB bislang unbekannt.

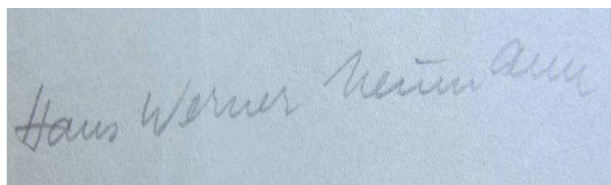


Abb. 9

Bei zahlreichen weiteren Namen bestehen starke Verdachtsmomente, allerdings müssen weitere Recherchen diese bestätigen. Unabdingbar wird es sein, sich mit der Geschichte der Antiquariate zu befassen, von denen wir nach 1966 Bücher gekauft haben.

⁷ Vgl. zum NS-Raubgut-Projekt der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg: Cirsovius-Ratzlaff, Volker; Kesting, Maria; Preuß, Ulrike: „Im Ganzen sehr erwünscht...“: NS-Raubgut in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky. Hamburg: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, 2014.

2.2. Provenienzmerkmale: Organisationen und Institutionen

Bisher haben wir über 50 Stempel von jüdischen Gemeinden, Organisationen und Institutionen gefunden, darunter Bücher der Jüdischen Gemeinde Berlin, der Israelitischen Kultusgemeinde München, der Israelitischen Gemeinde Frankfurt am Main und der Israelitischen Religionsgemeinde Dresden, aber auch des Rabbiner-Seminars in Berlin, der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, des Jüdisch-Theologischen Seminars Fraenckel'sche Stiftung in Breslau, der Vereinigung Israelitischer Religionslehrer oder des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens:



Abb. 10

Im Vergleich zu anderen Provenienzforschungsprojekten wie beispielsweise in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg ist dieser Anteil bemerkenswert hoch. Dieser erklärt sich durch die spezielle (Ausraubungs-)Geschichte jüdischer Einrichtungen und Körperschaften während der Zeit des Nationalsozialismus.

Nach den Novemberpogromen 1938 wurden rund 70 jüdische Gemeindebibliotheken zum Zwecke einer pseudowissenschaftlichen „Feindforschung“ beschlagnahmt und bis September 1939 in das neu gegründete Reichssicherheitshauptamt (RSHA) gebracht.⁸ Zur Einrichtung der geplanten Zentralbibliothek kam es während des Zweiten Weltkriegs allerdings nicht mehr. Welche Wege die Bücher, die die Bibliothekare des RSHA zusammengerafft hatten, in dieser Zeit genau genommen

8 Vgl. Schroeder, Werner: Beschlagnahme und Verbleib jüdischer Bibliotheken in Deutschland vor und nach dem Novemberpogrom 1938. In: Regine Dehnel (Hg.): Jüdischer Buchbesitz als Raubgut. Zweites Hannoversches Symposium, Frankfurt am Main: Klostermann, 2006, S. 27-36; Schidorsky, Dov: The Library of the Reich Security Main Office and Its Looted Jewish Book Collections. In: Libraries & the Cultural Record 42, Number 1 (2007), S. 21-47.

haben, ist nur schwer zu ermitteln. Sie wurden zum Streitobjekt konkurrierender (NS-)Organisationen, zum Zwecke der Geldbeschaffung verkauft, verbrannten bei Bombenangriffen, wurden ausgelagert, getauscht oder abgegeben.⁹ Gemeinhin gelten die Bibliotheken jüdischer Gemeinden, die ins Reichssicherheitshauptamt verbracht worden sind, bis auf wenige Ausnahmen im Ganzen als verschollen oder zerstört.¹⁰

Damit war die Geschichte der jüdischen Gemeindebibliotheken aber nicht zu Ende. Speziell die US-Amerikaner trugen am Ende des Krieges die Beute der Nazis, die sie auffanden, an einem „Collecting Point“, dem „Archival Depot Offenbach“, zusammen und gaben diese an ihre eigentlichen Eigentümer zurück.¹¹ Bücher von jüdischen Gemeinden oder anderen Organisationen, die während der Zeit des Nationalsozialismus aufgelöst worden waren, wurden dabei als „herrenloses Gut“ deklariert. Organisationen wie die Jewish Cultural Reconstruction (JCR) verteilten dieses „herrenlose Gut“ in Zusammenarbeit mit den Besatzungsbehörden im Sinne einer Rekonstruktion und zukünftigen Bewahrung jüdischen Kulturerbes an jüdische Einrichtungen und Organisationen weltweit, speziell in Israel und den USA.¹²

Tatsächlich befinden sich in 40 Büchern der Stempel des Archival Depots, der Aufkleber der JCR, ein hebräischer Stempel, der übersetzt „ausgeschieden“ heißt, oder die Stempel jüdischer Nachkriegsinstitutionen wie den Leo Baeck Instituten.



Abb. 11

9 Vgl. Schidorsky (wie Anm. 8), S. 37 f.

10 Eine Ausnahme bildet beispielsweise die Bibliothek der Jüdischen Gemeinde in Hamburg. Vgl. Jankowski, Alice: Die Konfiszierung und Restitution der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Hamburg. In: Dehnel (wie Anm. 8), S. 213-225.

11 Vgl. Hauschke-Wicklaus, Gabriele; Amborn-Morgenstern, Angelika; Jacobs, Erika (Hg.): Fast vergessen: Das amerikanische Bücherdepot in Offenbach am Main 1945-1949. Offenbach am Main: Offenbacher Editionen, 2011.

12 Gallas, Elisabeth: „Das Leichenhaus der Bücher“. Kulturrestitution und jüdisches Geschichtsdenken nach 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013.

Es handelt sich dabei um Bücher, die offensichtlich von Offenbach aus nach Israel oder in die USA abgegeben wurden und von dort als antiquarische Einkäufe oder Geschenke wieder nach Deutschland in unsere Institutsbibliothek gelangt sind. Folglich handelt es sich bei diesen Büchern nicht mehr um NS-Raubgut.

Wahrscheinlich ist außerdem auch, dass aus den Bibliotheken Bücher von flüchtenden Gemeindemitgliedern mitgenommen wurden und später verkauft oder verschenkt wurden. 1981 bekam das IGdJ von der Neuen Israelitischen Gemeinde in Montevideo neun Bücher geschenkt, die ursprünglich jüdischen Gemeinden in Deutschland gehört hatten. Darunter befindet sich eine Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Hauptsynagoge in München, in der folgende Widmung zu lesen ist: „Für Bibliothek der NCI Montevideo gestiftet von einem früheren Mitglied der israelitischen Kultusgemeinde München. Fed. E. Josephson, Montevideo, 4. April 1952“.



Abb. 12

Andererseits gibt es auch bei den Gemeindebibliotheken NS-Raubgutfälle. Beispiel hierfür sind die drei Bücher, die den Stempel der Israelitischen Religionsgemeinde Dresden tragen.

Außer dem jeweiligen Gemeindestempel befinden sich keine Hinweise auf weitere Besitzer. Weil die Bücher in den Anfangsjahren des Instituts gekauft wurden, existieren keine Zugangsnummern und somit keine Hinweise auf die Verkäufer der Bücher. Wir sehen diese drei Bücher als NS-Raubgut an, weil eine Beschlagnahmung durch das Reichssicherheitshauptamt zweifelsfrei nachgewiesen ist und weitere

Eigentümer anhand der Buchautopsie nicht festgestellt werden konnten. Dementsprechend handelt es sich auch in diesen Fällen um NS-Raubgut aus zweiter Hand.

Offenbar zirkulierte und zirkuliert NS-Raubgut in der Nachkriegszeit auch im antiquarischen Einzelhandel, wie das Beispiel der Armhaus-Bücher gezeigt hat. Nicht zuletzt bleibt der Recherche- und Forschungsbedarf auch bei den jüdischen Einrichtungen und Organisationen hoch, um am Ende Verdachtsfälle zu bestätigen oder zu widerlegen. Von der „Vereinigung der israelitischen Religionslehrer und Lehrerinnen“ hat sich beispielsweise nicht viel mehr als eine Übersicht über den Bibliotheksbestand aus dem Jahr 1907 erhalten.

Wie man am Beispiel des IGdJ sehen kann, lohnt es sich in Bezug auf Provenienzrecherchen die Perspektive auf die Nachkriegsjahre zu erweitern. Das Forschungsprojekt in unserer Einrichtung ist zudem ein gutes Beispiel dafür, wie fruchtbar die Vernetzung unter den Fachkolleginnen und -kollegen ist.

Die Durchsicht des Bestands ist fast abgeschlossen. Ende März haben wir bei der AFP einen Verlängerungsantrag um weitere 12 Monate gestellt und hoffen natürlich auf ein positives Feedback, um

die Recherchen, die Suche nach Erben, sowie die Verzeichnung der Funde im Verbundkatalog des GBV sowie der Lost-Art-Datenbank der Koordinierungsstelle Magdeburg und schließlich Restitutionsbemühungen weiter fortsetzen zu können.

Literaturverzeichnis

- Cirsovius-Ratzlaff, Volker; Kesting, Maria; Preuß, Ulrike: „Im Ganzen sehr erwünscht...“: NS-Raubgut in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky. Hamburg: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, 2014.
- Dehnel, Regine: NS-Raubgut in Museen, Bibliotheken und Archiven. Restitution, universitäre Forschung und Provenienzrecherche. <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/ns-raubgut-museen-bibliotheken-und-archiven> (8.10.2014).
- Gallas, Elisabeth: „Das Leichenhaus der Bücher“. Kulturrestitution und jüdisches Geschichtsdenken nach 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013.
- Hauschke-Wicklous, Gabriele; Amborn-Morgenstern, Angelika; Jacobs, Erika (Hg.): Fast vergessen: Das amerikanische Bücherdepot in Offenbach am Main 1945-1949. Offenbach am Main: Offenbacher Editionen, 2011.
- Jankowski, Alice: Die Bibliothek des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden. In: Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hg.): Institut für die Geschichte der deutschen Juden 2003-2008, Hamburg: IGdJ, 2009, S. 98-107.
- Jankowski, Alice: Die Konfiszierung und Restitution der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Hamburg. In: Regine Dehnel (Hg.): Jüdischer Buchbesitz als Raubgut. Zweites Hannoversches Symposium, Frankfurt am Main: Klostermann, 2006, S. 213-225.
- Reuß, Cordula: Nationalsozialistischer Rassenwahn und seine Folgen – Bücherraub in ganz Europa. In: Cordula Reuß (Hg.): NS-Raubgut in der Universitätsbibliothek Leipzig, Universitätsverlag, 2011 (Schriften aus der Universitätsbibliothek 25), S. 50-69. Hier: S. 52-55.
- Schidorsky, Dov: The Library of the Reichs Security Main Office and Its Looted Jewish Book Collections. In: Libraries & the Cultural Record 42, Number 1 (2007), S. 21-47.
- Schroeder, Werner: Beschlagnahme und Verbleib jüdischer Bibliotheken in Deutschland vor und nach dem Novemberpogrom 1938. In: Regine Dehnel (Hg.): Jüdischer Buchbesitz als Raubgut. Zweites Hannoversches Symposium, Frankfurt am Main: Klostermann, 2006, S. 27-36.

Crowdsourcing – neue Möglichkeiten und Grenzen für Bildarchive

Nicole Graf, ETH Zürich, ETH-Bibliothek, Bildarchiv

Zusammenfassung:

Crowdsourcing ist das Outsourcing von Teilaufgaben von Institutionen an Freiwillige, die diese Aufgaben aufgrund von Interesse und spezifischem (Fach-)Wissen in der Freizeit zu erledigen helfen. Dank des Internets wurde diese Art der Mitarbeit auf ehrenamtlicher Basis technisch vereinfacht, man spricht auch von Crowdsourcing 2.0. Auch im kulturellen Sektor der Gedächtnisinstitutionen hält diese neue Form der Generierung und des Teilens von Wissen langsam Einzug. Das Bildarchiv der ETH-Bibliothek hat sich diese Web-2.0-Technik für die Erschliessung des Fotoarchivs der Swissair in einem vierjährigen Projekt (Laufzeit 2009-2013) zunutze gemacht. Der Beitrag legt den Schwerpunkt auf die Erfahrungen in Bezug auf den Redaktionsworkflow, die technische Umsetzung, den Betreuungsaufwand und die Öffentlichkeitsarbeit.

Summary:

Crowdsourcing as a kind of voluntary collaboration has been made considerably easier by the Internet, from a technical perspective and there is now talk of crowdsourcing 2.0. Slowly but surely, this new form of generating and sharing knowledge is also finding its way into the cultural sector, e. g. the memory institutions. The Image Archive of the ETH-Bibliothek took advantage of this Web 2.0 technology to catalogue the Swissair photo archive in a four-year project (2009-2013). The paper focuses on experiences concerning the editorial workflow, the technical realisation, the level of technical support required and public relations.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S249-253](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S249-253)

1. Das Fotoarchiv der Swissair

Das Bildarchiv der ETH-Bibliothek in Zürich besitzt mit rund 1,8 Millionen Fotografien und anderen Bilddokumenten aus der Zeit zwischen 1860 und heute eines der grössten historischen Bildarchive der Schweiz. Inhaltliche Schwerpunkte sind Bildbestände mit unmittelbarem Bezug zur ETH Zürich (z.B. Ansichten- und Porträtsammlung, Privatnachsätze zahlreicher ehemaliger ETH-Professoren) oder andere umfangreiche Konvolute, die als bestehende Bildersammlungen angekauft bzw. übernommen wurden (Fotoagentur Photo Comet AG, Luftbildarchiv der Luftbild Schweiz, Archiv der Stiftung Documenta Natura, Archiv der Stiftung Industriekultur).

Im Jahr 2009 hat die ETH-Bibliothek das Fotoarchiv der ehemaligen nationalen Fluggesellschaft Swissair von der damaligen Besitzerin, der Stiftung Luftbild Schweiz, übernommen. Das Swissair-Fotoarchiv besteht aus rund 200'000 Fotografien (unterschiedliche Formate und Träger) und deckt den Zeitraum von 1910 bis zum Grounding der Swissair im Jahr 2001 ab. Der Bestand dokumentiert die technische und personelle Entwicklung der Swissair und ihrer Vorläufergesellschaften,

den Arbeitsalltag ihrer Mitarbeitenden und auch die fotografische Inszenierung der *Swissair* als nationales Symbol.

2. Was ist Crowdsourcing?

Hilfe von ausserhalb bei der Erschliessung ist in Archiven keine Neuigkeit. Neu ist hingegen, dass im Zeitalter von Internet und Web 2.0 neue Kooperations- und Arbeitsformen zwischen Experten und interessierten Laien möglich werden. Dies nennt sich Crowdsourcing. Im kulturellen Sektor der Gedächtnisinstitutionen hält diese neue Form der Generierung und des Teilens von Wissen langsam Einzug. Einige Crowdsourcing-Projekte grosser Institutionen sind: Kommentieren von Bildern auf *Flickr Commons*, ein durch die Library of Congress initiiertes Projekt für Bildarchive; Geotagging von alten Kartenmaterialien an der British Library; oder die Text-Korrekturen beim Australian Newspapers Digitisation Program der National Library of Australia. Das wohl bekannteste Crowdsourcing-Projekt ist Wikipedia.

3. Experten-Crowdsourcing

Das Bildarchiv der ETH-Bibliothek hat sich diese Web-2.0-Technik auf der eigenen Bilddatenbank für die Erschliessung des Fotoarchivs der *Swissair* in einem vierjährigen Projekt (Laufzeit 2009-2013) zunutze gemacht, denn schon unmittelbar nach der Übernahme des *Swissair*-Bestandes wurde klar, dass die vorhandenen Bildinformationen sehr knapp und lückenhaft waren. Orts- und Jahresangaben, genaue Flugzeugtypen, Gebäude, Ereignisse, Beschreibung der Tätigkeiten oder wichtige Personen waren nicht identifiziert.

4. Marketing, Motivation

Essentiell bei der erfolgreichen Umsetzung eines Crowdsourcing-Projekts ist das Auffinden und Motivieren der *Crowd*. Die Idee, fehlende Informationen auf den Bildern durch ehemalige *Swissair*-Mitarbeitende vervollständigen zu lassen, bestand bereits bei der Vorbesitzerin des Fotoarchivs, der Stiftung Luftbild Schweiz, konnte aber wegen fehlender personeller wie technischer Ressourcen nicht umgesetzt werden.

Die Zusammenarbeit wurde also mit den ausgezeichnet organisierten ehemaligen *Swissair*-Mitarbeitenden gesucht. Freiwillige für das Projekt konnten jeweils mittels Aufrufen in den Zeitschriften *Swissair News* und *Oldies News* oder während der alljährlichen Hauptversammlung gewonnen werden. Rund 130 interessierte Freiwillige meldeten sich, durchschnittlich 40 arbeiteten bei der Bildbeschreibung mit, ein halbes Dutzend davon intensiv und regelmässig. Diese Kooperation könnte man als „kontrolliertes“ Crowdsourcing¹ bezeichnen, bei dem nicht eine unbekannte Masse mittels offenem Aufruf zur Mitarbeit motiviert werden sollte, sondern eine identifizierbare Gruppe

¹ Gasser, Michael: Über die Digitalisierung hinaus. Neue Angebote der Spezialsammlungen der ETH Zürich-Bibliothek. In: Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V. (Hrsg.): Kulturelles Kapital und ökonomisches Potential: Zukunftskonzepte für Archivare. Fulda: Eigenverlag, 2013, S. 47-56; Graf, Nicole: Crowdsourcing beim *Swissair*-Fotoarchiv. In: *Memoriav-Bulletin* 19 (2013), S. 28 f., DOI:10.3929/ethz-a-009774132.

von Experten. Im Vergleich zu offenen und anonymen Crowdsourcing-Projekten ist bei der überschaubaren Gruppe von Experten, die ein grosses Interesse an der Geschichte und Überlieferung der Geschichte *ihrer* Fluggesellschaft zeigen, der Wissenstransfer sehr gross. Ohne die engagierte Mithilfe der „Oldies“ würde viel implizites Wissen verloren gehen. Ein vergleichbares Fachwissen hätte auch nicht mittels intensivem Literatur- und Quellenstudium innert nützlicher Frist durch die Mitarbeitenden des Bildarchivs erworben werden können. Mit dem Anwachsen der Menge an digitalisierten und ergänzten Bildern wuchs gleichzeitig auch das im Bildarchiv angeeignete Fachwissen.

5. Workflow

Grundvoraussetzung für die Methode des Online-Crowdsourcing ist die Inventarisierung Digitalisierung und Online-Publikation der Bilder. Dank angeworbener Drittmittel konnte über Jahre hinweg Zusatzpersonal (vor allem studentische Hilfskräfte für die Routinearbeiten) beschäftigt und die Arbeiten zügig angepackt werden. Aus dem Swissair-Bildarchiv wurde schließlich eine Auswahl von 40'000 Bildern digitalisiert.

Mittels speziellem Log-in gelangten die Freiwilligen direkt in jenen Teil der Bilddatenbank, in dem die zu bearbeitenden Bilder in wöchentlichen Tranchen online gestellt wurden. Die Tranchen waren zunächst 200 Bilder, später bei ausgiebigen Reportagen 350 Bilder groß. Jede Tranche verblieb acht Wochen auf der Bilddatenbank. Unter den Freiwilligen befanden sich langjährige Piloten und Chefpiloten, Flugbegleiter, Techniker und administrative Mitarbeitende, so dass der Grossteil der thematischen Breite des Bestandes abgedeckt wird.

Nebst der webbasierten Arbeit von zu Hause aus, war auch die Kommunikation via Telefon oder E-Mail zwischen den Freiwilligen und der Ansprechperson im Bildarchiv wichtig. Es fand ein äusserst wertvoller Wissenstransfer statt, dieser wurde bei Projektstart in Hinblick auf den zeitlichen Aufwand stark unterschätzt. Insbesondere auch bei der späteren Verfeinerung des Schlagwortbaumes leistete dieses Insiderwissen unbezahlbare Dienste.

Auf der Datenbank wurden die vorhandenen Metadaten (Titel, Autor, Datierung) angezeigt und waren nicht überschreibbar. Im eigens eingerichteten Feld „Notizen“ konnten die Freiwilligen zusätzliche Informationen ohne strukturelle Vorgaben eintragen und mit dem persönlichen Kürzel kennzeichnen. Die Mitarbeitenden des Bildarchivs haben in der Folge die unterschiedlichen Informationen verifiziert und redigiert. Die Ergänzungen wurden mit den vorhandenen Metadaten abgeglichen bzw. auf die adäquaten Metadatenfelder verteilt (Titel, Beschreibung, Datum u.ä.), auf inhaltliche Konsistenz sowie Orthographie kontrolliert. Waren beispielsweise die Angaben unklar oder lagen von mehreren Personen widersprüchliche Angaben vor, konnte gezielt bei den ehemaligen Swissair-Mitarbeitenden nachgefragt werden. Die Originalnotizen der Pensionäre wurden unverändert in der Datenbank belassen, die Originaltitel und Originalbeschreibungen der Bilder sind in den Inventarlisten nachvollziehbar.

Das Beispielbild war lediglich mit der lapidaren Information „Werkstatt“ überliefert, nach der Bearbeitung konnte der Titel folgendermassen ergänzt werden: „Revision eines DC-3 Motors in

der Motorenwerkstatt Dübendorf, Einbau der Kurbelwelle mit Gegengewicht in den Mittelteil des Kurbelgehäuses. Pratt & Whitney R-1830 Twin Wasp, 1937–1948“.



Abb. 1: Beispielbild (Signatur: LBS_SR01-04616)

Schliesslich wurden die Bilder durch die Mitarbeitenden des Bildarchivs beschlagwortet. Die Arbeiten wurden Ende 2013 abgeschlossen, d.h. insgesamt 40.000 Bilder wurden auf der Bilddatenbank *Bildarchiv Online* online gestellt.

6. Ressourcen

Zu Projektbeginn wurde der Aufwand für die Betreuung der Pensionäre durch das Bildarchiv unterschätzt. So wurde für die Betreuung und den Wissenstransfer im ersten Projektjahr ca. 0,2 Vollzeitstellen eingesetzt. Rund 0,1 Vollzeitstellen gingen an das Aufbereiten und Hochladen der Bilder und den technischen Support der Pensionäre. Die Titelredaktion nahm weitere 20 Stellenprozent in Anspruch. Für die Erschliessung des Bestandes wurde eine 60%-Stelle während drei Jahren eingesetzt. Der aus dieser erfolgreichen und fruchtbaren Kooperation erwachsene inhaltliche Informationszugewinn und Mehrwert wiegt den zu Beginn unterschätzten Mehraufwand allerdings um ein Mehrfaches auf.

7. Fazit

Im Vergleich zu offenen und anonymen Crowdsourcing-Projekten ist bei der überschaubaren Gruppe von Experten, die ein grosses Interesse an der Geschichte und Überlieferung der Geschichte ihrer Flugesellschaft zeigen, der Wissenstransfer sehr gross. Ohne die engagierte Mithilfe der ehemaligen Swissair-Mitarbeiter würde viel implizites Wissen verloren gehen.

Die gezielte, webbasierte Kooperation zwecks Präzisierung der vorhandenen Bildinformationen ist über die redaktionelle Bearbeitung der Inputs hinaus mit einem gewissen Zeitaufwand verbunden. Dieser wird jedoch durch den Mehrwert an eingegangenem Fachwissen, das den Benutzenden dank dieser Form des Crowdsourcing zur Verfügung gestellt werden kann, mehr als kompensiert. Allerdings enthebt dies die Mitarbeitenden im Bildarchiv nicht davon, sich sowohl kritisch mit den Bildern als auch mit den Kommentaren der ehemaligen Swissair-Mitarbeitenden auseinanderzusetzen.

Literaturverzeichnis

- Gasser, Michael: Über die Digitalisierung hinaus. Neue Angebote der Spezialsammlungen der ETH Zürich-Bibliothek. In: Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V. (Hrsg.): Kulturelles Kapital und ökonomisches Potential: Zukunftskonzepte für Archivare. Fulda: Eigenverlag, 2013, S. 47-56.
- Graf, Nicole: Crowdsourcing beim Swissair-Fotoarchiv. In: *Memoriav-Bulletin* 19 (2013), S. 28-29. DOI:10.3929/ethz-a-009774132 (3.9.2014).

Besondere Bestände zugänglich machen

Bericht über die Pilotphase Handschriftendigitalisierung der deutschen Handschriftenzentren

Carolin Schreiber, Bayerische Staatsbibliothek

Zusammenfassung:

Im Juni 2013 genehmigte die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) die Durchführung einer zweijährigen Pilotphase zur Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften an den deutschen Handschriftenzentren. Diese wird im DFG-Programm „Erschließung und Digitalisierung handschriftlicher und gedruckter Überlieferung“ im Bereich der Wissenschaftlichen Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS) gefördert. Das Vorhaben besteht aus sieben Digitalisierungsprojekten, die seit Herbst 2013 an fünf deutschen Bibliotheken durchgeführt werden. Die projektübergreifenden Organisations- und Koordinationsarbeiten sind an der Bayerischen Staatsbibliothek angesiedelt. Auf Basis der praktischen Erfahrungen der sieben einzelnen Projekte soll ein sog. Masterplan erarbeitet werden, der bei positiver Begutachtung zur Grundlage einer zukünftigen DFG-Förderlinie werden soll. Ziel der Initiative ist die Gesamtdigitalisierung des mittelalterlichen Handschriftenerbes in Deutschland.

Summary:

In June 2013, a proposal for a two-year pilot phase for the development of a concerted national programme for the digitization of medieval manuscripts in Germany, proposed by five German manuscript cataloguing centres, was accepted by the DFG, the largest research funding organization in Germany, in the context of its Scientific Library Services and Information Systems (LIS) programme. The pilot phase consists of seven coordinated digitization projects carried out by five German libraries. The Bayerische Staatsbibliothek (BSB) is responsible for project coordination and organization. Based on the practical experience gained in the different digitization projects, a master plan will be developed, which will be the basis for the establishment of a new DFG funding programme. The initiative aims at the digitization of all surviving medieval manuscripts preserved in German cultural heritage institutions.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S254-264](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S254-264)

1. Hintergrund

Bereits seit den neunziger Jahren wurden seitens der DFG zahlreiche Projekte zur Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften gefördert. Bei diesen handelte es sich um forschungsbezogene oder die Tiefenerschließung begleitende Projekte, die an den besitzenden Bibliotheken bzw. den erschließenden Handschriftenzentren angesiedelt waren bzw. sind.¹ Daneben bemühen sich viele

¹ Einen Überblick über geförderte Projekte bietet die DFG-Datenbank GEPRIIS <http://gepris.dfg.de/gepris> (29.08.2014).

Altbestandsbibliotheken in eigenfinanzierten Projekten, bedeutende Handschriftenbestände öffentlich zugänglich zu machen (sog. „Boutique“-Digitalisierung).² Aufgrund ihres hohen Wertes oder prekären Erhaltungszustands sind gerade die Zimelien der meisten Sammlungen stark zugangsbeschränkt und nur selten in Ausstellungen zu sehen; hier können seit einiger Zeit virtuelle Ausstellungen digitalisierter Handschriften eine Alternative bieten. In den letzten Jahren spielt ferner die Digitalisierung aufgrund von Nutzerbestellungen (Digitization on Demand, DoD) auch im Handschriftenbereich eine zunehmend größere Rolle. Bedeutende bereits (teil-)digitalisierte Fonds sind in Deutschland etwa die *Codices iconographici* der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB),³ die an der Heidelberger Universitätsbibliothek digitalisierten *Codices palatini*⁴ sowie das Projekt zur virtuellen Zusammenführung von erhaltenen Handschriften aus der Lorscher Klosterbibliothek.⁵ An einem umfangreichen EU-geförderten Kooperationsprojekt, *Europeana Regia*, waren die BSB und die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel beteiligt.⁶

Als Ergebnis dieser Digitalisierungsunternehmungen sind von den heute erhaltenen ca. 60.000 mittelalterlichen Handschriften in deutschen Bibliotheken derzeit erst etwa 7,5% digitalisiert, was im Vergleich zu den historischen Drucken einen sehr niedrigen Wert darstellt. Im Gegensatz zu den technischen und fotografischen Standards, die seit Publikation der *Praxisregeln Digitalisierung* der DFG⁷ weitgehend einheitlich befolgt werden, sind die Standards der Online-Präsentation bisher disparat und der Nachweis digitalisierter Handschriften in überregionalen Portalen ist noch keinesfalls umfassend, was das Auffinden und die Benutzung digitalisierter Bestände äußerst aufwändig macht. Digital verfügbare Erschließungsdaten, seien es Image-Scans gedruckter Kataloge, Kurznachweise oder aktuelle wissenschaftliche Handschriftenbeschreibungen, sind nur für Teile der Bestände in digitaler Form vorhanden. Letztere liegen vor allem für Fonds vor, die in jüngerer Zeit durch die deutschen Handschriftenzentren katalogisiert wurden, da seit etwa der Jahrtausendwende zeitgleich mit der Vorbereitung gedruckter Bände die Katalogisate in *Manuscripta Mediaevalia*⁸ im Volltext öffentlich zugänglich gemacht werden.

Vor diesem Hintergrund hatte die Arbeitsgruppe der deutschen Handschriftenzentren⁹ auf Bitten des DFG-Unterausschusses Erschließung und Digitalisierung zum 1. Juli 2011 ein Konzeptpapier zur Digitalisierung der mittelalterlichen Handschriften in Deutschland eingereicht, das neben grundlegenden Überlegungen zu Mengengerüsten, Durchsatz- und Kostenfaktoren, Durchführungsfragen sowie Erschließungs-, Meta- und Strukturdaten auch den Vorschlag enthielt, prioritär eine systematische fondsweise Digitalisierung solcher Bestände vorzusehen, die bereits qualitativ gut erschlossen

2 Altenhöner, Reinhard; Brantl, Markus; Ceynowa, Klaus: Digitale Langzeitarchivierung in Deutschland – Projekte und Perspektiven. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2011), S. 184-196, hier: S. 191. <http://dx.doi.org/10.3196/18642950115834150>.

3 Siehe <http://www.bsb-muenchen.de/Codices-Iconographici-CodIcon-online.174.0.html> (29.08.2014).

4 Siehe <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/bpd/index.html> (29.08.2014).

5 Bibliotheca Laureshamensis, siehe <http://www.bibliotheca-laureshamensis-digital.de/de/index.html> (29.08.2014).

6 Siehe <http://www.europeanaregia.eu/de> (29.08.2014) und Denoël, Charlotte; Fabian, Claudia; Tesnière, Marie-Hélène: Editorial – Europeana Regia. In: Bulletin du bibliophile 2013, S. 3-9.

7 Die aktuelle Fassung der DFG-Praxisregeln „Digitalisierung“ (2013) ist veröffentlicht unter http://www.dfg.de/formulare/12_151/ (29.08.2014).

8 Siehe <http://www.manuscripta-mediaevalia.de>

9 Siehe <http://www.manuscripta-mediaevalia.de/info/partner.html> (29.08.2014).

sind oder derzeit katalogisiert werden.¹⁰ In diesem Zusammenhang waren die bestandshaltenden Institutionen in Deutschland gefragt worden, ob sie an einer Digitalisierung qualifiziert erschlossener Bestände in den nächsten Jahren interessiert seien. Dieses erste Konzeptpapier wurde vom Unterausschuss im September 2011 zwar grundsätzlich positiv gewürdigt, gleichzeitig aber an mehreren Stellen, u.a. hinsichtlich der Priorisierung der erschlossenen Bestände, kritisch hinterfragt. Die Handschriftenzentren wurden aufgefordert, zum 1. Februar 2012 eine überarbeitete Fassung¹¹ einzureichen. In dieser wurde u.a. eine Pilotphase vorgeschlagen, in der typische Szenarien von Digitalisierungsprojekten durchgespielt werden, um verlässliche Erfahrungswerte zu sammeln, auf deren Basis bei der DFG über künftige Förderstrategien entschieden werden kann. Das Gesamtziel der Digitalisierungsbestrebungen ist folgendermaßen zusammengefasst: „Perspektivisch anzustreben ist eine vollständige Digitalisierung des mittelalterlichen Handschriftenerbes, soweit es in öffentlich-rechtlichen und vergleichbar verfassten kirchlichen Sammlungen vorliegt.“¹²

2. Projektkonzeption

Auf Grundlage dieser Vorarbeiten wurde schließlich im Juni 2013 die Durchführung der Pilotphase bewilligt durch Genehmigung von sieben Einzelanträgen und eines flankierenden Rahmenantrags.¹³ Letzterer beinhaltet die Koordination der Einzelprojekte sowie die technische Weiterentwicklung des Portals Manuscripta Mediaevalia. Die einzelnen Projekte haben im Laufe der zweiten Jahreshälfte 2013 ihre Arbeit aufgenommen. Projektpartner sind fünf deutsche Bibliotheken, die als Träger eines Handschriftenzentrums über große Erfahrung im Bereich der Handschriftendigitalisierung und -erschließung verfügen:

- die Staatsbibliothek zu Berlin,
- die Universitätsbibliothek Leipzig,
- die Bayerische Staatsbibliothek München,
- die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart,
- die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.

Ebenfalls beteiligt ist das Bildarchiv Foto Marburg, das zusammen mit der Staatsbibliothek zu Berlin und der Bayerischen Staatsbibliothek als Träger von Manuscripta Mediaevalia fungiert und die technischen Aspekte des nationalen Handschriftenportals betreut.

10 Siehe http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/images/www/pdf-dateien/projekte/konzeptpapier_digitalisierung_2011_Veroeffentlichung.pdf (29.08.2014).

11 Siehe http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/images/www/pdf-dateien/projekte/konzeptpapier_digitalisierung_2012_Veroeffentlichung.pdf (29.08.2014).

12 Konzeptpapier 2012 (wie Anm. 11), S. 1.

13 Diese wird im DFG-Programm „Erschließung und Digitalisierung handschriftlicher und gedruckter Überlieferung“ im Bereich der Wissenschaftlichen Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS) gefördert, siehe http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_foerderangebote/erschliessung_digitalisierung/index.html (29.08.2014).

Der Beginn der Pilotphase ist dargestellt in Glorius, Lydia; Schreiber, Carolin: Start der Pilotphase Handschriftendigitalisierung. In: Bibliotheksmagazin 26 (2014), H. 2, S. 77-81, <http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/images/www/pdf-dateien/bibliotheksmagazin/BM2014-2.pdf> (29.08.2014).

In den Einzelprojekten werden Bestände digitalisiert, die sich bezüglich ihres Erschließungsgrads und der Schwierigkeit der Digitalisierung stark unterscheiden und deshalb als repräsentativ für die Handschriftenüberlieferung in Deutschland gelten dürfen. Für die Auswertung wurden übergeordnete Fallgruppen definiert, die die jeweiligen Besonderheiten zum Ausdruck bringen:

- Begleitende Digitalisierung bei laufenden DFG-geförderten Tiefenerschließungsprojekten
 - Projekt 1: Digitalisierung lateinischer Handschriften aus dem ehemaligen Benediktinerkloster St. Emmeram in Regensburg (CIm 14000-14540) (BSB München)
 - Projekt 2: Digitalisierungskomponente zum Projekt „Erschließung von Kleinsammlungen mittelalterlicher Handschriften in Sachsen und dem Leipziger Umland“ (UB Leipzig)
- Digitalisierung gut erschlossener Bestände
 - Projekt 3: Digitalisierung von Handschriften der Ratsbücherei Lüneburg (HAB Wolfenbüttel)
 - Projekt 4: Digitalisierung mittelalterlicher deutscher Pergamenthandschriften aus dem Signaturenbereich Cgm 1-200 (BSB München)
 - Projekt 5: Digitalisierung von Handschriften des Fonds Codices biblici in Folio (WLB Stuttgart)
- Digitalisierung ungenügend erschlossener Bestände
 - Projekt 6: Digitalisierung von Handschriften der Signaturengruppe Manuscripta germanica unter Nutzung aktualisierter historischer Kurzkataloge (SBB-PK)
 - Projekt 7: Bestandslistenfassung und Digitalisierung von Handschriften der UB Leipzig aus dem Bestandssegment ohne publizierten Nachweis sowie Bestandslistenfassung und Digitalisierung von zehn stark nachgefragten, aber nur mit deutlich erhöhtem Aufwand zu digitalisierenden Handschriften der UB Leipzig (UB Leipzig)
- Digitalisierung mit deutlich erhöhtem Aufwand

Die ersten drei Projektgruppen ergeben sich durch den Erschließungsgrad der Corpora, deren erstes den „erschließungstechnischen Bestfall“ darstellt, nämlich die Digitalisierung nahezu zeitgleich zur Erstellung von aktuellen wissenschaftlichen Beschreibungen nach den Standards der DFG-Richtlinien zur Handschriftenkatalogisierung¹⁴ und deren Veröffentlichung im Handschriftenportal Manuscripta Mediaevalia. Für die zweite Gruppe liegen qualitativ hochwertige ältere Beschreibungen vor, die entweder bereits retrodigitalisiert und in das Handschriftenportal eingebracht worden sind oder noch im Laufe des Projekts digitalisiert und öffentlich zugänglich gemacht werden. Die dritte Fallgruppe dürfte besonders bedeutsam für die Bewertung des Verhältnisses von Digitalisierung und Erschließung sein: Es handelt sich um Bestände, die nur durch sog. „Bestandslisten“ erschlossen sind,¹⁵ ein deutlich weniger gründliches und somit weniger aufwändiges Verfahren der Handschriftenbeschreibung. Kann die Digitalisierung hier fehlende Erschließungsleistung kompensieren? Handschriften der letzten Fallgruppe schließlich werden nicht einem eigenen Projekt zugeordnet, sondern sind anteilig in den Einzelprojekten enthalten.

¹⁴ Siehe <http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/kataloge/HSKRICH.htm> (29.08.2014).

¹⁵ Mackert, Christoph (im Auftrag der deutschen Handschriftenzentren): Das Verfahren der Bestandsliste. Überarbeitete und aktualisierte Handreichung zur standardisierten Kurzerfassung mittelalterlicher Handschriften nach dem Schema der Bestandsliste (2011).
http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/konzeptpapier_2011_bestandsliste_publicationsversion.pdf (29.08.2014).

3. Aufwandsabschätzung

Im Verhältnis zu selbst älteren Drucken gestaltet sich die Digitalisierung einer mittelalterlichen Handschrift wesentlich aufwändiger.¹⁶ Schon eine „unproblematische“ mittelalterliche Handschrift kann grundsätzlich nur in Handauflage digitalisiert werden; Pergamenthandschriften können ferner nur unter besonderen klimatischen Verhältnissen aufbewahrt und geöffnet werden und sind wegen der Steifheit des Beschreibstoffs generell schwieriger in der Handhabung. Durch die oft heterogene (z.B. wellige) Oberflächenstruktur mittelalterlicher Handschriften treten bei der Digitalisierung Schatten, ggf. sogar Unschärfen auf. Neben diesen in nahezu allen Handschriften auftretenden Besonderheiten kann jedoch eine Vielzahl von nicht immer vorhersehbaren weiteren Faktoren den Digitalisierungsprozess zusätzlich erschweren.

In die vierte Fallgruppe der Pilotphase werden deshalb Handschriften eingeordnet, deren Digitalisierung aufgrund ihrer Materialität oder ihres konservatorischen Zustands besonders schwierig ist. Besonderen Aufwand bedingen z.B. besonders wertvolle, bereits geschädigte oder fragile Objekte, bei denen die Handschrift zunächst restauriert bzw. konserviert und die anschließende Digitalisierung durch Restauratoren begleitet werden muss. Es soll in diesem Zusammenhang auch dokumentiert werden, in wie vielen Fällen und unter welchen Umständen Handschriften eventuell ganz von der Digitalisierung ausgenommen werden müssen.

Illuminierte mittelalterliche Handschriften stellen bei der Digitalisierung eine besondere Herausforderung dar. Oftmals müssen Zwischenblätter oder Seidenvorhänge für den Digitalisierungsprozess sorgfältig umgelegt und anschließend wieder korrekt positioniert werden; die Wiedergabe von



Abb. 1: Sicherung der Pigmentschicht einer Initialen am Institut für Buch- und Handschriftenrestaurierung der BSB

Blattgold ist durch die reflektierende Oberflächenstruktur besonders komplex. Bei Vorliegen enger Bindungen oder eingebundener Elemente, wie sie z.B. in 70% der Handschriften der BSB auftreten, liegt der Durchsatz bei der Digitalisierung ebenfalls deutlich unter dem Durchschnitt, da i.d.R. mehrere Aufnahmen getätigt werden müssen, bis ein optimales Ergebnis vorliegt. Auch besonders kleine (Oktav und kleiner, Rückenhöhe < 15 cm) oder besonders große Handschriften (Rücken > 50 cm), deren Fixierung und Handhabung besonderen Aufwand erfordert, sind hier einzugruppiert. Als Beispiel aus dem Teilprojekt „Erschließung von Kleinsammlungen mittelalterlicher Handschriften in Sachsen und dem Leipziger Umland“ (UB Leipzig) kann die im Bild gezeigte

16 Eine umfassende Darstellung der Besonderheiten bei der Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften findet sich in Bacher, Rahel; Fabian, Claudia; Ikas, Wolfgang-Valentin; Schreiber, Carolin: State of the art in image processing. http://issuu.com/europeanaregia/docs/d4_1_state_of_the_art_in_image_proc (29.08.2014).

Digitalisierung von Chorbüchern aus dem Domstift Naumburg dienen, bei denen die monumentale Größe der zu digitalisierenden Objekte hohen Personaleinsatz und die Entwicklung einer speziellen Konstruktion für das Aufnahmeverfahren am Digitalisierungszentrum der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena erforderlich machte.¹⁷



Abb. 2: Digitalisierung von überformatigen Chorbüchern aus dem Domstift Naumburg; zugehörige Kamerastellung

Für kleinformatige Handschriften ist ferner eine höhere physikalische Auflösung erforderlich (600 ppi), was die Geschwindigkeit des Scanprozesses und somit den Durchsatz weiter verringert und Kosten erhöht. Wie hoch der Anteil schwer zu digitalisierender Handschriften in speziellen, historisch gewachsenen Fonds ausfallen kann, zeigt das Beispiel des Projekts „Digitalisierung mittelalterlicher deutscher Pergamenthandschriften der Bayerischen Staatsbibliothek (Cgm 1-200)“, in dem über die Hälfte der zu digitalisierenden Objekte dieser Kategorie zuzurechnen ist, da der Fonds eine große Zahl herausragender Zimelien unterschiedlicher Provenienz, zahlreiche illuminierte Handschriften, Kleinformate und Tresore enthält.

Besondere Bedeutung kommt in der Pilotphase naturgemäß der Dokumentation zu, um durch die differenzierte Betrachtung in den verschiedenen Fallgruppen zu einer realistischen Abschätzung des mit der Digitalisierung verbundenen Aufwands für diese in vielerlei Hinsicht besondere Objektgruppe zu gelangen. Details zur erforderlichen technischen Ausrüstung, Probleme beim operativen Scannen oder Fotografieren sollen hier ebenso erfasst werden wie technische Gründe, die möglicherweise die Digitalisierung einer Handschrift unmöglich machen. Nach Abschluss der Pilotphase wird sich so der finanzielle und technische Aufwand je Handschriftentyp präzise beziffern bzw. benennen lassen. Neben dieser Aufwandseinschätzung wird der zu entwickelnde Masterplan auch fundierte Aussagen zu zwei weiteren Aspekten enthalten: Priorisierung künftig zu fördernder Digitalisierungsprojekte und Weiterentwicklung der technischen Infrastruktur.

¹⁷ Vgl. <http://www.thulb.uni-jena.de/Aktuelles/Digitalisierung+Naumburger+Chorbücher.html> (29.08.2014).

4. Priorisierungsfragen

Für die geforderten Priorisierungsempfehlungen muss eine Vielzahl unterschiedlicher Aspekte gewichtet werden. Anders als bei der Digitalisierung neuerer oder archivalischer Bestände spielen hier Urheber- oder Persönlichkeitsrechte aufgrund des Alters der Objekte keine Rolle; umso mehr rücken deshalb die Bedürfnisse der Forschung in den Vordergrund. Es stellen sich u.a. die folgenden Fragen:

- *Erschließungsgrad*: Sollten zunächst die gut erschlossenen Bestände digitalisiert werden, da sie schnell und umfassend präsentiert werden können? Oder sollten eher ungenügend erschlossene Beständen bevorzugt werden, damit der Benutzer zumindest einen ersten Zugang zu diesen (i.d.R. noch wenig beachteten) Stücken erhält?
- *Bestandsgröße*: Sind zerstreute Handschriftenbestände in Kleinsammlungen, die oft nur schwer zugänglich sind, vorrangig zu digitalisieren? Oder sollten mittlere und größere Sammlungen prioritär behandelt werden?
- *Nutzungsbeschränkungen*: Sind Zimelien und andere besonders wertvolle oder fragile Handschriften, deren Nutzung in der Regel stark eingeschränkt ist, ein bevorzugt zu digitalisierender Bestand?
- *Inhalt*: Stehen zunächst die kunsthistorisch besonders interessanten illuminierten Handschriften im Vordergrund? Oder sollte man eher die für die Wissenschaft wichtigen Texthandschriften digitalisieren?
- *Institutioneller Rahmen*: Soll die Förderung von Digitalisierungsprojekten von der Nutzbarkeit einer etablierten Digitalisierungsinfrastruktur abhängig gemacht werden?
- *Wissenschaftsbezug*: Wie können die Bedürfnisse aktueller Forschungsvorhaben berücksichtigt werden? Wie können die Ergebnisse von Forschungsprojekten in bibliothekarische Ressourcen und Fachdatenbanken eingebunden werden?

Zur Bewertung dieser Faktoren werden zum einen bestehende Priorisierungsmatrizes anderer Digitalisierungsinitiativen analysiert und zum anderen die Einschätzungen handschriftenbezogen arbeitender Wissenschaftler erfragt. Die Meinungsumfrage wurde 2014 mittels eines Online-Fragebogens durchgeführt, in dem Nutzungs- und Suchverhalten der Teilnehmer sowie Wünsche an künftige Forschungsumgebungen im Handschriftenbereich ermittelt werden.¹⁸ Zudem werden Priorisierungsfragen im Mittelpunkt einer im Oktober 2014 in München stattfindenden Fachtagung erörtert werden (s.u., letzter Abschnitt).

5. Technische Infrastruktur

Schließlich soll auch eine Infrastruktur entwickelt werden, die bestandshaltenden Institutionen in ganz Deutschland die Digitalisierung und Online-Präsentation relevanter Bestände auf hohem, den aktuellen Standards entsprechendem Niveau ermöglicht. Zentraler Zugriffspunkt für die Digitalisate wie für die zugehörigen Meta-, Erschließungs- und Strukturdaten ist das deutsche

18 Siehe https://www.socisurvey.de/pilotphase_hss (29.08.2014).

Handschriftenportal Manuscripta Mediaevalia,¹⁹ das im Hinblick auf Benutzerfreundlichkeit und Datenimport bzw. -export optimiert wird.

Hier wird zunächst der Datenaustausch mit lokalen, regionalen, nationalen und internationalen Portalen (z.B. Bibliothekskataloge, Verbundkataloge, Deutsche Digitale Bibliothek,²⁰ Europeana²¹ oder das CERL-Portal für Handschriften und Alte Drucke²²) über definierte Schnittstellen und das Harvesting von Daten durch Manuscripta Mediaevalia stark vereinfacht. Konkret ist für die Pilotphase die Implementierung einer Schnittstelle zum automatisierten Datenimport im Format MarcXML²³ geplant.

Als weiterer Schritt wird ein hinsichtlich Auflösung, Zoommöglichkeiten und Navigation adäquates Präsentationssystem für Handschriftendigitalisate (Viewer) in Manuscripta Mediaevalia umgesetzt. Ein Modell zur Belieferung des DFG-Viewers mit Meta- und Strukturdaten in METS/TEI für von Manuscripta Mediaevalia gehostete Digitalisate wird im Rahmen der Pilotphase entwickelt.²⁴ Das Datenmodell der existierenden TEI/OAI-Schnittstelle der Handschriftendatenbank ist hierzu anzupassen und weiterzuentwickeln. Im Zusammenhang mit der Lieferung eines Kernsets von Metadaten an den DFG-Viewer ist die Gestaltung des sog. Signaturendokuments in Manuscripta Mediaevalia zu überdenken. Es soll die wichtigsten Informationen über das digitale Objekt anzeigen, auf verfügbare Beschreibungen der Handschrift verweisen sowie als Ankerpunkt für weitere Informationsquellen wie z.B. die Forschungsdokumentations-Datenbanken dienen.

Vor allem für die künftige Vernetzung handschriftenbezogener Informationen bedeutsam ist die Überarbeitung des vorhandenen Werk-Normdatensatzes der Handschriftendatenbank auf Basis der Gemeinsamen Normdatei (GND).²⁵ Dieser zusammen mit Vertretern der Deutschen Nationalbibliothek zu erarbeitende Werk-Normdatensatz gewährleistet die Zusammenführung der in Manuscripta Mediaevalia materiellen Manifestationen eines Werkes. Darüber hinaus ermöglicht die Angabe einer GND-Referenz-ID für das Werk eine Verknüpfung werkbezogener Informationen in verteilten Webangeboten auf Basis von Linked-Data-Technologien. Modellhaft soll erprobt werden, das bereits in Manuscripta Mediaevalia in einer Menge von 21.000 Datensätzen vorliegende Werk-Normdokument konzeptionell, funktionell und inhaltlich in die GND zu überführen und der Handschriftendatenbank somit größtmögliche Nachnutzbarkeit zu sichern.

19 Siehe <http://www.manuscripta-mediaevalia.de> (29.08.2014).

20 Siehe <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/> (29.08.2014).

21 Siehe <http://www.europeana.eu/> (29.08.2014).

22 Siehe <http://cerl.epc.uu.se/sportal/> (29.08.2014).

23 Siehe <http://www.loc.gov/standards/marcxml/> (29.08.2014).

24 Zum Profil der Metadaten für den DFG-Viewer allgemein siehe <http://dfg-viewer.de/profil-der-metadaten/> (29.08.2014); zum Datenmodell für Handschriften siehe http://dfg-viewer.de/fileadmin/groups/dfgviewer/TEI-Anwendungsprofil_1.0.pdf (29.08.2014).

25 Siehe http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/GND/gnd_node.html (29.08.2014).

6. Vernetzung mit Wissenschaft und bestandshaltenden Institutionen

Von Anfang an sollen Partner aus der Wissenschaft und Träger der Informationsinfrastruktur in das Projekt miteinbezogen werden. Aus diesem Grund sind zwei Workshops vorgesehen: Vom 9. bis 10. Oktober 2014 findet an der Bayerischen Staatsbibliothek eine erste Tagung statt, bei der die Themenblöcke „Digitalisierte Handschriften in Forschung und Lehre“, „Präsentation von Digitalisaten“, „Technologien für die Erschließung von Digitalisaten“ und „Perspektiven für die Priorisierung bei Digitalisierungsprojekten“ diskutiert wurden.²⁶ Vom 22. bis 24. April 2015 wird sich eine zweite Tagung mit der Evaluierung der Ergebnisse der Pilotprojekte befassen. Im November 2015 schließlich soll die Pilotphase abgeschlossen sein und ein tragfähiger Masterplan vorliegen.

Weitere Informationen:

<http://www.bsb-muenchen.de/Pilotphase-Handschriftendigitalisierung.4175.0.html>

Literaturverzeichnis

- Altenhöner, Reinhard; Brantl, Markus; Ceynowa, Klaus: Digitale Langzeitarchivierung in Deutschland – Projekte und Perspektiven. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2011), S. 184-196. <http://dx.doi.org/10.3196/18642950115834150>.
- Konzeptpapier der Arbeitsgruppe der deutschen Handschriftenzentren zur Digitalisierung der mittelalterlichen Handschriften in Deutschland (2011). http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/images/www/pdf-dateien/projekte/konzeptpapier_digitalisierung_2011_Veroeffentlichung.pdf (29.08.2014).
- Konzeptpapier der Arbeitsgruppe der deutschen Handschriftenzentren zur Digitalisierung der mittelalterlichen Handschriften in Deutschland (2012). http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/images/www/pdf-dateien/projekte/konzeptpapier_digitalisierung_2012_Veroeffentlichung.pdf (29.08.2014).
- Bacher, Rahel; Fabian, Claudia; Ikas, Wolfgang-Valentin; Schreiber, Carolin: State of the art in image processing. http://issuu.com/europeanaregia/docs/d4_1_state_of_the_art_in_image_proc (29.08.2014).
- Codices Iconographici (CodIcon online). Beschreibung auf <http://www.bsb-muenchen.de/Codices-Iconographici-CodIcon-online.174.0.html> (29.08.2014).
- Denoël, Charlotte; Fabian, Claudia; Tesnière, Marie-Hélène: Editorial – Europeana Regia. In: Bulletin du bibliophile 2013, S. 3-9.

²⁶ Tagungsprogramm unter <http://www.bsb-muenchen.de/die-bayerische-staatsbibliothek/projekte/digitalisierung/pilotphase-handschriftendigitalisierung/digitizationprojects1/digitizationprojects10/> (10.09.2014).

- Deutsche Forschungsgemeinschaft, Unterausschuß für Handschriftenkatalogisierung: Richtlinien Handschriftenkatalogisierung. 5., erw. Auflage. Bonn-Bad Godesberg: Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1992.
<http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/kataloge/HSKRICH.htm> (29.08.2014).
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: DFG-Praxisregeln „Digitalisierung“. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2013. http://www.dfg.de/formulare/12_151/ (29.08.2014).
- DFG-Viewer. Profil der Metadaten. Dokumentation auf <http://dfg-viewer.de/profil-der-metadaten/> (29.08.2014).
- Digitalisierung der Naumburger Chorbücher. Mitteilung der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena auf <http://www.thulb.uni-jena.de/Aktuelles/Digitalisierung+Naumburger+Chorbuecher.html> (29.08.2014).
- Gemeinsame Normdatei (GND). Beschreibung auf <http://www.dnb.de/gnd> (29.08.2014).
- Glorius, Lydia; Schreiber, Carolin: Start der Pilotphase Handschriftendigitalisierung. In: Bibliotheksmagazin 26 (2014), H. 2, S. 77-81. <http://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/imageswww/pdf-dateien/bibliotheksmagazin/BM2014-2.pdf> (29.08.2014).
- Informationen zum Förderprogramm „Erschließung und Digitalisierung“. Übersicht auf http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_foerderangebote/erschliessung_digitalisierung/index.html (29.08.2014).
- Mackert, Christoph (im Auftrag der deutschen Handschriftenzentren): Das Verfahren der Bestandsliste. Überarbeitete und aktualisierte Handreichung zur standardisierten Kurzerfassung mittelalterlicher Handschriften nach dem Schema der Bestandsliste (2011). http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/konzeptpapier_2011_bestandsliste_publicationsversion.pdf (29.08.2014).
- Partner von Manuscripta Mediaevalia. Übersicht auf <http://www.manuscripta-mediaevalia.de/info/partner.html> (29.08.2014).
- Pilotphase zur Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften an den deutschen Handschriftenzentren, Projekthomepage unter <http://www.bsb-muenchen.de/die-bayerische-staatsbibliothek/projekte/digitalisierung/pilotphase-handschriftendigitalisierung> (14.09.2014)
- Schreiber, Carolin: Fragen an Benutzer aus Forschung und Wissenschaft – Pilotphase Handschriftendigitalisierung. Fragebogen auf https://www.soscisurvey.de/pilotphase_hss (29.08.2014).

- Tagungsprogramm, 1. Tagung zur Pilotphase Handschriftendigitalisierung. 9. bis 10. Oktober 2014, Friedrich-von-Gärtner-Saal der Bayerischen Staatsbibliothek auf <http://www.bsb-muenchen.de/die-bayerische-staatsbibliothek/projekte/digitalisierung/pilotphase-handschriftendigitalisierung/digitizationprojects1/digitizationprojects10/> (10.09.2014).
- TEI-Anwendungsprofil für digitalisierte Handschriften. Version 1.0. http://dfg-viewer.de/fileadmin/groups/dfgviewer/TEI-Anwendungsprofil_1.0.pdf (29.08.2014).

Digitalisierung der vollständigen deutschsprachigen Zeitungen des 17. Jahrhunderts in der SuUB Bremen: Ein Werkstattbericht.

Maria Elisabeth Müller, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Maria Hermes, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Zusammenfassung:

Seit Mai 2013 fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) Pilotprojekte zur Digitalisierung historischer Zeitungen in vier Bibliotheken Deutschlands, darunter in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. Zudem erfolgen der Ausbau der Zeitschriftendatenbank (ZDB) und die Anpassung des DFG-Viewers für Zeitungen. Neben der signifikanten Vermehrung digitalisierter Zeitungen erarbeiten die am Rahmenprojekt teilnehmenden Bibliotheken Standards der Zeitungsdigitalisierung, die auch für zukünftige Digitalisierungsprojekte Relevanz haben. Das Pilotprojekt der SuUB Bremen hat sich zum Ziel gesetzt, den hier vorhandenen vollständigen Bestand deutschsprachiger Zeitungen des 17. Jahrhunderts zu digitalisieren, eine Sammlung, die in keiner anderen Bibliothek so vollständig vorhanden ist. Die Präsentation der Zeitungen erfolgt im Portal Digitale Sammlungen der SuUB Bremen (<http://brema.suub.uni-bremen.de/>) auf der Basis der Software Visual Library sowie im Viewer der DFG. Der vorliegende Beitrag stellt die Zeitungsdigitalisierung im Kontext der aktuellen Förderpolitik der DFG vor. Neben der Herausstellung der standard- und strukturbildenden Ziele der Pilotprojekte mit vier teilnehmenden Bibliotheken werden die spezifische Ausrichtung und die Besonderheiten des Bremer Projekts thematisiert.

Summary:

Since May 2013, the German Research Foundation (DFG) has been funding pilot projects which are aimed at the digitization of historical newspapers at four German university libraries, among them the State and University Library Bremen. As part of the projects, the Union Catalogue of Serials (ZDB) - the world's largest specialized database for serial titles (journals, annuals, newspapers...) - will be adapted for the cataloguing and searching of digitized newspapers. The newspaper entries are fed into the ZDB and are also made available via the DFG Viewer. The projects will not only lead to a significant increase in the worldwide availability of digitized newspapers but will also establish national standards for future newspaper digitization. The State and University Library Bremen is digitizing its comprehensive collection of 17th century German-language newspapers. These newspapers will be made available both via the library's own digital collections portal (<http://brema.suub.uni-bremen.de/>) based on the 'Visual Library' software and via the DFG viewer. The present article focuses on the newspaper digitization within the context of the current DFG funding policy. It highlights the standard and structure-building goals of the four pilot projects and also discusses the specifics of the Bremen project.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S265-279](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S265-279)

Autorenidentifikation: Müller, Maria Elisabeth: GND 115490965

Hermes, Maria: GND 1027322360

1. Zur Einführung

Im Kontext der durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Pilotprojekte der Zeitungsdigitalisierung bearbeitet die SuUB seit Mai 2013 die historischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Der Projektauftrag umfasst die Digitalisierung, Erschließung und Präsentation des vollständigen, in der Bibliothek überlieferten Bestandes deutschsprachiger Zeitungen des 17. Jahrhunderts, mithin also die digitale Transformation des kompletten Entstehungsjahrhunderts der Zeitungen – ein Pilotprojekt mit komplexen Anforderungen. Der folgende Werkstattbericht stellt die Besonderheiten dieses Vorhabens vor und präsentiert die Ergebnisse des ersten Jahres der auf zwei Jahre ausgelegten Projektlaufzeit. Es handelt sich dabei um die schriftliche Ausarbeitung des Vortrags „Digitalisierung der vollständigen deutschsprachigen Zeitungen des 17. Jahrhunderts an der SuUB Bremen: Ein Projekt mit Komplexität“ auf dem 103. Deutschen Bibliothekartag in Bremen 2014.

2. Weshalb Zeitungsdigitalisierung? Über ein Desiderat in Deutschland

Seit vielen Jahren digitalisieren Bibliotheken in Deutschland mit und ohne Unterstützung der DFG ihre historischen Sammlungen. In großen Digitalisierungsprojekten wurden und werden die Bestände des 17., 18., 19. Jahrhunderts digital bearbeitet. Historische Zeitungen wie auch umfassende Periodika blieben dabei jedoch weitgehend unberücksichtigt, obgleich gerade diese großen Textcorpora für die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Forschungsfragestellungen von unschätzbarem Wert sind. Dennoch waren historische Zeitungen in Deutschland lange Zeit ein Stiefkind der Digitalisierung. Neben einigen lobenswerten, oftmals mit Firmenunterstützung verwirklichten Einzelvorhaben¹ gab es hierzulande bislang keine strukturierte und systematisierte Digitalisierung historischer Zeitungen. Nicht nur angesichts der Bedeutung von Deutschland als Zeitungsland – immerhin entstand hier, gedruckt von Johann Carolus, im Jahr 1605 die erste Zeitung² – ist dies ein Desiderat. Dies erstaunt um so mehr, als Deutschland als das Entstehungsland der Zeitungen gelten kann.

1 Als Vorreiter für die Digitalisierung historischer Zeitungen in Deutschland können u.a. gelten: Jüdische Zeitungen im Projekt Compact Memory <http://www.compactmemory.de/> (5.11.2014) sowie die Zeitungen zur Rheinischen Landeskunde in der ULB Bonn <http://s2w.hbz-nrw.de/ulbbn/nav/classification/229854> (5.11.2014).

2 Vgl. Weber, Johannes: „Unterthenige Supplication Johann Caroli / Buchtruckers“. Der Beginn gedruckter politischer Wochenzeitungen im Jahre 1605. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 38 (1992), S. 257-265. Hier S. 265. Als erste überlieferte Zeitung ist die Straßburger „Relation aller Fürnemmen vnd gedenckwürdigen Historien“ des Druckers Johann Carolus bekannt. Siehe <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46:1-2182> (5.11.2014).



Abb. 1: Titelblatt der ersten Zeitung in der SuUB Bremen. Abbildung aus: *Relation aller Fürnemmen vnd gedencwürdigen Historien*, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46:1-2182>, SuUB Bremen.

Demgegenüber zeigen die Entwicklungen in Ländern wie z.B. Australien, Finnland, Großbritannien, Niederlande, Österreich oder in den USA, dass sich in den letzten Jahren nationale Zeitungsportale mit umfangreichen Angeboten digitalisierter Zeitungen mit ausgezeichneten Suchfunktionalitäten etabliert haben, die sich großem Zuspruch erfreuen.³ Diesen Rückständen bei der Zeitungsdigitalisierung in Deutschland soll seit Mai 2013 das Pilotprojekt der DFG Abhilfe schaffen.

3 Genannt sei hier bspw. das Portal Historische Kranten der Koninklijke Bibliotheek der Niederlande <http://kranten.delpher.nl/> (5.11.2014), das Zeitungportal der Österreichischen Nationalbibliothek ANNO <http://anno.onb.ac.at/> (5.11.2014) oder das British Newspaper Archive <http://www.britishnewspaperarchive.co.uk/> (5.11.2014), das als kostenpflichtiges Angebot auf einer Public Private Partnership der British Library mit Gale Centage Learning beruht. Das British Newspaper Archive ermöglicht neben einer Volltextrecherche eine Suche nach Erscheinungsdaten, Regionen, Titeln und Druckorten.

3. Das Pilotprojekt der DFG

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert im Bereich „Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme“ (LIS) das Pilotprojekt „Zeitungsdigitalisierung“ mit einer Laufzeit von Mai 2013 bis April 2015.⁴ In vier Einzelprojekten werden Standards und Strukturen der Zeitungsdigitalisierung in Deutschland erarbeitet, zudem erfolgen Anpassungen des DFG-Viewers (SLUB Dresden) und der Zeitschriftendatenbank (Staatsbibliothek zu Berlin und Deutsche Nationalbibliothek Frankfurt a.M.) auf die spezifische Zeitungssicht. Einzelprojekte zur Zeitungsdigitalisierung werden durchgeführt von der SLUB Dresden, der auch die Federführung des Rahmenprojekts obliegt, sowie der ULB Halle, der BSB München und der SuUB Bremen.

Ein wesentliches Ziel des Pilotprojekts „Zeitungsdigitalisierung“ der DFG ist die signifikante Erhöhung des Angebots digitaler historischer Zeitungen in Deutschland. Die Pilotpartner digitalisieren, strukturieren und erschließen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen historische deutsche Zeitungsunternehmen, deren Umfang sich zwischen mehreren hunderttausend und einer Million Zeitungsseiten bewegen. Die hier erarbeiteten Standards und Strukturen (Digitalisierung vom Film oder Original, mit und ohne OCR-Volltext, URN-Vergabe u.a.) werden in einem Masterplan mit Empfehlungen für eine etwaige Hauptphase „Zeitungsdigitalisierung“ der DFG festgehalten. Um diese ehrgeizigen Ziele zu erreichen, haben sich die vier am Pilotprojekt teilnehmenden Bibliotheken verschiedene Schwerpunkte gesetzt. Die SuUB Bremen befasst sich mit der digitalen Transformation eines ganzen Jahrhunderts und übernimmt in diesem Kontext zusätzlich die Aufgabe der beispielhaften Bestandslückenergänzung bei der Zeitungsdigitalisierung. Auch die Ausrichtung eines Wissenschaftler/innen-Workshops im Oktober 2014 oblag der SuUB, in dem Fragen zur zukünftigen Selektion und Priorisierung von Zeitungen aus Sicht unterschiedlichster Wissenschaftsdisziplinen für die Digitalisierung geklärt wurden.

3.1. Das Bremer Projekt: Zeitungen des 17. Jahrhunderts und ihr Quellenwert

Im Projekt der SuUB Bremen werden die vollständigen deutschsprachigen Zeitungen des 17. Jahrhunderts digitalisiert – und damit „das Komplizierteste zuerst“. Die Besonderheiten der Blätter aus dem Gründungsjahrhundert der Zeitung stellen zahlreiche Herausforderungen an die Digitalisierung. Die große Anzahl an Titeln, häufige Titeländerungen, die Materialität als Reproduktion, fehlende Ausgaben oder ganze Jahrgänge und die Überlieferungssituation ergeben einen hohen Aufwand für Weiterverarbeitung, Erschließung und Katalogisierung. Infolge der Komplexität, Heterogenität und weltweiten Streuung sowie der spezifischen an etwaige Digitalisate gestellten Anforderungen lag bislang jedoch keine umfassende digitale Präsentation aller historischer Zeitungen des 17. Jahrhunderts vor.

Dass die SuUB Bremen über einen so einmaligen Bestand an historischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts verfügt, verdankt sich dem seit 1957 in der SuUB Bremen bzw. ihrer Vorgängereinstitution,

4 Die Projektlaufzeit wurde mittlerweile mit einer kostenneutralen Verlängerung bis zum 31.12.2015 erweitert.

der Staatsbibliothek Bremen, angesiedelten Bremer Forschungsinstitut der Deutschen Presseforschung.⁵ Aufgabe des Instituts ist die Erforschung der historischen Presse von ihren Anfängen bis in die jüngste Vergangenheit. Ein Schwerpunkt der Arbeit ist die Sammlung und Erforschung von Zeitungen des 17. Jahrhunderts. In einer in den 1970er und 1980 Jahren zusammengetragenen Quellensammlung wurden von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern dieses Instituts die deutschsprachigen Zeitungen des 17. Jahrhunderts aus über 100 Archiven und Bibliotheken in ganz Europa zu Forschungszwecken nach Bremen geholt. Diese einmalige Sammlung, die in keiner anderen Institution so vollständig vorhanden ist, umfasst ca. 330.000 Zeitungsseiten, 605 Zeitungsunternehmen und mehr als 60.000 Einzelausgaben. Alle zentralen Informationen zum Bestand wurden wissenschaftlich aufgearbeitet und in einer Fachbibliographie beschrieben.⁶ Mit der Digitalisierung wird somit der größte Teil der deutschsprachigen Zeitungen aus dem Gründungsjahrhundert der Zeitung digital erschlossen und verfügbar sein.

Das Quellenmaterial der Zeitungen des 17. Jahrhunderts setzt sich aus Nachrichtenbriefen aus verschiedenen Orten im territorial zersplitterten Deutschland zusammen und spiegelt einen unmittelbaren Zugang der Korrespondenten zum politischen Geschehen wider. Oftmals verfassten örtliche Postmeister Berichte, auch entstanden die Zeitungen als Auftragsarbeiten. Thematisch weisen die ereignisorientierten Blätter eine hohe Vielfalt auf: Meist werden politische, militärische und diplomatische Lageberichte aus der gesamten Welt verfasst und einer im Entstehen begriffenen Öffentlichkeit zugänglich gemacht: „Unparteilichkeit und Zuverlässigkeit, Neuigkeit und Relevanz waren die Stichworte, die das – oftmals pragmatische – Selbstverständnis der Herausgeber ebenso kennzeichneten wie die Erwartungshaltung der Leser.“⁷ Nur vereinzelt gab es Meldungen anderer Art. So wurde das Alltagsgeschehen an Fürstenhöfen dargestellt, aber auch über Curiosa berichtet. Da die Zeitungen von verschiedenen Personen gelesen und geschrieben wurden (die Autoren sind mangels Verweisen kaum bekannt) waren sie zudem von hoher Bedeutung für die Verbreitung der hochdeutschen Sprache.

Mit der ersten gedruckten Zeitung der Welt im Jahr 1605 entsteht somit nicht nur ein Druckwerk unter vielen: „Es existierte nun erstmals ein Medium, das im Grundsatz jedem Interessierten regelmäßige Informationen über das Weltgeschehen zugänglich machte.“⁸ Ohne dieses Medium sind die Wandlungen am Ende der frühen Neuzeit und die Moderne nicht vorstellbar. Im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert fortwährender europäischer Kriege, wächst mit dem Informations- und Kommunikationsbedürfnis der des Lesens und Schreibens fähigen Bevölkerung sowohl die Anzahl der Zeitungen, als auch deren Ausgabefrequenz.

5 Heute gehört das „Deutsche Presseforschung“ zum „Institut für historische Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft“ am Fachbereich Kulturwissenschaften (Fachbereich 9) der Universität Bremen.

6 Bogel, Else; Blühm, Elger (Hg.): Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis. Bremen: Saur, 1971, Nachtragsband 1985.

7 Blome, Astrid: Tagespublizistik und Geschichtsschreibung (nicht nur) im 17. und 18. Jahrhundert. In: Holger Böning, u.a. (Hg.): Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen. Nebst einigen Beiträgen zur Bedeutung der historischen Presseforschung. Bremen: edition lumière, 2004, S. 49-62, hier: 49.

8 Böning, Holger; Bauer, Volker: Die gedruckte Zeitung und ihre Bedeutung für das Medien- und Kommunikationssystem des 17. Jahrhunderts. In: Dies. (Hg.): Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit, Bremen: edition lumière, 2011, S. IX-XVII, hier: IX.

Die historischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts sind eine bedeutende Quelle für zahlreiche Fachwissenschaften, v.a. die historischen Disziplinen, Sprach-, Kommunikations- und Medienwissenschaften, Kunst- und Kulturwissenschaften, Literatur- und Politikwissenschaften. Zudem ist es möglich, die Zeitungen als Bildquelle zu lesen. Die Zeitungen geben Aufschluss über den Alltag: Kaum ein Bereich ist denkbar, der nicht von der Presse berührt wurde und sie berührte.⁹

Türckif. Estats- und Krieges-Bericht N 37
Das Türckische Begräbniß



Sobald man vermercket / daß ein kranker Türck nicht wider auffkom-
men werde / fordern daß ihm der Todt an nahe sein / wird man befehlen / daß er sich bereiten werd /
seyn Haubt zu beschneiden und ein Testament / zu machen / dan von gefundener Leibe thun sie es nimmer.
Solchen nach werden die nächste Freunde dazu beruffen / und verfaßet ein erbetener Testament oder
Bestlicher das Testament. Wann dan keine Kinder vorhanden / welches gar ein seltsames / so
vermachet der sterbende den größten theil seines vermögens den Armen und den Waisen umh Christ.
166

Abb. 2: Abbildungen in Zeitungen des 17. Jhds., hier im „Türkischen Estats- und Kriegsbericht“, machen die Zeitungen auch als Bildquelle interessant. Abbildung aus: *Turck. Estats- und Krieges-Bericht*, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46:1-2853>, SuUB Bremen.

Im Rahmen des Bremer Digitalisierungsprojektes werden die bearbeiteten Zeitungen so frühzeitig wie möglich freigeschaltet¹⁰, so dass bereits während des laufenden Projektes internationale Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit dem digitalen Quellenmaterial arbeiten können. Darüber hinaus berücksichtigen wir etwaige Forschungsinteressen, in dem die wissenschaftlichen Nutzerinnen und Nutzer Einfluß auf die Reihenfolge der digitalen Transformation der Zeitungsunternehmen nehmen können.

Aufgrund der Exklusivität des Materials hat sich die DFG für eine Förderung des Projektes entschieden. Die Digitalisierung des besonderen Bestands wird mit einer Förderquote von rund 59 % unterstützt. Wissenschaftliche Projektleitung und studentische Hilfskräfte (3.840 Stunden) werden gefördert, in Eigenleistung finanziert die SuUB Bremen die weiteren am Projekt beteiligten Personen: Den verantwortlichen Mitarbeiter für die Digitale Bibliothek, eine Digitalisierungsfachkraft, eine informationswissenschaftliche Fachkraft, eine restauratorische Fachkraft sowie eine bibliothekarische Fachkraft.

⁹ Vgl. Böning, Holger: Vorbemerkung. Historische Presseforschung und Quellensicherung. In: Ders., u.a. (Hg.): *Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen*. Nebst einigen Beiträgen zur Bedeutung der historischen Presseforschung, Bremen: edition lumière, 2004, S. 7-10, hier: 7.

¹⁰ Zum 31.10.2014 sind 81 Zeitungstitel online frei zugänglich.

3.2. Besonderheiten des Projekts: Vollständigkeit und Bestandslückenergänzung – ein Widerspruch?

Die SuUB Bremen verfolgt das Ziel, die in ihrem Besitz befindliche Sammlung deutschsprachiger Zeitungen des 17. Jahrhunderts vollständig zu digitalisieren. Die Besonderheiten des Projekts der SuUB Bremen liegen in der Vollständigkeit des Bestands, den zu dokumentierenden Bestandslücken, den spezifischen Anforderungen an die Erschließung und in der speziellen überlieferten Materialität von Reproduktionen.

Die aktuelle Überlieferungssituation der zu digitalisierenden Zeitungen beinhaltet Blätter, die aus über 100 in ganz Europa verstreuten Institutionen (Archiven und Bibliotheken) sowie von Privatpersonen zusammengetragen wurden. Vollständigkeit meint in diesem Kontext: Alle in der Fachbibliographie Bogel/Blühm verzeichneten Titel werden im Projekt der SuUB Bremen digitalisiert werden. Der genaue Erscheinungsverlauf der in ihrer Frühzeit nicht standardisiert publizierten Zeitungen ist oftmals unbekannt, so dass die Beurteilung, ob eine Zeitung vollständig vorliegt, natürlich schwierig ist.

Den Anspruch, alle deutschsprachigen Zeitungen in Vollständigkeit eines ganzen Jahrhunderts zu digitalisieren stellt besondere Anforderungen an den Umgang mit den Beständen und an das Digitalisierungsprojekt. So hat die SuUB Bremen die Aufgabe der Bestandslückenergänzung übernommen. Dies umfasst eine möglichst vollständige Dokumentation der Lücken ebenso wie die Erarbeitung effizienter Verfahren zu deren Nachweis und zur Ergänzung. Dabei lassen sich drei Formen von Bestandslücken unterscheiden: Solche, wo Seiten, Ausgaben, teils ganze Jahrgänge fehlen; unleserliche Zeitungen, die als Bestandslücken zu werten sind und schließlich Zeitungen, die in der Fachbibliographie verzeichnet wurden, aber nicht im Bestand auffindbar sind. Dabei sind Lücken im Bestand sowohl auf der Ebene einzelner Seiten, als auch ganzer Ausgaben oder gar Jahrgänge vorhanden, wenn die betreffenden Bestände entweder fehlen oder unleserlich gedruckt sind.

Die Lückendokumentation wird im laufenden Projekt in einer Excel-Datei erfasst und im Kontext der Feinstrukturierung der Digitalisate zusätzlich in der Visual Library, der Digitalisierungssoftware der SuUB Bremen, vorgenommen. Sie bildet die Basis für die zweistufige Bestandslückenergänzung: In einem ersten Schritt sollen Lücken in den Beständen durch Sichtbarmachung ergänzt werden, in einem zweiten Schritt werden gezielt andere Bibliotheken und Archive zur Zusammenarbeit aufgefordert.

Zudem werden Nutzerinnen und Nutzer direkt über die Webseite des Projekts gebeten, fehlende Seiten, Ausgaben oder Jahrgänge, die sich in ihrem Besitz befinden, mithilfe eines entsprechenden Formulars der SuUB Bremen mitzuteilen. Infolge der umfangreichen Sammeltätigkeit des Instituts Deutsche Presseforschung und der Komplexität und Seltenheit des Materials sind zahlreiche Meldungen dieser Art jedoch nicht zu erwarten und blieben bis zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Beitrags aus.

Erfolgreicher ist die Lückenergänzung über die gezielte Kontaktaufnahme mit weiteren Institutionen. Insbesondere die Nutzung etablierter Geschäftsgänge wie etwa der Fernleihe führt dazu, dass Lücken primär in Beständen überregional bekannter Zeitungen geschlossen werden können. Der Zeit- und Arbeitsaufwand variiert teils erheblich in Abhängigkeit von den Möglichkeiten der Nutzung etablierter Geschäftsgänge. Dabei erweist sich die Bestandslückenergänzung dort als besonders fruchtbar, wo auf konkrete Nutzeranfragen reagiert wird.

3.3. Materialität als Herausforderung für den Scanprozess

Die spezifische Materialität des überlieferten Zeitungsbestands stellt die Digitalisierung vor besondere Herausforderungen. Als Quelldokumente der Forschung wurden in den 1970er und 1980er Jahren Mikrofilme, -streifen und -fiches hergestellt, die so entstandene Archivsammlung umfasst ca. 1.000 Einheiten. Die Originale der zu digitalisierenden Zeitungen befinden sich in der Regel noch an den Ursprungsorten. Frühzeitig wurde begonnen, die Mikroformen der SuUB Bremen auf Papier zu reproduzieren. Diese Rückvergrößerungen der Einzelausgaben weisen eine hohe Qualität hinsichtlich Lesbarkeit des Textes auf. Sie wurden im Nachgang von wissenschaftlichen Fachkräften der Presseforschung systematisch autopsiert, chronologisch nach Erscheinungsorten sowie Zeitungsunternehmen unter jeweils alphanumerischen Signaturen in etwa 250 beschriftete Archivboxen (Schuber) einsortiert. Mit Blick auf den Qualitätsvergleich von Mikroformen und Rückvergrößerungen werden zur Digitalisierung in der SuUB Bremen die höherwertigen Papierkopien verwendet.



Abb. 3: Die Zeitungen sind in Schubern untergebracht und alphanumerisch sortiert.

Im Digitalisierungsprojekt sollen ca. 330.000 Seiten möglichst kostengünstig gescannt und weiterverarbeitet werden. Es handelt sich durchweg um kleinformatige Zeitungen (ca. DIN A5), deren Ausgaben einen Umfang von vier bis fünf Seiten haben. Als Reproduktionen von Mikroformen liegen die Hefte als Einzelblattkopien teilweise nur invertiert vor. Die SuUB Bremen digitalisiert, wo immer möglich, die Einzelseiten mit einem Scamax Durchlaufscanner 403cd color duplex. Die für die Scans benötigte Zeit ist

variabel und hängt insbesondere vom Format der Vorlage ab. Inklusive Weiterverarbeitung kann von maximal 30 - 45 Minuten Bearbeitungszeit eines Schubers mit einem Umfang von 400 - 1.000 Seiten ausgegangen werden, wenn eine Digitalisierung am Durchzugsscanner möglich ist. Der eigentliche Scansvorgang beträgt pro Schuber wenige Minuten. Vorlagen, die nicht mit dem Durchzugsscanner digitalisiert werden können, werden am Aufsichtsscanner (i2s Copybook ONYX RGB) zumeist mit

einem Öffnungswinkel von 180° eingescannt (oftmals handelt es sich um Loseblattsammlungen, die aus anderen Gründen nicht mit dem Durchzugsscanner digitalisiert werden können). Auf die Nutzung einer Glasplatte wird aus zeitökonomischen Gründen prinzipiell verzichtet. Da sich die Digitalisierung am Aufsichtsscanner gegenüber der am Durchzugsscanner etwa um Faktor 5 zeitlich unterscheidet, wird, wo immer dies möglich ist, auf die aufwändige Digitalisierung am Aufsichtsscanner verzichtet. Die Digitalisierung erfolgt entsprechend der Praxisregeln der DFG im Format TIFF unkomprimiert mit einer Auflösung von 300dpi in Graustufe als reine Imagedigitalisierung (s.u.). Der Umfang beträgt 10 TB Speicherplatz.

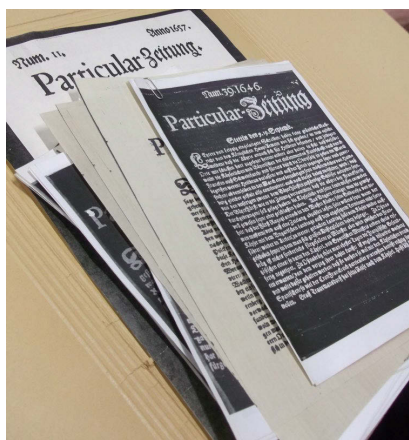


Abb. 4: Die schwierige Materialität bedeutet verschiedenste Herausforderungen für die Digitalisierung.

Vor Projektbeginn wurden alle zu digitalisierenden Archivboxen gesichtet und je nach Schwierigkeitsgraden bestimmten Projektphasen zugeordnet. Außerdem wurden vordefinierte Scan-Workflows eingerichtet, um ein möglichst reibungsloses Scannen zu garantieren.

Da die SuUB Bremen in diesem Projekt erstmals die Digitalisierung inhouse mit eigener Scanhardware durchführt, erschien es angezeigt, die Zeitungen in verschiedenen Projektphasen mit aufsteigendem Schwierigkeitsgrad zu scannen. Auf der Grundlage einer – auf Autopsie beruhenden – Beschreibung der physischen Beschaffenheit der Vorlagen erfolgte ihre Zuordnung zu drei Projektphasen. Diese ausführliche und gründliche Dokumentation ermöglichte einen raschen Projektstart bei gleichzeitigem Kennenlernen der Scanhardware durch die beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Vordefinierte Digitalisierungsworkflows an den beiden Scannern erleichtern die Bedienbarkeit durch studentische Hilfskräfte. Die Scanworkflows sind auf die spezifischen Digitalisierungsparameter des Projekts eingestellt, d.h. geben Auflösung, Farbtiefe und Dateiformat der Scans sowie den Exportordner der Daten vor. Auch können Doppelseiten automatisch separiert werden. Die Einrichtung vordefinierter Workflows gewährleistet neben zeit- und arbeitsökonomischen Gesichtspunkten die Einhaltung standardisierter, unveränderlicher Digitalisierungsparameter innerhalb des Projekts.

Die vordefinierten Scannereinstellungen ermöglichen zudem die Anwendung einer begrenzten Anzahl von Bildbearbeitungsfunktionen mit der Software Multidotscan. Diese werden immer dann benötigt, wenn die Papierreproduktionen der Mikroverfilmungen von mangelhafter Qualität sind. Erforderlich sind insbesondere das automatische Entfernen schwarzer Ränder, ein Geraderücken der Images, das manuelle Setzen eines auszuwählenden Bildausschnittes oder ein automatisches bzw. manuelles Invertieren. Die heterogene Qualität der Vorlagen verursacht unterschiedliche Notwendigkeiten der Weiterbearbeitung der Digitalisate, die jedoch stets in Abhängigkeit vom Zeit- und Arbeitsaufwand betrachtet werden.

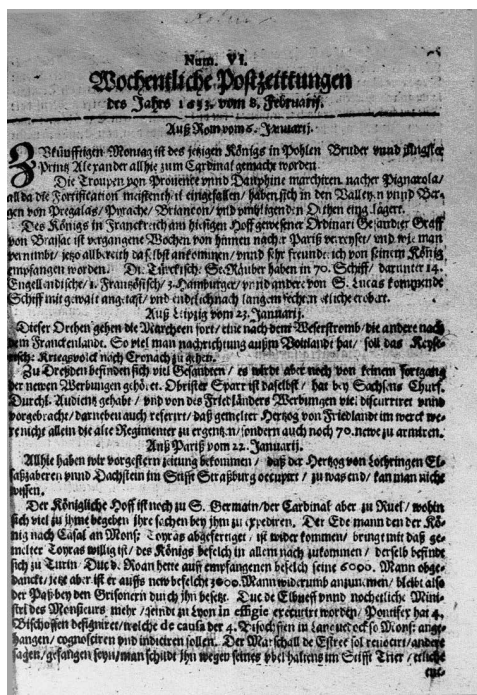
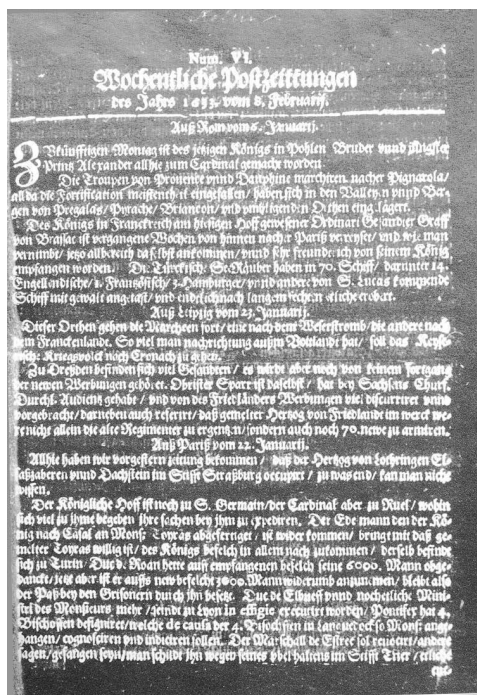


Abb. 5: Invertierte Seiten werden mit multidoscan automatisch rückinvertiert.

3.4. Erschließung: Die Feinstrukturierung der Zeitungen in den digitalen Sammlungen

Infolge der komplexen Materialität der historischen Zeitungen wird in der SuUB Bremen eine reine Imagedigitalisierung durchgeführt. Ein uneinheitliches Schriftbild und Layout nebst nicht standardisierter Schrifttype, oftmals schräg gedruckte Zeilen sowie ein nicht standardisiertes Layout machen eine automatisierte Weiterverarbeitung wie eine Auswertung mittels Optical Character Recognition (OCR) ebenso wie Optical Layout Recognition (OLR) unmöglich.

Bei der Erfassung der Daten ist die Koexistenz zweier Kalendersysteme zu berücksichtigen: Noch weit in das 17. Jahrhundert hinein wurde an den verschiedenen Orten des territorial zersplitterten Deutschlands teils der ältere julianische, teils der neuere gregorianische Kalender angewandt. Diese unterscheiden sich um 10 Tage. Da sich die Zeitungen aus Berichten aus unterschiedlichen Orten zusammensetzen, kommt es vor, dass ein und dieselbe Zeitungsausgabe Berichte mit Daten beider Kalendersysteme enthält.

Eine Herausforderung für die im Projekt tätigen studentischen Hilfskräfte sowie die Digitalisierungsfachkraft ist die Zuordnung der in den Einzelausgaben erwähnten Daten zu den beiden Kalendersystemen. So lässt sich bspw. lediglich von der Erwähnung des „13.23. Januarius“ darauf schließen, dass der entsprechende Bericht am 13. Januar nach dem julianischen und dem 23. Januar nach dem gregorianischen Kalender verfasst wurde. Besonders anspruchsvoll ist die Ermittlung der Datumsangaben bei den (nur vereinzelt vorhandenen) handgeschriebenen Zeitungen.

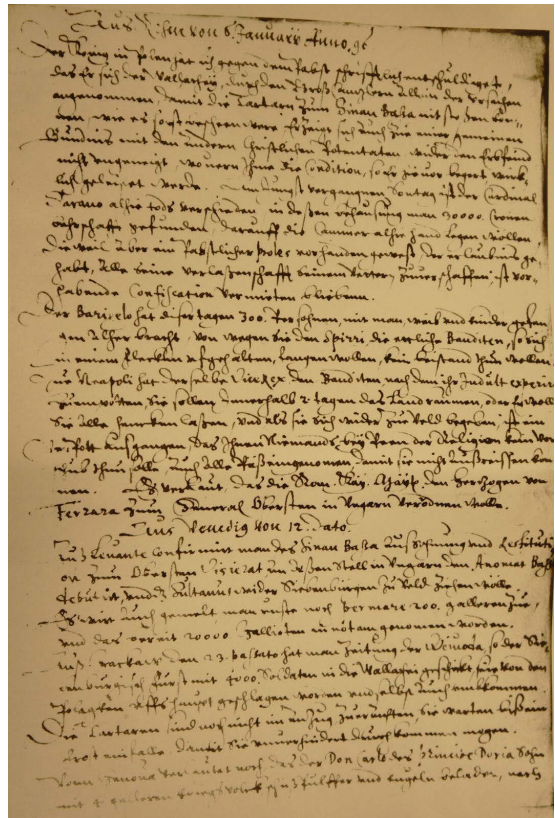


Abb. 7: Handschriftliche Zeitungen bedeuten einen hohen Aufwand in der Erschließung. Abbildung aus: Handgeschriebene Zeitungen ohne Titel, 1610, IV-19933, SuUB Bremen.

Um den Nutzerinnen und Nutzern einen optimalen Zugang zu den Zeitungen des 17. Jahrhunderts zu ermöglichen, werden im Projekt der SuUB Bremen drei Daten entsprechend DIN 1355-1 erfasst (tt.mm.jjjj, bspw. 11.12.1631): 1. der Berichtszeitraum nach dem julianischen Kalender, 2. der Berichtszeitraum nach dem gregorianischen Kalender, 3. das Erscheinungsdatum. Ziel ist es, mittels der manuellen Erschließung der mehr als 60.000 Ausgaben eine Datenbasis für die computergestützte Auswertung zu generieren, auf deren Grundlage eine graphische Kalenderdarstellung entstehen wird. Die Nutzerinnen und Nutzer werden anschließend Zeitungsausgaben nach Erscheinungsdatum und Berichtszeitraum (gregorianisch) auswählen können. Mit dieser kalendarischen Darstellung wird

es erstmals möglich sein, die „Chronik der wichtigsten Zeitereignisse“¹¹, die die Zeitungen idealiter abbilden, graphisch darzustellen und auf einen Blick erfassbar zu machen.

Die manuelle Erfassung der ca. 60.000 Strukturdaten ist zeitaufwändig, doch wird hierüber der eigentliche Mehrwert der Zeitungsdigitalisierung generiert. Gerade weil eine Volltextgenerierung aus materialbedingten Gründen nicht möglich ist, sind zusätzliche Recherchefunktionalitäten wie die kalendarische Suche unerlässlich. Daher hat sich die SuUB Bremen für die Umsetzung einer entsprechenden kalendarischen Darstellung entschlossen, die auf der Basis der Software Visual Library realisiert wird.

3.5. Erschließung: Die Katalogisierung

Parallel zur Digitalisierung erfolgt im Projekt die Katalogisierung der digitalisierten Zeitungsunternehmen. Die regelkonforme Formalerschließung der digitalisierten bibliographischen Zeitungseinheiten erfolgt in der Zeitschriftendatenbank (ZDB). Sie wird im laufenden Projekt parallel zur Digitalisierung durchgeführt, so dass eine Einarbeitung aller Projektmitarbeiter/innen in die jeweiligen Spezifika der Digitalisierung und der Katalogisierung sichergestellt wird. Mit einem wöchentlichen automatischen Import gelangen die Titelaufnahmen aus der ZDB automatisch in den Katalog des Gemeinsamen Bibliotheksverbunds (GVK). Gewünscht ist weiterhin der Nachweis des Medientyps Zeitung (und damit der digitalen Zeitungen des 17. Jahrhunderts der SuUB Bremen) im Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts (VD 17). Derzeit laufen Absprachen mit den Trägerbibliotheken und der Verbundzentrale des Gemeinsamen Bibliotheksverbunds (VZG).

Grundlage der formalen Erschließung und bibliographischen Verzeichnung ist die Fachbibliographie Bogel/Blühm und damit die wissenschaftliche Verzeichnung der Zeitungen, deren Archivierung, Dokumentation und Erforschung sich der Bremer historischen Presseforschung verdankt. Anhand der Digitalisate sowie nach Vorgabe der hier verzeichneten bibliographischen Informationen werden die Zeitungen als elektronische Ressource, d.h. in Form von Sekundäraufnahmen erfasst. Bei der Erstellung der 605 Titelausnahmen in der ZDB werden die Katalogisierungshilfen E490 (für Zeitungen) sowie E456-ERF (elektronische Ressourcen im Fernzugriff, Abschnitt für Digitalisate) berücksichtigt.

Der Katalogisierungsaufwand ist hoch, zumal sich die Zeitungstitel zum Teil jährlich, zum Teil nach wenigen Ausgaben änderten. Wenn beispielsweise ein Zeitungsunternehmen einen Titel führte, der alle Orte auflistete, aus denen in der Zeitung berichtet wurde, und diese Berichtsorte von Ausgabe zu Ausgabe wechselten, so änderte sich auch der Zeitungstitel. Andere Zeitungstitel waren wiederum unspezifisch und traten wiederholt auf, so die Bezeichnungen „Avisen“ und „Relation“.

Im Projekt bedeutet dies zum einen die Erfassung von teils zehn oder mehr Titeln eines Zeitungsunternehmens in einer Katalogaufnahme. Aus Gründen der besseren Übersichtlichkeit werden im Portal Digitale Sammlungen der SuUB Bremen jedoch nicht alle Titel, sondern lediglich der in der

11 Vgl. Blome, Tagespublizistik und Geschichtsschreibung (wie Anm. 8), S. 51.

Fachbibliographie angegebene Zitiertitel angezeigt, wenn auch alle Titel mit ihren historischen und aktuellen Schreibweisen recherchierbar sind. Die Fachbibliographie übernimmt auch die Zuordnung verschiedener Zeitungstitel zu einem Zeitungsunternehmen. Für Nachfragen kann die SuUB Bremen auf die Unterstützung des Instituts „Deutsche Presseforschung“ zurückgreifen. Für Nachfragen kann die SuUB Bremen auf die Unterstützung des Instituts „Deutsche Presseforschung“ zurückgreifen und Absprachen mit den dortigen WissenschaftlerInnen treffen.

Mit der Katalogisierung der Zeitungen in der ZDB erfolgt erstmals der umfassende, ausgaben genaue Nachweis der frühen Zeitungen in einem elektronischen Nachweissystem unter Berücksichtigung der Bestandslücken. Die digitalisierten Zeitungen des 17. Jahrhundert sind damit lokal sowohl über die Digitalen Sammlungen, als auch über das Discovery System (E-LIB) und den Bibliothekskatalog der SuUB Bremen recherchierbar. Der überregionale Nachweis erfolgt in der ZDB und im GVK. Die ZDB wird damit um die Daten von 605 zusätzlichen Zeitungsunternehmen angereichert. Wenn sich darüber hinaus der vorgesehene Nachweis im VD 17 realisieren lässt, wovon wir derzeit ausgehen, wäre das ein einzigartiger qualitativer Mehrwert des VD 17.

4. Ausblick

Um den Nutzerinnen und Nutzern einen möglichst sofortigen Zugang zum digitalisierten Material anzubieten, hat sich die SuUB Bremen entschlossen, die jeweiligen Zeitungstitel unmittelbar nach Abschluss ihrer Digitalisierung und Feinstrukturierung zu veröffentlichen. Die Präsentation der digitalisierten Zeitungen erfolgt im Internet zunächst sowohl über den DFG-Viewer als primäres Nachweissystem als auch über die Digitalen Sammlungen der SuUB Bremen. Auf unserem Portal wurde eine eigene Sammlung „Zeitungen des 17. Jahrhunderts“ eingerichtet¹², die ersten Zeitungstitel waren zu Beginn des Jahres 2014 einsehbar. Durch die Nutzung des METS/MODS-Datenformats können die Materialien verlustfrei auch in weiteren Nachweis- und Informationssystemen publiziert werden. Im laufenden Projekt sind die digitalen Zeitungen stets nach ihrer Fertigstellung online zugänglich. Zum 31.10.2014 sind bereits 81 der 605 Zeitungstitel freigeschaltet.

Durch die Zugänglichmachung der digitalisierten Zeitungen bereits im laufenden Projekt haben die Nutzerinnen und Nutzer frühzeitig Zugriff auf das Quellenmaterial. Diverse Nutzeranfragen und -gespräche zeigen, dass bereits intensiv mit den historischen Zeitungen online gearbeitet wird. So regten internationale Forscher an, die Zeitung „Der Nordische Mercurius“ des Hamburger Verlegers Grefflinger zu digitalisieren. Die Digitalisierung wurde im Projekt vorgezogen und liegt mittlerweile vor.

12 <http://brema.suub.uni-bremen.de/zeitungen17> (5.11.2014)

Literaturverzeichnis

- Blome, Astrid: Tagespublizistik und Geschichtsschreibung (nicht nur) im 17. und 18. Jahrhundert. In: Holger Böning, u.a. (Hg.): Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen. Nebst einigen Beiträgen zur Bedeutung der historischen Presseforschung. Bremen: edition lumière, 2004, S. 49-62.
- Bogel, Else; Blühm, Elger (Hg.): Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis. Bremen: Saur, 1971, Nachtragsband 1985.
- Böning, Holger: Vorbemerkung. Historische Presseforschung und Quellensicherung. In: Ders., u.a. (Hg.): Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen. Nebst einigen Beiträgen zur Bedeutung der historischen Presseforschung, Bremen: edition lumière, 2004, S. 7-10.
- Böning, Holger; Bauer, Volker: Die gedruckte Zeitung und ihre Bedeutung für das Medien- und Kommunikationssystem des 17. Jahrhunderts. In: Dies. (Hg.): Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit, Bremen: edition lumière, 2011, S. IX-XVII.
- Weber, Johannes: „Unterthenige Supplication Johann Caroli / Buchtruckers“. Der Beginn gedruckter politischer Wochenzeitungen im Jahre 1605. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 38 (1992), S. 257-265.

Die Digitale Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Jan-Peter Graeff, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Daniel Beucke, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Thomas Bode, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Zusammenfassung:

Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (AdWG) und die niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB) haben ihre bestehende Kooperation zum Webportal der AdWG intensiviert, das einen Überblick über die Aktivitäten der Göttinger Akademie und umfangreiche Information zu den zahlreichen Langzeitvorhaben bietet und die digitalen Publikationen präsentiert. Zentraler Bestandteil des Webportals ist die Digitale Bibliothek der AdWG, für die im Rahmen der Kooperation neue Präsentationsformen für die Forschungsdaten aus den Akademie-Vorhaben konzipiert und entwickelt wurden. Ein Beispiel für die Umsetzung neuer Präsentationsformen im Portal ist das Edfu-Projekt, dessen Ziel eine Gesamtübersetzung aller Inschriften des Tempels von Edfu in Oberägypten ist. Hinzugezogen werden dazu alle internen, greifbaren, in den Schriften enthaltenen Parallelen, auf die online über das Webportal zugegriffen werden kann. Zerstörte Bereiche lassen sich dadurch oftmals ebenso ergänzen, wie zunächst unverständliche Textpassagen mit Sinn versehen werden können. Nicht nur die bereits vorübersetzten Texte sind auf diese Weise abrufbar, sondern darüber hinaus zahlreiche zusätzliche Materialien, wie z.B. das Fotoarchiv mit seinen mehr als 20.000 Bildern. Die Vernetzung all dieser Daten schafft einen für die Wissenschaft ungewöhnlich tiefen Einblick in die Planung und Konzeption eines altägyptischen Tempels, seiner religiösen Hintergründe und historischen Zusammenhänge.

Summary:

The Göttingen Academy of Sciences and Humanities (AdWG) and the Göttingen State and University Library (SUB) have intensified their existing cooperation on the web portal of the AdWG. The portal provides an overview of the activities of the Göttingen Academy as well as extensive information on its numerous long-term projects. It also presents the academy's digital publications. A crucial part of the web portal is the Digital Library of the AdWG. Within the framework of the cooperation, new forms of presentation for the research data from the Academy projects have been conceptualized and developed. An example of the implementation of such a new form of presentation is the Edfu project. The goal of this project is an exhaustive translation of all inscriptions from the temple of Edfu in Upper Egypt. For this, all internal text parallels, which are accessible on the internet platform, are taken into account. This helps to reconstruct damaged inscriptions and recover the meaning of texts which seem incomprehensible at first. Not only the pre-translated texts are accessible online, but also the digital photo archive which covers more than 20.000 images. Bringing all this data into one network offers unusually deep insights into the planning and conceptualization of an ancient Egyptian temple, its religious background und historical context.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S280-290](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S280-290)

Autorenidentifikation: Beucke, Daniel: GND 143944746,
ORCID: <http://orcid.org/0000-0003-4905-1936>

1. Einleitung

Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (AdWG)¹ ist eine traditionsreiche Gelehrten-gesellschaft und eine außeruniversitäre Forschungseinrichtung. Sie betreut in erster Linie wissen-schaftliche Langzeitprojekte von internationaler Bedeutung und vereint rund 400 herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über Fach- und Ländergrenzen hinweg.

Die Organisationsstruktur der Akademie besteht aus zwei gleichberechtigten Klassen, der Mathe-matisch-Physikalischen und der Philologisch-Historischen Klasse, die wiederum aus ordentlichen und korrespondierenden Mitgliedern bestehen und gemeinsam neue Erkenntnisse hervorbringen sowie diese im Rahmen Ihrer Berichterstattung der Öffentlichkeit vermitteln.

Neben den obligatorisch erscheinenden Berichtsbänden als Publikationsreihen, werden verstärkt Ergebnisse digital präsentiert. Bei der fortschreitenden Digitalisierung ist die Umsetzung der resultierenden komplexen IT-Strukturen verstärkt auf Partner, wie die Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB)² ausgelegt, die eine der größten wissenschaftlichen Bibliotheken in Deutschland und führend in der Forschung und Entwicklung von Forschungsinf-rastrukturen im Bereich eResearch ist.

Die AdWG und die SUB haben im Rahmen ihrer Kooperation eine Digitale Bibliothek für die AdWG aufgebaut. Zentraler Anlaufpunkt ist das Webportal, das einen Überblick über die Aktivitäten der Göttinger Akademie aufzeigt, umfangreiche Information zu den zahlreichen Langzeitvorhaben darstellt und die digitalen Publikationen präsentiert.

Die AdWG und die SUB können auf eine langjährige Zusammenarbeit zurückblicken, wobei zum einen innovative Dienste und Dienstleistungen zur Verfügung stehen, zum anderen aber auch gezielt auf die Nachhaltigkeit der präsentierten Inhalte geachtet wird, wozu eine Anpassung aktueller Sicherheits- und Systemanforderungen, aber auch eine Zertifizierung des AdWG-eigenen Dokumentenservers gehören. Alle Entwicklungen im Rahmen der Kooperation werden als Open-Source-Software umgesetzt und der Community zur Nachnutzung bereitgestellt.

Ein wichtiger Aspekt der Kooperation ist die Nachnutzung entwickelter Strukturen im Bereich der Informationstechnologie, aber auch in der strukturierten Herangehensweise der Definition der Ziele und Anforderungen der Projekte mit Beteiligung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den jeweiligen Projekten.

1 <http://adw-goe.de>

2 <http://www.sub.uni-goettingen.de>

2. Das AdWG-Webportal

Das AdWG-Webportal stellt eine Informationsseite rund um die Aktivitäten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen dar. Neben den Hinweisen auf aktuelle Veranstaltungen, den umfangreichen Vorstellungen der Vorhaben und den Informationen zu den Mitgliedern befindet sich dort auch ein spezieller Bereich zur Digitalen Bibliothek.



Abb. 1: AdWG-Webportal

Über diesen Menüpunkt erreicht man den Open-Access-Dokumentenserver *res doctae*³. Als erste akademieeigene Plattform zur digitalen Herausgabe von Forschungsergebnissen bietet *res doctae* allen Mitgliedern der Akademie sowie den Angehörigen ihrer Kommissionen und Projekte die organisatorischen und technischen Rahmenbedingungen zur elektronischen Open-Access-Publikation wissenschaftlicher Dokumente. Der Dokumentenserver ist DINI-zertifiziert (Version 2010) und garantiert dadurch zahlreiche Mehrwerte und Standards für eine internationale Sichtbarkeit der Publikationen. Zudem befindet sich in der Rubrik *Digitale Bibliothek* eine Onlinebibliographie⁴, die augenblicklich bereits von dem Vorhaben *Residenzstädte im Alten Reich* (1300–1800) genutzt wird. Diese Extension des Web-Content-Management-Systems TYPO3 wird laufend den speziellen Anforderungen sämtlicher Akademie-Vorhaben angepasst.

3 <http://rep.adw-goe.de>

4 <http://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/residenzstaedte/onlinebibliographie-residenzstaedte/>

Ein weiteres wichtiges Inhaltselement des Webportals ist die Darstellung der Langzeitvorhaben der AdWG, die im Portal, neben den Publikationen in *res doctae*, ihre Forschungsergebnisse und Informationen zu aktuellen Veranstaltungen präsentieren. Dabei haben die Redakteurinnen und Redakteure der Vorhaben gewisse Vorgaben zur Gestaltung der Seiten, können aber im Grunde selbst entscheiden, welche Inhalte präsentiert werden.

In Planung ist das Browsen der im Portal beschriebenen Akademie-Mitglieder nach festen Themengebieten, um sich schnell einen Überblick über die vielfältigen Fachgebiete der Mitglieder zu verschaffen.

Ein neues Feature ist die Bereitstellung von Forschungsdaten innerhalb des Portals. An zwei ausgewählten Vorhaben fand eine Integration von Forschungsdaten statt. Dabei verfolgen Edfu und Germania Sacra zwei unterschiedliche Ansätze. Für Edfu wurde eine Präsentationsoberfläche für die Daten konzipiert und umgesetzt (siehe unten). Bei Germania Sacra wurde neben der Präsentationsschicht zusätzlich ein Data Input Modul (DIM) entwickelt, das den Redakteurinnen und Redakteuren des Vorhabens ein Arbeitswerkzeug zum Bearbeiten und Eingeben von Daten ermöglicht. Im Rahmen der weiteren Kooperation wird an der Umsetzung für TEI-Dokumente sowie an der Integration von Briefeditionen in den Dokumentenserver *res doctae* gearbeitet.

3. Die Inschriften des Tempels von Edfu: computergestützte Präsentationsformen

Ein Beispiel für die Umsetzung neuer Präsentationsformen im Portal ist das Edfu-Projekt, dessen Ziel es ist, eine in sich geschlossene, verlässliche Gesamtübersetzung aller Inschriften des ptolemäerzeitlichen Tempels von Edfu in Oberägypten⁵ anzufertigen.⁶

Grundlage für die Übersetzungen sind die hieroglyphischen Abschriften Émile Chassinats, die in acht Text-Bänden mit insgesamt rund 3.000 DIN-A4-Seiten und mehreren zusätzlichen Tafelbänden vorliegen.⁷ Unterstützend zu den von ihm gelieferten Abschriften greift das Edfu-Projekt auf ein Archiv von mehr als 22.000 digitalen Fotos zu, mit deren Hilfe die Abschriften ihrerseits überprüft werden können. Zur eigentlichen Übersetzungsarbeit werden alle internen, greifbaren, in den

5 Baubeginn des Tempels war am 23. August 237 v.Chr. Am 5. Dezember 57 v.Chr. wurde er mit der Fertigstellung der Dekoration abgeschlossen.

6 Bislang erschienen sind: Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 1: Edfou VIII, Wiesbaden: Harrassowitz, 1998; Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 2: Edfou VII, Wiesbaden: Harrassowitz, 2004; Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 3: Edfou VI, Gladbeck: PeWe-Verlag, 2014.

7 Rochemonteix, Maxence de: Le temple d'Edfou, Bd. 1. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (MMAF = Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 10), 1897; Rochemonteix, Maxence de; Chassinat, Émile: Le temple d'Edfou, Bd. 2. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (MMAF 11), 1918. (2. Auflage von Band I-II hg. von Cauville, Sylvie und Devauchelle, Didier, 1984-1990); Rochemonteix, Maxence de: Le temple d'Edfou, Bd. 3. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (MMAF 20), 1928; Chassinat, Émile: Le temple d'Edfou, Bd. 4-14. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (MMAF 21-31), 1929-1960; Cauville, Sylvie; Devauchelle, Didier: Le temple d'Edfou, Bd. 15. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (MMAF 32), 1985; Hamed, Yousreya: Le temple d'Edfou, Bd. 10, 3. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (MMAF 27, 3), 2008.

Schriften enthaltenen Parallelen hinzugezogen, auf die online über eine Datenbank im AdWG-Webportal zugegriffen werden kann.

Grund für die Abhängigkeit von Parallelsuchen ist der allgemein schlechte Erhaltungszustand vieler Texte im Tempel. Im Laufe der letzten zwei Jahrtausende seit der Fertigstellung des Tempels wurden viele Inschriften mutwillig beschädigt, andere fielen modernen Konsolidierungsmaßnahmen der Mauern zum Opfer, auch Verschmutzungen durch Vogelkot oder Insektenester erschweren oftmals eine Bearbeitung. In einigen Fällen fehlen ganze Blöcke, die sich heute in Museen befinden, und nicht zuletzt sind auch Chassinats Abschriften keineswegs frei von Fehlern.



Abb. 2: Schäden am Sockel einer Wand um 1863-64. Copyright: Edfu-Projekt



Abb. 3: Die gleiche Wand im Jahre 1910 – mittlerweile fehlt ein kompletter Block.
Copyright: Edfu-Projekt

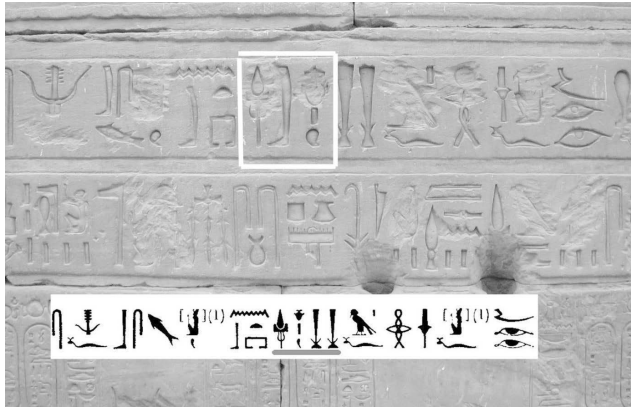


Abb. 4: Fehlerhafte Abschrift Chassinats. Copyright: Edfu-Projekt

Hier setzt die computerbasierte Parallelsuche an, mit deren Hilfe in vielen Fällen Text- oder auch Verständnislücken geschlossen werden können. Textlücken lassen sich oftmals dadurch ergänzen, dass zunächst der Texttyp erschlossen wird. Mit mehr als 2.000 Fällen ist die sogenannte Ritualszene die häufigste Textkategorie im Tempel und wird im Folgenden als Fallbeispiel dienen.

In einer Ritualszene bietet der amtierende König einem Gott ein bestimmtes Opfergut an, welches von der Gottheit mit einer Gegengabe beantwortet wird. Der formale Aufbau einer solchen Szene ist im Wesentlichen immer gleich und besteht aus mehreren Elementen:⁸

- Dem *Titre et formule* – hier wird die Gabe des Königs beschrieben und von ihm selbst genauer erläutert.
- Die Beischrift des Königs mit seiner Titulatur.
- Die königliche Randzeile, in der sich der König mit einer Ansprache an die Gottheit wendet.
- Die Beischrift der Gottheit mit ihren Epitheta.
- Die göttliche Randzeile mit dem Dank und der Erwidern des Gottes.

Lässt sich nun der Texttyp bestimmen (z.B. eine sogenannte „Feldopferszene“),⁹ kann gezielt in der Datenbank nach Parallelen gesucht werden.¹⁰ Es lässt sich also ermitteln, welche Formulierungen innerhalb eines bestimmten Elementes in dieser Szenenart zu erwarten sind. In vielen Fällen ermöglichen mit diesem Hintergrundwissen vorhandene Reste im Stein sogar noch nachträglich eine eindeutige Bestätigung des Datenbestandes.¹¹

8 Siehe hierzu z.B. Kurth, Dieter: Treffpunkt der Götter. Inschriften aus dem Tempel des Horus von Edfu, München: Artemis & Winkler, 1994, S. 39 ff.

9 Dies kann - wenn der *Titre* nicht mehr lesbar ist - auch durch die figürliche Darstellung erfolgen: Das im Relief vom König dem Gott entgegengehaltene Objekt zeigt die Opfergabe.

10 Die Datenbanken des Edfu-Projektes finden sich unter <http://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/edfu-projekt/die-datenbanken-des-edfu-projekts/> (08.10.2014).

11 Siehe z.B. Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 2: Edfou VII, Wiesbaden: Harrassowitz, 2004, S. 6, n. 8.

In anderen Fällen sind vielleicht keine Reste mehr vorhanden, doch die Fülle an Parallelen lässt dennoch einen eindeutigen Ergänzungsvorschlag zu. Selten kann es vorkommen, dass lediglich ein inhaltlicher Ergänzungsvorschlag gemacht werden kann.¹²

Für die Datenbankabfrage ist es daher wichtig, nach Wortkombinationen suchen zu können, die in fester Reihenfolge vorkommen, aber untereinander durch Lücken variabler Größe voneinander getrennt sein können. Zudem müssen die Texte zuzüglich der mit ihnen verbundenen Chassinat-Seiten (siehe Abb. 6) und Fotos (siehe Abb. 7) abrufbar sein. Fundstellen werden daher mit hieroglyphischer Transliteration, deutscher Übersetzung, Position innerhalb der Chassinat-Publikation und des Tempels, Bildmaterial und fallweise Sekundärliteratur dargestellt.

The screenshot shows the 'EDFU Werkzeugmodus' search interface. At the top, there is a navigation bar with 'Menu', 'Forschung', 'Forschungs...', 'Edfu-Proje...', and 'Werkzeug'. Below this, the search criteria are set to 'Alle Felder: Abydos'. There are input fields for 'Transliteration:' and a checkbox for 'ohne Suffix'. A 'SUCHEN' button is on the right, along with a 'Suchfelder leeren' button. Below the search bar, it shows '1' result out of '1-20 von 17'. A summary bar indicates 'Formular 17', 'Wort 0', 'Gott 21', and 'Ort 4'. The search results are listed below, with the first entry highlighted. Each entry includes a hieroglyphic transcription, a reference (e.g., 'TeF (3) — V, 066, 04-09'), and a German translation. To the right of the results, there is a 'GEFUNDENE BELEGE IN CHASSINAT BAND' section listing Roman numerals (V, VI, VII, VIII) and a 'Current status' section with a 'Logout' button.

Abb. 5: Datenbankabfrage zum Ortsnamen Abydos

12 Vgl. z.B. ebd., S. 19, n. 13.

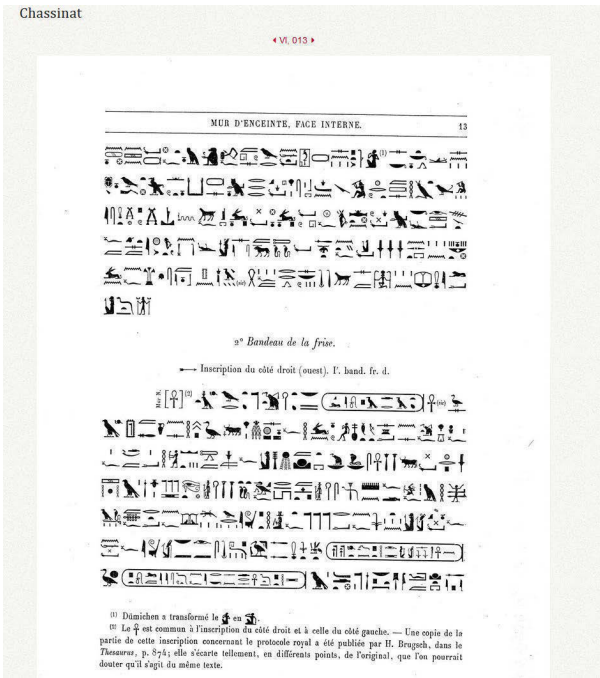


Abb. 6: Anzeige einer gescannten Chassinat-Abschrift nach einer Suchabfrage



Abb. 7: Anzeige des Fotobrowsers nach einer Suchabfrage

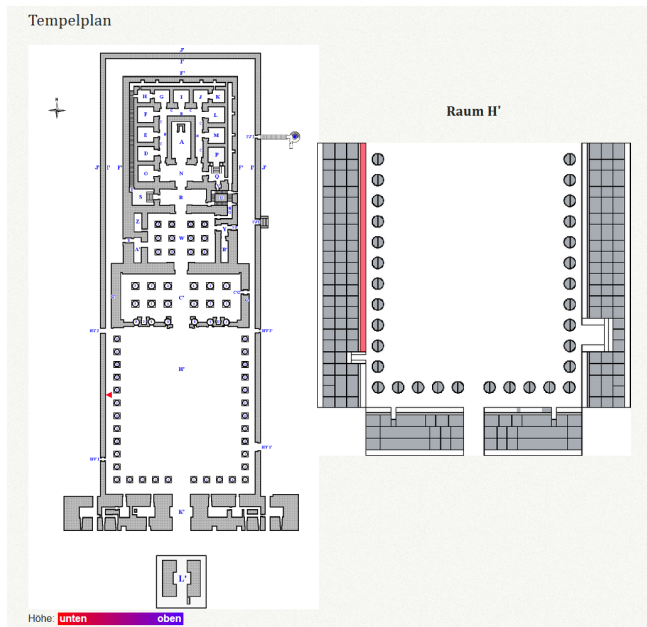


Abb. 8: Anzeige der Position einer Fundstelle nach der Suchabfrage

Wie das letzte Bild (Abb. 8) zeigt, ist fallweise auch die Position eines Suchergebnisses von Interesse. Die Textanordnungen im Tempel wurden nämlich keineswegs willkürlich realisiert, sondern folgen genauen Regeln, die die Ägyptologie erst in den letzten Jahrzehnten zu verstehen begonnen hat.¹³ So ist auffallend, dass jede Ritualszene eine inhaltliche, teilweise sogar eine direkte Entsprechung auf der Gegenseite hat, die durch die Zentralachse des Tempels gebildet wird. Hinzu kommt das Prinzip der sogenannten Wandtransparenz, bei der Formulierungen innerhalb einer Szene auch durch das Oberthema der jeweiligen Wand beeinflusst werden können und selbst vom Thema der Rückseite der Mauer.¹⁴ Ein Datenbankzugriff, der auch Informationen zur Position einer Fundstelle liefern kann und zudem einen direkten Zugriff auf die Gegenposition zur Zentralachse zu bieten vermag, ist hier für das Edfu-Projekt von unschätzbarem Wert. Erst durch diese Möglichkeit lässt sich ein wirkliches Verständnis für die altägyptischen Dekorationssysteme gewinnen.

13 Siehe z.B. Graeff, Jan-Peter: Untersuchung zu wiederkehrenden Phrasen innerhalb des Edfu-Formulars E V-VIII. Tradierter Urtext oder tradiertes Gedankengut? In: Kurth, Dieter (Hg.): EDFU: Materialien und Studien (Die Inschriften des Tempels von Edfu, Begleitheft 6), Gladbeck: PeWe-Verlag, 2010, S. 71-84.

14 Siehe hierzu schon Kurth, Dieter: Treffpunkt der Götter. Inschriften aus dem Tempel des Horus von Edfu, München: Artemis & Winkler, 1994, S. 36 ff.

Wichtig für weitergehende Vernetzungen ist, dass die von der Datenbank-Applikation gelieferten URLs zitierbar sind, da in naher Zukunft das Würzburger SERaT-Projekt¹⁵ eine Verlinkung zum Datenbestand des Edfu-Projektes ermöglichen will.

Neben der Textdatenbank liefert die Internetseite des Projektes auch einen Zugriff auf die sogenannte Wörterliste. Hierbei handelt es sich um eine frei durchsuchbare Liste von insgesamt mehr als 16.000 Schreibungen, die das Berliner Wörterbuch¹⁶ und das damit verbundenen Online-Zettelarchiv¹⁷ nicht kennt.¹⁸ Die hieroglyphischen Schreibungen werden als stufenlos skalierbare SVG-Dateien angezeigt, hinzu kommen Links zur relevanten Chassinat-Seite und fallweise zur Position im Tempel.

Zusammenfassend bleibt festzustellen, dass im Zuge der Etablierung computergestützter Recherchesysteme innerhalb der Ägyptologie in den vergangenen Jahren eine Vielzahl mächtiger Werkzeuge geschaffen wurde, von denen die beschriebene Datenbankplattform des Edfu-Projektes ein weiteres ist. In den kommenden Jahren wird durch sie auch für projekt- und selbst fachfremde Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein Hilfsmittel zur Verfügung stehen, durch welches ein ungewöhnlich tiefer Einblick in die altägyptische Tempel- und Religionswelt ermöglicht wird.

Literaturverzeichnis

- Beinlich, Horst u.a.: System zur Erfassung von Ritualszenen in altägyptischen Tempeln. <http://www.serat.aegyptologie.uni-wuerzburg.de/cgi-bin/serat> (08.10.2014).
- Cauville, Sylvie; Devauchelle, Didier: Le temple d'Edfou, Bd. 15. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 32), 1985.
- Chassinat, Émile: Le temple d'Edfou, Bd. 4-14. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 21-31), 1929-1960.
- Erman, Adolf; Grapow, Hermann (Hg.): Wörterbuch der Aegyptischen Sprache, Berlin: Akademie-Verlag, 1926–1961.

15 SERaT: Vgl. Beinlich, Horst u.a.: System zur Erfassung von Ritualszenen in altägyptischen Tempeln. <http://www.serat.aegyptologie.uni-wuerzburg.de/cgi-bin/serat> (08.10.2014). Hierbei handelt es sich um eine Datenbank, die zwar auf inhaltliche Weise Ritualszenen in ägyptischen Tempeln erfasst, diese jedoch ohne Übersetzung liefert. Eine Verlinkung mit dem Datenbestand des Edfu-Projektes wird daher einen indirekten Textzugriff ermöglichen.

16 Erman, Adolf; Grapow, Hermann (Hg.): Wörterbuch der Aegyptischen Sprache, Berlin: Akademie-Verlag, 1926–1961.

17 Der *Thesaurus Linguae Aegyptiae* findet sich unter <http://aaew2.bbaw.de/tla/index.html> (28.08.2014). Die Wörterliste des Edfu-Projektes liefert jedoch einen Link auf jene Seite des Berliner Wörterbuches, die den entsprechenden Lemma-Eintrag enthält.

18 Grund hierfür ist der Umstand, dass eine Einarbeitung ptolemäischer Schreibungen seinerzeit unterblieb.

- Graeff, Jan-Peter: Untersuchung zu wiederkehrenden Phrasen innerhalb des Edfu-Formulars E V-VIII. Tradiertes Urtext oder tradiertes Gedankengut? In: Kurth, Dieter (Hg.): EDFU: Materialien und Studien (Die Inschriften des Tempels von Edfu, Begleitheft 6), Gladbeck: PeWe-Verlag, 2010, S. 71-84.
- Hamed, Yousreya: Le temple d'Edfou, Bd. 10, 3. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 27, 3), 2008.
- Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 1: Edfou VIII, Wiesbaden: Harrassowitz, 1998.
- Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 2: Edfou VII, Wiesbaden: Harrassowitz, 2004.
- Kurth, Dieter: Die Inschriften des Tempels von Edfu; Abt. 1: Übersetzungen, Bd. 3: Edfou VI, Gladbeck: PeWe-Verlag, 2014.
- Kurth, Dieter: Treffpunkt der Götter. Inschriften aus dem Tempel des Horus von Edfu, München: Artemis & Winkler, 1994.
- Rochemonteix, Maxence de: Le temple d'Edfou, Bd. 1. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 10), 1897.
- Rochemonteix, Maxence de; Chassinat, Émile: Le temple d'Edfou, Bd. 2. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 11), 1918.
- Rochemonteix, Maxence de: Le temple d'Edfou, Bd. 3. Kairo: Inst. Français d'Archéologie Orientale du Caire u.a. (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire 20), 1928.

Es war einmal eine Website ...

Kooperative Webarchivierung in der Praxis

Tobias Beinert, Bayerische Staatsbibliothek

Ulrich Hagenah, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky

Anna Kugler, Bayerische Staatsbibliothek

Zusammenfassung:

Die Webarchivierung hat sich seit Ende der neunziger Jahre zu einem neuen Handlungsfeld für Bibliotheken entwickelt. Der Beitrag erläutert kurz die Bedeutung der Sammlung und dauerhaften Zugänglichmachung von Websites durch öffentliche Gedächtnisinstitutionen und beleuchtet die wichtigsten technischen Grundlagen sowie die derzeit in Deutschland geltenden rechtlichen Rahmenbedingungen. Am Beispiel des Vorgehens der Bayerischen Staatsbibliothek werden die Erfahrungen und Herausforderungen der Webarchivierung praxisnah illustriert, zudem beschreibt auch die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky ihre Voraussetzungen, Anforderungen und Ziele bei der Archivierung von Websites. Der abschließende Ausblick auf ein aktuell laufendes und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Projekt zeigt, wie eine kooperative Nutzung von Infrastrukturen für die Webarchivierung umgesetzt werden kann.

Summary:

Web archiving has developed into a new field of action for libraries since the late 1990s. The article briefly explains the significance of the collection of and provision of permanent access to websites by public memory institutions and sheds light on the most relevant technological fundamentals as well as the legal framework in Germany. Exemplified by the approach of the Bavarian State Library, experiences and challenges of web archiving are illustrated, with a practical emphasis. In addition to this, the State and University Library Hamburg Carl von Ossietzky also describes their requirements, needs and goals for archiving websites. In conclusion, a perspective on a currently ongoing project funded by the Deutsche Forschungsgemeinschaft shows, how a cooperative use of infrastructure for Web archiving can be implemented successfully.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S291-304](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S291-304)

1. Einleitung

Die Geschichte der Sammlung und digitalen Langzeitarchivierung von Websites beginnt im Jahr 1996. In seinem wegweisenden Artikel „Preserving the Internet“ vergleicht der US-amerikanische Informatiker und Internet-Pionier Brewster Kahle das drohende Verschwinden im World Wide Web veröffentlichter Texte und Bilder mit dem kulturellen Verlust, welcher mit dem Brand der Bibliothek von Alexandria oder durch die Zerstörung von Filmrollen entstanden ist: „No one has tried to capture a comprehensive record of the text and images contained in the documents that appear on the Web. The history of print and film is a story of loss and partial reconstruction. But this scenario

need not be repeated for the Web, which has increasingly evolved into a storehouse of valuable scientific, cultural and historical information.”¹

Diese knappe Begründung für die Notwendigkeit, Dokumente aus dem Web für zukünftige Generationen zu bewahren, hat bis heute sicher eher an Aktualität gewonnen als verloren, denn nur durch die Einbeziehung der neuen Publikations- und Kommunikationsformen des Web können Kontinuität und eine möglichst breite Überlieferung von kulturell und wissenschaftlich relevanten Literatur- und Wissenssammlungen auch im digitalen Zeitalter gewährleistet werden. Der geschichtlichen, sozialen und kulturellen Forschung kann durch die Webarchivierung langfristig eine neue Quellengrundlage zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus bieten Webarchive aufgrund der rasch anwachsenden Datenmengen für die Zukunft neue, bisher ungeahnte Möglichkeiten der Informationsanalyse durch innovative Methoden z.B. im Bereich des Data-Mining.

Mittlerweile haben sich daher weltweit zahlreiche Initiativen und Projekte gebildet, die sich den Herausforderungen der Webarchivierung aktiv stellen, um den Erhalt des digitalen Kulturerbes und die Kontinuität der wissenschaftlichen Informationsversorgung im Web auch für nachfolgende (Forscher-)Generationen zu sichern.² Am bekanntesten ist sicherlich das auf Brewster Kahle zurückgehende Internet Archive, das bereits 1996 als erste Institution weltweit mit dem Einsammeln und Archivieren von Websites begann. Dass insgesamt eine Notwendigkeit gesehen wird, neben dem Internet Archive komplementär nationale, regionale oder übergreifende thematische Sammlungen von Websites aufzubauen, belegen die zahlreichen Aktivitäten auf internationaler Ebene in Bibliotheken, Archiven und Forschungseinrichtungen.³ Die Legitimation für das Handeln dieser Gedächtnisinstitutionen ergibt sich zum Teil aus spezifischen Aufträgen und Regelungen (z.B. im Rahmen nationaler Bibliotheks- oder Archivgesetze), lässt sich übergreifend aber auch auf die mittlerweile zahlreichen Verlautbarungen und Begründungen von Organisationen wie beispielsweise der UNESCO zurückführen, in denen Wissen, Information und Kommunikation in digitalen Formen – und damit auch Websites – als Teil des kulturellen Erbes der Menschheit anerkannt werden: „Das digitale Erbe besteht aus einzigartigen Quellen menschlichen Wissens und menschlicher Ausdrucksweisen. [...] Digitale Materialien umfassen Texte, Datenbanken, Fotografien und Filme, Audio, Grafiken, Software und Webseiten in einer wachsenden Vielfalt von Formaten. Die Materialien sind häufig von flüchtiger Natur und erfordern zusätzliche Anstrengungen in der Produktion, in der Pflege und im Datenmanagement, um sie dauerhaft zu erhalten. Viele dieser Quellen sind von dauerhaftem Wert und dauerhafter Bedeutung und bilden deshalb ein Erbe, das für gegenwärtige und künftige Generationen geschützt und bewahrt werden sollte.“⁴

Auch in Deutschland ist in den letzten Jahren das Bewusstsein gewachsen, dass die Sammlung, Archivierung und Bereitstellung von Websites ein wichtiges Handlungsfeld insbesondere für Bibliotheken

1 Kahle, Brewster: Preserving the Internet. In: Scientific American, 276 (1997), H. 3, S. 82 f.

2 Vgl. List of Web archiving initiatives: http://en.wikipedia.org/wiki/List_of_Web_archiving_initiatives (28.8.2014).

3 Vgl. Aubry, Sara: Introducing Web Archives as a New Library Service: the Experience of the National Library of France. In: Liber Quarterly 20 (2010), H. 2, S. 1-21. <http://persistent-identifier.nl/?identifier=URN:NBN:NL:UI:10-1-113591>

4 UNESCO: Charta zur Bewahrung des Kulturerbes. Verabschiedet von der 32. UNESCO-Generalkonferenz, Paris, 7. Oktober 2003.

und Archive ist.⁵ Wichtige Meilensteine im Bibliotheksbereich waren dabei der ab 2002 erfolgte Auf- und Ausbau der Webarchive edoweb und des Baden-Württembergischen Online-Archivs (BOA) sowie im Jahre 2006 die Verabschiedung des Gesetzes über die Deutsche Nationalbibliothek (DNB), das auch als formale Grundlage für die Sammlung, Archivierung und Zugänglichmachung von so genannten Netzpublikationen durch die DNB dient. Gemäß diesem Auftrag archiviert die DNB seit 2013 ca. 700 ausgewählte Websites von Institutionen wie z.B. Bundesbehörden, Interessenverbänden oder Kultureinrichtungen sowie zu bestimmten Ereignissen (z.B. Bundestagswahl 2013).⁶ Aufgrund der rechtlichen Rahmenbedingungen können diese Bestände allerdings nur in den Lesesälen der DNB in Frankfurt und Leipzig genutzt werden. Für 2014 ist ein erster experimenteller Top-Level-Domain-Crawl in Zusammenarbeit mit der Firma Internet Memory Research geplant, der flächendeckend alle Websites mit .de-Domain erfassen und archivieren soll.⁷ Ob und wie diese sehr große Datenmenge dann letztlich genutzt werden kann, ist in diesem Rahmen ebenfalls noch zu eruieren. Seit 2010 ist zudem auch die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) in der Webarchivierung aktiv und beteiligt sich in diesem Bereich an der nationalen und internationalen Forschung.⁸

Nach wie vor Handlungsbedarf besteht in Deutschland auf Seiten der kleineren und mittleren Institutionen, die ebenfalls die Notwendigkeit erkannt haben, digitale Medien verstärkt in ihre Erwerbungs- und Archivierungsprofile zu integrieren, denen es aber oftmals an den notwendigen Ressourcen fehlt, um Infrastrukturen für die digitale Archivierung in Eigenregie aufzubauen und zu betreiben.

2. Grundlagen der Webarchivierung

2.1. Technik

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf die Sammlung, Archivierung und Bereitstellung von Websites, d.h. komplexeren Angeboten, die aus mehreren in Beziehung zueinander stehenden Dateien bestehen und in Webbrowsern darstellbar sind, und zwar durch öffentliche Gedächtnisinstitutionen. Gegenstand der Archivierung sind dabei in der Regel öffentlich zugängliche Websites, die von den jeweils sammelnden Institutionen aufgrund einer gewissen wissenschaftlichen und kulturellen Relevanz ausgewählt werden. Als Grundlage für das Einsammeln von Websites hat sich mittlerweile auf internationaler Ebene wie auch in deutschen Bibliotheken und Archiven das so genannte Harvesting - synonym wird auch der Begriff Crawling verwendet - als Standardverfahren durchgesetzt. Unter Harvesting versteht man das maschinelle Einsammeln von Webressourcen, wie es Brewster Kahle bereits 1997 beschrieben hat: „The software on our computers ‚crawls‘ the

5 Vgl. zum Stand der Webarchivierung in deutschen Archiven: Naumann, Kai: Gemeinsam stark. Webarchivierung in Baden-Württemberg, Deutschland und der Welt. In: *Archivar* 1 (2012), S. 3-41.

6 Vgl. Deutsche Nationalbibliothek: Internetsammlung für die Benutzung geöffnet. http://www.dnb.de/DE/Netzpublikationen/Webarchiv/webarchiv_node.html (28.08.2014).

7 Ebd.

8 So wurden gemeinsam mit jeweils einer Vertreterin der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) und einem Vertreter des Bibliothekservice-Zentrums Baden-Württemberg (BSZ) seit April 2011 mehrere nestor-Workshops zum Stand der Langzeitarchivierung von Websites im deutschsprachigen Raum initiiert und inhaltlich mitgestaltet. Des Weiteren sind DNB und BSB auch in der ISO-Gruppe TC 46/SC 8/WG 9 vertreten, die Performanzindikatoren für die Websitearchivierung entwickelt.

Net – downloading documents, called pages, from one site after another. Once a page is captured, the software looks for cross references, or links, to other pages. It uses the Web's hyperlinks – addresses embedded within a document page – to move to other pages. The software then makes copies again and seeks additional links contained in the new pages. The crawler avoids downloading duplicate copies of pages by checking the identification names, called uniform resource locators (URLs), against a database.⁹

Die der Harvesting-Software von den jeweiligen Anwendern gesetzten Grenzen bestimmen dabei, in welcher Breite, Tiefe und Anzahl die extrahierten Links verfolgt werden, z.B. nur unterhalb jeweils einer einzelnen Domain oder innerhalb einer oder mehrerer Top-Level-Domains. Über diese so genannten Crawler Settings werden letztlich in vielen Fällen auch die Qualität und der Grad der Vollständigkeit eines Crawls gesteuert. Der gängigste Crawler im Bereich Webarchivierung, der speziell für diese Zwecke vom Internet Archive entwickelt wurde, ist der Heritrix¹⁰-Crawler, der derzeit in der Version 3.2.0 (Januar 2014) zur Verfügung steht. Heritrix kann die gecrawlten Websites sowohl im ARC- als auch im WARC (WebARChive)-Dateiformat abspeichern.¹¹ Es handelt sich um spezielle Containerformate, in denen unterschiedliche Datenobjekte zusammengeführt werden können. WARC ist seit 2009 auch als internationaler ISO-Standard eingeführt und wird deshalb mittlerweile von den meisten webarchivierenden Institutionen verwendet.

Für die Bereitstellung der archivierten Websites wird von vielen Institutionen die so genannte Wayback Machine¹² eingesetzt, eine Software, die vom Internet Archive speziell für die Präsentation von ARC- und WARC-files entwickelt wurde und als Open Source Software zur Verfügung steht. Die Weiterentwicklung dieser Präsentationslösung – nun unter dem Namen Open Wayback – wird seit Herbst 2013 von der weltweiten Anwendergemeinschaft unter dem Dach des International Internet Preservation Consortium (IIPC) gemeinsam vorangetrieben.¹³

2.2. Rechtliche Rahmenbedingungen

Neben den technischen Herausforderungen einer möglichst vollständigen Sammlung und Archivierung einzelner Websites, stellen sich für die öffentlichen Institutionen bei der Webarchivierung insbesondere urheberrechtliche Fragen. Die Aufnahme einer Website in ein digitales Archiv wie auch ihre dauerhafte Erhaltung und die öffentliche Zugänglichmachung durch Gedächtnisinstitutionen sind allesamt Vervielfältigungshandlungen, die laut § 15 f. des deutschen Urheberrechtsgesetzes (UrhG) vom Urheber bzw. dem entsprechenden Rechteinhaber genehmigt werden müssen.

In der Begründung des Gesetzes über die Deutsche Nationalbibliothek wird zwar davon ausgegangen, dass sich eine urheberrechtliche Befugnis der Bibliothek zur Erstellung der für den Bestandsaufbau nötigen Kopien auch ohne Einwilligung des Rechteinhabers aus der Archivschranke des §

9 Kahle (wie Anm. 1), S. 82.

10 <https://webarchive.jira.com/wiki/display/Heritrix/Heritrix> (28.08.2014).

11 Vgl. The WARC File Format (ISO 28500) - Information, Maintenance, Drafts. <http://bibnum.bnf.fr/warc> sowie: WARC – new ISO file format to store billions of online data: <http://www.iso.org/iso/news.htm?refid=Ref1255> (28.08.2014).

12 <http://archive-access.sourceforge.net/projects/wayback/> (28.08.2014).

13 <http://www.netpreserve.org/openwayback> (28.08.2014).

53 Abs. 2 Satz 1 Nr. 2 i.V.m. Satz 2 Nr. 3 des UrhG begründen lässt.¹⁴ Diese Auffassung wird unter Rechtsexperten allerdings bislang durchaus kritisch gesehen, ihrer Meinung nach ergibt sich für Bibliotheken weder aus dem derzeit geltenden Urheberrecht noch aus den Pflichtstückregelungen des Bundes und der Länder eine ausreichende Grundlage für die Durchführung eines automatisierten Harvesting ohne Genehmigungseinholung oder zumindest einer vorherigen Kontaktaufnahme mit dem Autor.¹⁵ Außerdem sind aus rechtlicher Sicht auch Maßnahmen der digitalen Bestandserhaltung, wie z.B. eine Dateiformatmigration sowie eine über die Lesesaalgebundene Bereitstellung der archivierten Websites hinausgehende Zugänglichmachung zum jetzigen Zeitpunkt stets nur mit ausdrücklicher Genehmigung seitens des Rechteinhabers möglich. Daher sind die Gedächtnisinstitutionen, die Websites archivieren, dauerhaft erhalten und auch wieder öffentlich zugänglich machen wollen, derzeit in der Regel daran gebunden, ein mit hohem Verwaltungsaufwand verbundenes und leider oftmals auch erfolgloses Genehmigungsverfahren umzusetzen, um sich benötigten Nutzungsrechte dauerhaft einräumen lassen.

Insgesamt ist daher festzuhalten, dass die aktuell geltenden gesetzlichen Regelungen des Urheberrechts für Gedächtnisinstitutionen im Feld digitaler Medien große Rechtsunsicherheit verursachen und eine Langzeitarchivierung von Websites in größerem Umfang sowie die öffentliche Bereitstellung dieser digitalen Archivbestände derzeit massiv behindern. Das Kompetenznetzwerk nestor setzt sich daher aktiv für die aus Sicht von Bibliotheken und Archiven dringend notwendigen Änderungen im Urheberrechtsgesetz ein.¹⁶ Dem aus Sicht von Bibliotheken und Archiven bestehenden Handlungsbedarf, könnte man beispielsweise mit einer Anpassung der so genannten Archivschränke begegnen, ein erster Vorschlag von Ellen Euler und Eric W. Steinhauer liegt hier seit 2012 vor.¹⁷

3. Webarchivierung an der BSB

3.1 Sammelprofil und Vorgehen

Das Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) begann 2010 in einem Pilotprojekt mit der Sammlung und Archivierung von Websites, Anfang 2012 erfolgte der

14 Vgl. Deutscher Bundestag: Entwurf eines Gesetzes über die Deutsche Nationalbibliothek (DNBG). Gesetzentwurf der Bundesregierung, 2005, S.13. <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/16/003/1600322.pdf> (28.08.2014).

15 Vgl. Euler, Ellen; Steinhauer, Eric W.: Digitale Langzeitarchivierung: Das Kulturelle Gedächtnis und die Digitale Amnesie. In: AWW-Informationen Special – Webarchivierung (2012). S. 30-33; Durantaye, Katharina de la: Allgemeine Bildungs- und Wissenschaftsschranke. Münster: Monsenstein und Vannerdat, 2014, S. 85, 182, 252 f.; Heckmann, Jörn; Weber, Marc Philipp: Elektronische Netzpublikationen im Lichte des Gesetzes über die Deutsche Nationalbibliothek. In: AfP - Zeitschrift für Medien- und Kommunikationsrecht 39 (2008), H. 3, S. 269-276. Die neuen Pflichtexemplarregelungen der Länder Hessen, Nordrhein-Westfalen und Sachsen berücksichtigen erstmals die für digitale Medien maßgeblichen urheberrechtlichen Aspekte, allerdings ergibt sich auch hier keine eindeutige Rechtsgrundlage für eine proaktives Harvesting von Websites ohne vorherigen Kontakt zum Rechteinhaber. Vgl. Euler, Ellen; Steinhauer, Eric W.: Pflichtexemplare im digitalen Zeitalter – Ist alles geregelt oder besteht Nachbesserungsbedarf? In: Oliver Hinte; Eric W. Steinhauer (Hg.): Die Digitale Bibliothek und ihr Recht – ein Stiefkind der Informationsgesellschaft? Münster: Monsenstein und Vannerdat, 2014, S. 109-140, 132f.

16 Vgl. nestor-Kompetenznetzwerk Langzeitarchivierung: Digitale Langzeitarchivierung als Thema für den 3. Korb zum Urheberrechtsgesetz. Urheberrechtliche Probleme der digitalen Langzeitarchivierung. http://files.dnb.de/nestor/berichte/nestor-Stellungnahme_AG-Recht.pdf (28.08.2014).

17 Vgl. Euler, Ellen, Steinhauer, Eric W.: Digitale Langzeitarchivierung (wie Anm. 15), S. 31-33. Einen weitergehenden Vorschlag für eine allgemeine Bildungs- und Wissenschaftsschranke, der die Webarchivierung ebenfalls abdecken würde, entwickelt Katharina de la Durantaye (wie Anm. 15).

Übergang in den Produktivbetrieb. Seit Mitte 2013 werden im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts die bereits aufgebauten Infrastrukturen erweitert, um eine Nachnutzung durch andere Institutionen zu ermöglichen (siehe Abschnitt 5.). Dabei standen zunächst die im Rahmen der von der DFG geförderten Virtuellen Fachbibliotheken der BSB (b2i, Propylaeum, ViFaMusik, ViFaOst und ViFarom) und den Portalen Bayerische Landesbibliothek Online (BLO) sowie Chronicon bereits laufend aufwändig erschlossenen Websites im Fokus der Harvestingaktivitäten. Diese Websites wurden auf Grundlage inhaltlicher Auswahlkriterien und ihrer wissenschaftlichen Relevanz von Fachspezialisten ausgewählt, im Verbund Academic LinkShare erschlossen und in den so genannten Internetressourcenführern verzeichnet. Da die geltenden Bestimmungen des Urheberrechts der BSB eine Sammlung, Archivierung und öffentliche Zugänglichmachung dieser Websites jedoch nur nach einer ausdrücklichen Genehmigungserteilung durch den jeweiligen Rechteinhaber (so genanntes Opt-in-Verfahren) ermöglichen, muss für jede dieser Websites noch eine explizite Genehmigung zum Harvesting, zur Langzeitarchivierung und für die Bereitstellung eingeholt werden.

Der positive Rücklauf bei den Genehmigungsanfragen der BSB liegt derzeit bei durchschnittlich 25-30 %, wovon der größere Teil aus dem deutschsprachigen Raum kommt. Explizite Ablehnungen machen nur 1 % aller Rückmeldungen aus und diese sind meist auf urheberrechtliche Einwände zurückzuführen. Somit bleibt ein großer Teil der Genehmigungsanfragen unbeantwortet, was verschiedene Gründe haben kann: sprachliche Barrieren, ungenaue Kontaktdaten der Websites, Spam-Filter oder schlicht Desinteresse. Durch verschiedene Maßnahmen konnte die Anzahl positiver Rückmeldungen allerdings erhöht werden, so wurden z.B. FAQs in deutscher und englischer Sprache zusammengestellt¹⁸, die immer wiederkehrende Fragen bereits im Vorfeld abfangen und die Anschreiben wurden vereinfacht bzw. in weiteren europäischen Sprachen wie italienisch und französisch verschickt.

Die Rechteinhaber räumen mit einer schriftlichen Genehmigung zur Webarchivierung der Bayerischen Staatsbibliothek das unbefristete Recht ein, eine Kopie dieses Internet-Angebots in ihrem elektronischen Langzeitarchiv aufzunehmen, für einen unbefristeten Zeitraum zu archivieren und zur Nutzung bereitzustellen und versichern, dass keine Rechte Dritter entgegenstehen.¹⁹ Derzeit liegen aus dem Bereich der Virtuellen Fachbibliotheken und des Bavarica-Sammelschwerpunkts der BSB Genehmigungen für ca. 900 Websites vor, die im halbjährlichen Turnus gecrawlt, deren Qualität kontrolliert und die anschließend archiviert werden.

Seit Januar 2012 werden zusätzlich auch die Websites der bayerischen Ministerien und Behörden auf Basis des bayerischen Erlasses zur Pflichtablieferung amtlicher Druckschriften²⁰ regelmäßig geharvestet. Aufgrund dieses Erlasses muss für die aktuell ca. 200 erfassten amtlichen Websites keine Genehmigungsanfrage gestellt werden, die ablieferungspflichtigen Institutionen wurden

18 Vgl. http://www.babs-muenchen.de/index.html?c=workflows_web_faq&l=de (28.08.2014).

19 Vgl. das entsprechende Formblatt unter:

http://www.babs-muenchen.de/content/netzpublikationen/archivierungsbewilligung__websites.pdf (28.08.2014).

20 Vgl. Bekanntmachung der Bayerischen Staatsregierung vom 2. Dezember 2008 (Abgabe Bibliotheken – Abg-Bibl): Az.: B II 2-480-30, 2240-WFK, AllIMBI 16 (2008), S. 818-819.

aber vorab über das geplante Vorgehen in Kenntnis gesetzt. Auch hier erfolgt das Harvesting standardmäßig in einem halbjährlichen Turnus. Als ein gutes Beispiel für die wissenschaftliche Bedeutung der Webarchivierung können die Websites der Bayerischen Staatsministerien genannt werden: Durch die Umstrukturierung und Neubesetzung der Ministerien in Folge der bayerischen Landtagswahlen 2013 existieren die zugehörigen Websites in der alten Form in der Regel nicht mehr. So ist z.B. die Website des FDP-geführten Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst (jetzt: Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst) im Live-Web bereits verschwunden und bleibt somit nur noch im Webarchiv weiterhin dauerhaft zugänglich.²¹



Abb. 1: Screenshot der archivierten Website des ehemaligen Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Neben der fortlaufenden Archivierung von Websites im Bereich der Sammelschwerpunkte der BSB sowie im Kontext amtlicher Publikationen konnte 2013 erstmals ein so genannter Event-Crawl zu den Bayerischen Landtagswahlen durchgeführt werden. Ziel war es, die Aktivitäten der Parteien und die Berichterstattung der zentralen staatlichen Institutionen rund um die Bayerischen Landtagswahlen 2013 im Web zu dokumentieren. Ein Event-Crawl beinhaltet eine ereignisbezogene Auswahl und Archivierung verschiedener Websites, der nach Abschluss dieses Ereignisses wieder beendet wird. Erfreulicherweise haben sich bis auf eine Partei alle für die Landtagswahl zugelassenen Parteien positiv zurückgemeldet, sodass fast alle ausgewählten Websites öffentlich präsentiert werden

21 Vgl. <https://opacplus.bsb-muenchen.de/search?oclcno=780108790&db=100> (28.08.2014).

dürfen. Die Websites wurden ab dem Zeitpunkt der schriftlich vorliegenden Archivierungsgenehmigung zunächst monatlich (April bis Juli), dann wöchentlich (August) und schließlich sogar z.T. täglich gecrawlt.²²

3.2. Qualitätskontrolle und die technischen Herausforderungen

Für das Harvesting und die Archivierung von Websites wird am MDZ die von der British Library und der National Library of New Zealand entwickelte Open-Source-Software Web Curator Tool (WCT) eingesetzt. Die Entscheidung fiel auf das WCT, da es einen integrierten Workflow von der Genehmigungseinholung über das Harvesting mit Job Scheduling (terminierter Start des Crawling-Prozesses), einer teilautomatisierten Qualitätskontrolle bis hin zur Archivierung bietet und sich somit sehr gut für eine selektive Webarchivierung eignet. Überdies speichert das WCT automatisch technische und Provenienz-Metadaten. Herzstück des WCT ist der Crawler Heritrix. Für die Anzeige der archivierten Websites kommt die Wayback-Software zum Einsatz.

Jede Website bzw. jeder Zeitschnitt einer Website wird derzeit intellektuell qualitätskontrolliert und erst dann zur Archivierung freigegeben, wenn bestimmte Qualitätskriterien erfüllt sind. Da eine archivierte Website niemals eine 1:1-Abbildung der Live-Website sein kann, sondern immer eine Kopie mit eingeschränkten Funktionalitäten darstellt, werden bei der Qualitätssicherung vorrangig die Log-Dateien des Crawlers analysiert. An oberster Stelle steht dabei die inhaltliche Vollständigkeit, d.h. es wird überprüft, ob alle relevanten Inhalte (HTML-Dateien, PDFs, JPGs usw.) auf allen Verlinkungsebenen vorhanden sind und möglichst auch direkt über den Browser aufgerufen werden können. Ein weiteres wichtiges Qualitätskriterium ist z.B. die Begrenzung auf Uniform Resource Identifier (URIs) der angegebenen Domain, d.h. externe URIs werden entfernt.

Die visuelle Qualitätskontrolle spielt dabei eine nachrangige Rolle, da diese zu sehr von den verwendeten Webtechnologien abhängt und keine verlässlichen Aussagen darüber getroffen werden können, ob bestimmte Dokumente (z.B. PDF-Dateien oder Images) tatsächlich vom Crawler geholt werden konnten oder nicht. So kann es vorkommen, dass z.B. Videos in einer Online-Mediathek vom Crawler heruntergeladen werden konnten und somit im Webarchiv (physisch) vorhanden sind, diese jedoch innerhalb der archivierten Version nicht abgespielt werden können, da der zugehörige Player, der auf der Live-Website zur Verfügung gestellt wurde, nicht bzw. nicht voll funktionsfähig kopiert werden konnte. Auch kann die aktuelle Wayback Machine v.1.8.1, die für die visuelle Qualitätskontrolle eingesetzt wird, mit neuen Webtechnologien nicht immer umgehen, was aber nicht zwangsläufig bedeutet, dass die Inhalte nicht im zugehörigen WARC-File vorhanden sind. Hier muss unterschieden werden zwischen den Möglichkeiten der verfügbaren Darstellungstools und den tatsächlich vorhandenen Inhalten. Sind die genannten Qualitätskriterien nicht hinreichend erfüllt, wird der Crawler mit veränderten Parametereinstellungen (z.B. wird die Anzahl der herunterzuladenden Dokumente erhöht oder Links zu fehlenden Dokumenten werden explizit hinzugefügt) erneut gestartet und der vorherige Crawl wird verworfen.

Seit Version 1.6.1 steht über das WCT eine teil-automatisierte Qualitätskontrolle anhand einer

²² Vgl. <http://www.babs-muenchen.de/index.html?c=landtagswahl2013&l=de> (28.08.2014).

Analyse der Log-Files des Crawlers zur Verfügung: Sobald ein archivierter Crawl nach einer ausführlichen manuellen Qualitätskontrolle als Reference Crawl festgelegt wird, erfolgt bei jedem weiteren Crawl ein automatischer Log-File-Vergleich mit der archivierten Version anhand zuvor eingestellter Qualitätsparameter. Wurde z.B. als Qualitätsparameter festgelegt, dass die Anzahl geänderter URIs zwischen archivierter Version und neuem Crawl nicht größer als 100 sein darf, liefert das WCT entsprechend dem physisch gemessenen Unterschied entweder die Empfehlung „archive“, „investigate“, „delist“ (da keine Änderungen seit dem letzten Mal) oder „reject“ zurück.

Die größten technischen Herausforderungen und Fallstricke bei der Qualitätskontrolle entstehen vor allem durch Webtechnologien wie Flash, JavaScript oder Streaming Media. Bei diesen Webtechnologien wird der Inhalt oft dynamisch, d.h. zur Laufzeit erzeugt und kann deshalb vom Crawler, der nur statische Inhalte erfassen kann, nicht eingesammelt werden. So ist es dem Crawler z.B. nicht möglich Bilder zu kopieren, die erst dann erscheinen, wenn man mit der Maus darüberfährt („MouseOver“) oder die Inhalte spezieller PDF-Viewer mit dynamischer Blätterfunktion. In einem kürzlich erschienenen Blog-Eintrag „Web Archiving in the JavaScript Age“ des UK Webarchives heißt es sogar, dass die inhaltlichen Lücken, die durch JavaScript-Funktionalitäten innerhalb eines Webarchivs entstehen, ein größeres Risiko darstellen als Datenverluste oder Überalterung der Dateiformate.²³

Weitere technische Herausforderungen stellen die Publikationsformen des Social Web dar, wie z.B. Blogs, Mikroblogs, Tweets, soziale Netzwerke und auch Apps. Insbesondere die stärker auf geschlossenen Systemen und Standards basierenden sozialen Netzwerke sowie auf Geoinformationssystemen beruhende Angebote werden derzeit international als kaum archivierbare Medienformen angesehen.²⁴ Diese sich fortlaufend vollziehenden Weiterentwicklungen der Webtechnologien erfordern also ständige technische Anpassungen seitens der archivierenden Organisationen.

3.3. Freie Bereitstellung

Alle archivierten Websites werden im Katalog des Bibliotheksverbunds Bayern katalogisiert und nachgewiesen. Bei fachspezifischen Websites erhält der Nutzer zudem über die jeweiligen Internetressourcen-Führer der Virtuellen Fachbibliotheken²⁵ neben dem Verweis auf das Originalangebot auch einen Link zur archivierten Version. Die erschlossene Information bleibt für die Endnutzer über den Zugang an der BSB also dauerhaft erhalten, unabhängig von Umzug, Abschaltung oder einem thematischen Wechsel der Original-Website. Zudem wird eine dauerhafte Referenzierbarkeit der Websites sichergestellt. Die Websites der bayerischen Ministerien und Behörden sowie jene aus dem Bereich Bavarica werden zusätzlich in der Bayerischen Bibliographie verzeichnet.²⁶

23 Vgl. Web Archiving in the JavaScript Age:

<http://britishlibrary.typepad.co.uk/webarchive/2014/08/web-archiving-in-the-javascript-age.html> (22.08.2014).

24 Vgl. Web archiving: the international arena (IIPC 2011):

<http://digitaalduurzaam.blogspot.de/2011/05/web-archiving-international-arena-iipc.html?spref=tw> (28.08.2014).

25 Vgl. die Internetressourcen-Guides der von der BSB betriebenen Virtuellen Fachbibliotheken: <https://www.vifamusik.de/literatur/internetressourcen.html>; <http://www.propylaeum.de/altertumswissenschaften/internetressourcen/>; <https://www.b2i.de/e-medien/b2i-guide/>; <http://www.vifaost.de/internetressourcen/>; <https://www.vifarom.de/guiderom/> (28.08.2014).

26 <http://www.bayerische-bibliographie.de/> (28.08.2014).

Von allen Zugangspunkten gelangt der Nutzer direkt auf eine Übersicht über die vorhandenen Zeitschnitte für eine archivierte Website in der Wayback Machine.

BSB Bayerische Staatsbibliothek

Suche nach <http://www.bsb-muenchen.de/> 8 Treffer

Suchergebnis für 01.01.2010 - 31.12.2014				
2010	2011	2012	2013	2014
0 pages	2 pages	2 pages	2 pages	2 pages
	27.05.2011 *	01.01.2012	01.01.2013	07.01.2014
	11.07.2011	01.07.2012	01.07.2013	01.07.2014

Abb. 2: Übersicht über die archivierten Zeitschnitte der Website der Bayerischen Staatsbibliothek in der Wayback Machine

Von dort kann der Nutzer einfach zum gewünschten Zeitschnitt navigieren und bekommt in der Regel die vollständigen Inhalte der Website zum Zeitpunkt der Archivierung angezeigt. Ein weißes Banner kennzeichnet dabei die Archivversion und weist darauf hin, dass in der archivierten Version nicht alle Funktionalitäten genutzt werden können (siehe Abb. 1).

4. Künftige Webarchivierung an der SUB Hamburg

4.1. Ziele und Voraussetzungen

Für die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky (SUB) stellt sich die Aufgabe der Webarchivierung sowohl als Pflichtexemplarbibliothek für das Bundesland Hamburg als auch im Zusammenhang ihrer landeskundlichen Sammlungs- und Dokumentationstätigkeit als Landesbibliothek. Eines der Kernziele der Bibliothek ist, das schriftkulturelle Erbe Hamburgs und seiner Region möglichst umfassend zu sammeln, zu dokumentieren und langfristig gesichert zu archivieren. Die in Hamburg publizierten Druckschriften wurden von der Bibliothek seit 1696 als Pflichtexemplare vereinnahmt, zusätzlich die außerhalb erschienene Literatur über die Hansestadt gekauft oder als Geschenk oder Belegexemplar erworben. Mit der Entwicklung des Internets und des digitalen Publikationssektors entstand rasch das Bedürfnis, die digitalen, insbesondere die e-only veröffentlichten Inhalte entsprechend der Praxis im Printbereich nachhaltig zu sichern.²⁷

Mitte 2008 wurde in Hamburg eine neue Verordnung über die Abgabe amtlicher Publikationen an die Staatsbibliothek erlassen, in der die Sammlung elektronischer Veröffentlichungen verankert wurde. Im Folgejahr wurde das bestehende Pflichtexemplargesetz von 1988 erweitert um den Passus: „Für digitale Publikationen gelten die Vorschriften dieses Gesetzes entsprechend.“²⁸ Eine (unpublizierte) Verfahrensordnung vom 1.12.2010 zur Durchführung des Gesetzes lässt Ausnahmen von der Pflichtexemplarsammlung zu, u.a. wenn die Sammlung und Archivierung bestimmter Mediengattungen organisatorisch oder technisch nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand

27 Vgl. Hagenah, Ulrich; Helm Anett: Die elektronische Pflicht in den Bundesländern: Hamburg. In: Bibliotheksdienst 47 (2013), S. 619-623.

28 Gesetz über die Ablieferung von Pflichtexemplaren (PEG) vom 14.9.1988; Gesetz zur Änderung des Pflichtexemplargesetzes. In: Hamburgisches Gesetz- und Ordnungsblatt 2009, Nr. 41, S. 330. <http://www.luewu.de/gvbl/2009/41.pdf>. Vgl. auch URL: <http://www.buergerschaft-hh.de/parldok/>, Drucksache 19/2990 vom 5.5.2009 (31.08.2014).

möglich ist. Dies galt in der Einführungsphase der „E-Pflicht“ für das Harvesting von Websites. Umso dankbarer begrüßte die SUB im Jahr 2013, dass ihr die Möglichkeit eröffnet wurde, in das Projekt der Bayerischen Staatsbibliothek zur selektiven Webarchivierung mit einem bereits erprobten Workflow als Pilotanwender einsteigen zu können.

Als Materialgrundlage wurde ein Set von Websites gewählt, die, in Hamburg publiziert, einerseits der Pflichtablieferung unterliegen, andererseits von landeskundlichem Interesse sind, also ein inhaltlich definierter Ausschnitt aus der Totalität der als potentielle Pflichtexemplare anzusehenden Webinhalte. Schon seit 2005 hatte die Bibliothek einen Katalog „Linksammlung Hamburg“ angeboten, erschlossen in Academic LinkShare und zugänglich u.a. von der Landesbibliotheks-Website der SUB aus.²⁹ Aus den dort zusammengestellten 840 Websites (Stand: Juli 2014) wurden knapp 650 als besonders relevant für eine kontinuierliche Archivierung ausgewählt. Anders als bei gedruckten Pflichtexemplaren muss die Sammelpolitik hier eher vom Kriterium der Repräsentativität als dem der Vollständigkeit bestimmt sein. Die SUB Hamburg konzentriert sich zunächst auf institutionelle Websites: Behörden, Landesbetriebe, kulturelle und wissenschaftliche Einrichtungen, Firmen, Verbände, Gesellschaften, Vereine, Gedächtnisinstitutionen. Daneben wird ein Set von thematischen, sowohl auf Personen, auf einzelne Stadtteile als auch auf bestimmte Themen fokussierten Websites stehen.³⁰ Einen Sonderfall bildet die Domain Hamburg.de. Sie vollständig zu harvesten verbietet ihre schiere Größe. Für die erste Phase der Websitearchivierung hat die SUB bis auf wenige Ausnahmen nur die institutionellen Unterseiten von Hamburg.de ausgewählt. Zu einem späteren Zeitpunkt ist insgesamt eine Ausweitung des Spektrums denkbar, auch ein Event-Harvesting oder das Harvesting von Nachrichtenmedien o.ä. in ganz knappen Zeitintervallen. Für den Einstieg ist zunächst ein halbjährlicher Rhythmus als Standardfall vorgesehen.

Die eingesammelten Websites werden als fortlaufende Sammelwerke in der Zeitschriftendatenbank katalogisiert und nach den Konventionen des Gemeinsamen Bibliotheksverbundes (GBV) sachlich erschlossen. Sie sind dadurch außer in der ZDB und dem GBV-Verbundkatalog erreichbar über den lokalen Campus-Katalog des Bibliothekssystems Universität Hamburg, den Regionalkatalog Hamburg bzw. beluga, die Hamburg-Bibliographie und das Regionalportal HamburgWissen Digital.³¹ Präsentiert werden können die archivierten Websites grundsätzlich auf drei unterschiedlichen Ebenen: weltweit frei im Netz; im Bereich des Campus der Universität Hamburg einschließlich des Fernzugriffs für alle Angehörigen der Universität; an einem dezidiert dafür bestimmten PC im Lesesaal der SUB ohne Druck-, Kopier- und Speichermöglichkeit. Das Rechtemanagement entspricht dem bei der Einforderung anderer digitaler Pflichtexemplare. Dem Website-Harvesting muss das Einholen einer Genehmigung für eine der drei Präsentations-Varianten seitens des Website-Produzenten vorausgehen. Die Anfrage enthält eine Frist, nach deren Ablauf ohne erfolgte Reaktion des Produzenten die freie Nutzbarkeit des Archiv-Dokuments unterstellt wird.

29 <http://landesbibliothek.sub.uni-hamburg.de/recherche-hh/linksammlung-hamburg.html>;
<http://www.academic-linkshare.de/> (31.08.2014).

30 Als beliebig herausgegriffene Beispiele seien genannt die Websites zu dem Schriftsteller Richard Dehmel (<http://www.richard-dehmel.de/>), zum Hamburger Stadtteil Stellingen (<http://www.neues-stellingen.de/>) und zum „Recht auf Stadt“ (<http://www.rechtaufstadt.net>) als Themenforum eines überregionalen sozialen Netzwerks (31.08.2014).

31 www.sub.uni-hamburg.de (31.08.2014).

4.2. Anforderungen der SUB Hamburg

Für die Einstiegsphase wurden im Winter und Frühjahr 2013/14 die zu archivierenden Websites ausgewählt. Im ersten Halbjahr 2014 fanden Abstimmungsprozesse mit der und Schulungen durch die Bayerische Staatsbibliothek statt. In einer Testphase erprobten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der SUB das Archivierungssystem und den Arbeitsablauf. Aus den dabei gemachten Erfahrungen konnten Schätzungen über die Menge der im Projektzeitraum archivierbaren Websites sowie spezifischere Anforderungen an die BSB abgeleitet werden:

- Kooperative Optimierung des Workflows im Web Curator Tool: Dies betrifft u.a. die ausführliche manuelle Qualitätssicherung bei der Prüfung des ersten Crawls, dessen Merkmale und Parameter als Referenz für die Qualitätsprüfung aller folgenden Crawls dienen. Hier wäre eine Vereinfachung besonders bei großen Seiten wünschenswert.
- Die Archivierungssoftware wird von der BSB webbasiert bereitgestellt und gepflegt. Sie wird von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der SUB über den Browser genutzt. Eigene Infrastruktur ist darüber hinaus in Hamburg nicht nötig. Derzeit wird über die Modalitäten der Speicherung der archivierten Webseiten verhandelt (Speicherort, Sicherung, Abzüge).
- Der Zugang zu archivierten Versionen erfolgt über die Wayback Machine. Sie erzeugt eine Übersicht aller in einem Archiv für eine Website verfügbaren Zeitschnitte. Unabhängig vom tatsächlichen Speicherort der Archivdaten soll für die Präsentation eine Webadresse der SUB Hamburg als Stamm-URL verwendet werden und die Darstellung der Übersichtsseiten mit dem Logo der SUB versehen werden.
- Das Rechtemanagement: Für die SUB Hamburg ist es wichtig, die drei Zugriffsmöglichkeiten unbeschränkt, Campusnetz und Einzelplatz anbieten zu können. Diese Zuordnung muss auf jeden Fall veränderbar sein, falls in der Rechtesituation eine Veränderung eintritt.
- Entwurf eines Service Level Agreements und Kostenschätzung für die Kooperation nach Projektende: Beides wird zu einem möglichst frühen Zeitpunkt im Projekt erwartet, damit nach der Testphase ein Echtbetrieb in einem realistischen Erwartungsrahmen und mit mittelfristig angemessener Ressourcen-Allokation auf Seiten der SUB Hamburg gestartet werden kann. In die abzuschließende Vereinbarung gehen die Erfahrungswerte der Erprobungsphase ein, darunter auch der Aufwand der BSB für Beratung und technischen Support.

Die Speicherung der Archivkopien im Speichersystem der BSB München am LRZ im Projektrahmen schließt derzeit nicht ihren Eingang in das weiterführende System der Langzeitarchivierung der BSB für eine umfassende Risikobewertung und Erhaltungsplanung (Preservation Planning) ein. Dies ist jedoch für die SUB Hamburg eine Option über das laufende Projekt hinaus, die in eine weitere Phase der Kooperation eingehen könnte, abhängig vor allem auch von der künftigen Strategie der SUB Hamburg hinsichtlich der Langzeitarchivierung ihrer E-Pflicht-Dokumente.

Der Einstieg in die Website-Archivierung im Rahmen des laufenden Projekts erlaubt es der Pilotanwenderin SUB Hamburg, mit der Bayerischen Staatsbibliothek als Anbieterin kooperativ die Rahmenbedingungen für eine tragfähige Dienstleistung zu ermitteln und im Testbetrieb schrittweise zu verfeinern.

5. Laufendes DFG-Projekt zur kooperativen Nutzung von Infrastrukturen zur Webarchivierung

Der konstruktive Austausch und die gute Zusammenarbeit zwischen BSB und SUB Hamburg sind wichtige Grundsteine für die geplante Entwicklung und Umsetzung eines weitgreifenden Dienstleistungsmodells, mit dem die an der BSB bereits aufgebauten Infrastrukturen für die Webarchivierung ausgebaut und von anderen Institutionen nachgenutzt werden können. Der testweise Aufbau eines solchen Services steht im Zentrum eines aktuell laufenden und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts an der Bayerischen Staatsbibliothek. Die im Rahmen eines umfassenden Harvestings von Websites aus dem Bereich der Virtuellen Fachbibliotheken gesammelten Erfahrungen der BSB wie auch die ersten Testergebnisse und Anforderungen der SUB Hamburg haben seit Mitte 2013 dazu beigetragen, die oftmals komplexen Fragestellungen der Webarchivierung genauer zu beleuchten und die bereits bestehenden Workflows und verwendeten Tools weiter zu optimieren bzw. auszubauen. Die derzeitigen Arbeitsschwerpunkte bilden erstens der Aufbau einer Service-Infrastruktur für die Webarchivierung, die alle Anforderungen der SUB Hamburg umsetzt, grundsätzlich unabhängig ist vom BSB-Workflow und darüber hinaus die Integration weiterer Servicenehmer möglich macht. Zweitens die Entwicklung eines Service Level Agreements, das die bisher informelle Zusammenarbeit zwischen BSB und SUB Hamburg mittelfristig auf feste rechtliche Beine stellen kann und auch als Muster für zukünftige Kooperationen mit weiteren Partnern dienen soll. Dabei sind insbesondere auch die rechtlichen Rahmenbedingungen eines derartigen Kooperationsmodells genauer zu beleuchten und abschließend zu bewerten.

Der anvisierte Aufbau eines möglichst niedrigschwelligen Servicemodells zum Projektende Mitte 2015 soll es Gedächtnis- und forschungsorientierten Institutionen ermöglichen, bei der Sammlung, Erschließung und Archivierung von Websites selbst aktiv werden und so neue wissenschaftsorientierte Informationsdienstleistungen für ihre Endnutzer anbieten zu können, ohne dafür selbst eine komplette technische Infrastruktur aufsetzen zu müssen.

Literaturverzeichnis

- Aubry, Sara: Introducing Web Archives as a New Library Service: the Experience of the National Library of France. In: *Liber Quarterly* 20 (2010), H. 2, S. 1-21: [urn:nbn:nl:ui:10-1-113591](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:nl:ui:10-1-113591).
- Durantaye, Katharina de la: *Allgemeine Bildungs- und Wissenschaftsschranke*. Münster: Monsenstein und Vannerdat, 2014.
- Euler, Ellen; Steinhauer, Eric W.: Digitale Langzeitarchivierung: Das Kulturelle Gedächtnis und die Digitale Amnesie. In: *AWV-Informationen Special – Webarchivierung 2012*, S. 30-33.
- Euler, Ellen; Steinhauer, Eric W.: Pflichtexemplare im digitalen Zeitalter – Ist alles geregelt oder besteht Nachbesserungsbedarf? In: Oliver Hinte; Eric W. Steinhauer, (Hg.): *Münster: Monsenstein und Vannerdat, 2014, S.109-140.*

- Hagenah, Ulrich; Helm Anett: Die elektronische Pflicht in den Bundesländern: Hamburg. In: Bibliotheksdienst 47 (2013), H. 8/9, S. 619-623.
- Heckmann, Jörn; Weber, Marc Philipp: Elektronische Netzpublikationen im Lichte des Gesetzes über die Deutsche Nationalbibliothek. In: AfP – Zeitschrift für Medien- und Kommunikationsrecht 39 (2008), H. 3, S. 269-276.
- Kahle, Brewster: Preserving the Internet. In: Scientific American, 276 (1997), H. 3, S. 82-83.
- Naumann, Kai: Gemeinsam stark. Webarchivierung in Baden-Württemberg, Deutschland und der Welt. In: Archivar 65 (2012), H. 1, S. 3-41.
- nestor-Kompetenznetzwerk Langzeitarchivierung: Digitale Langzeitarchivierung als Thema für den 3. Korb zum Urheberrechtsgesetz. Urheberrechtliche Probleme der digitalen Langzeitarchivierung.
http://files.dnb.de/nestor/berichte/nestor-Stellungnahme_AG-Recht.pdf (28.08.2014).
- UNESCO: Charta zur Bewahrung des Kulturerbes. Verabschiedet von der 32. UNESCO-Generalkonferenz, Paris. 7. Oktober 2003.

Zeitungssuche interaktiv – Der neue ZDB-Webkatalog

Jessica Hubrich, Deutsche Nationalbibliothek

Hans-Jörg Lieder, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Zusammenfassung:

Die Zeitschriftendatenbank (ZDB) bietet als weltweit größte Datenbank für fortlaufende Sammelwerke umfangreiche Informationen zu mehr als 60000 Zeitungen, die in deutschen und österreichischen Bibliotheken vorgehalten werden. Im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts soll ein neuer ZDB-Webkatalog entstehen, der bessere Unterstützung für eine Vielzahl von Recherchen bietet als der aktuelle ZDB-OPAC und mittels interaktiver Visualisierungen komplexe Zusammenhänge zwischen verschiedenen Zeitungen sichtbar werden lässt. Dieser Beitrag informiert über das Projekt zur ZDB-Weiterentwicklung und gibt Einblicke in einige zentrale Funktionalitäten des zukünftigen ZDB-Webkatalogs, auf die sich Wissenschaftler/innen, Bibliothekar/innen und Endnutzer/innen 2015 freuen können.

Summary:

The German Union Catalogue of Serials (Zeitschriftendatenbank, ZDB) is the world's largest dedicated database for serials of all kinds. It contains extensive information about more than 60.000 newspapers being held in about 4.400 German and Austrian libraries. In a project funded by the German Research Foundation, a new ZDB web catalogue is being created which will provide better support for a wider range of newspaper search functions than the current ZDB OPAC. Interactive graphic representations allow for intuitive and clear visualisations of complex interconnections between different newspapers. The paper describes the ZDB project and highlights some significant features of the forthcoming ZDB web catalogue which will be available in 2015.

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S305-311](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S305-311)

1. Ausgangslage: Die Zeitschriftendatenbank (ZDB)

Die Zeitschriftendatenbank (ZDB) ist im deutschsprachigen Raum das zentrale Nachweisinstrument für Zeitschriften, Zeitungen, Schriftenreihen und andere periodisch erscheinende Veröffentlichungen. Sie weist zurzeit ca. 1,7 Millionen Titel in allen Sprachen von ca. 1500 bis zur Gegenwart nach, darunter ca. 60000 Zeitungen. In ihr enthalten sind zudem ca. 13,5 Millionen Bestandsangaben von ca. 4400 deutschen und österreichischen Bibliotheken. Auf dem Weg zur weiteren Internationalisierung der ZDB werden gegenwärtig Metadaten einschließlich Links auf digitale Images und Volltexte in einem Umfang von ca. 30 Millionen Zeitungssseiten in die Datenbank eingearbeitet. Diese Metadaten beschreiben Bestände aus zahlreichen Bibliotheken Europas und werden als Ergebnis des „Europeana Newspapers“-Projekts¹ integriert.

1 <http://www.europeana-newspapers.eu/>(13.11.2014).

Aufgrund ihres umfangreichen Inhalts fungiert die ZDB in diversen Großprojekten als zentrale Datengrundlage und wird für Datenselektionen und statistische Auswertungen genutzt. Die Verantwortung für den Betrieb und die Weiterentwicklung liegt bei der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB) und der Deutschen Nationalbibliothek (DNB).

Wegen der Bedeutung, die dem Medium Zeitung vor allem für die historische Forschung zukommt, wurde bereits vor einigen Jahren im alten ZDB-OPAC als eine Adhoc-Maßnahme eine spezifische Unterseite für die Suche nach Zeitungen und Zeitungsdigitalisaten eingerichtet. Die Seite bleibt jedoch hinter den Anforderungen zurück, die Wissenschaft, Bibliotheken und Endnutzer an ein zeitgemäßes Retrievalinstrument stellen. Für ortsbezogene Suchen steht ein Drill-Down-Menü für Erscheinungsländer zur Verfügung, für zeitbezogene Recherchen, die im Zeitungskontext eine signifikante Rolle spielen, finden Informationssuchende jedoch keine Unterstützung. Die umfangreichen in der ZDB enthaltenen Informationen zu den zwischen verschiedenen Zeitungen bestehenden Verbindungen, z.B. Vorgänger-Nachfolger-Relationen, können zudem derzeit nur mühsam eruiert werden, da jeweils nur die unmittelbaren Relationen einer Zeitung angezeigt werden.

2. Das ZDB-Projekt: Projektrahmen und Zielsetzung

Im Rahmen eines DFG-Projekts wird zur Zeit ein neuer ZDB-Webkatalog erstellt, der unter Nutzung neuester Technologien nicht nur optimierte Unterstützung für zeitungsbezogene Recherchen bieten wird, sondern durch interaktive Visualisierungen auch die in der ZDB enthaltenen komplexen Relationsgefüge sichtbar werden lässt. Das Projekt ist Teil eines größeren Gemeinschaftsprojekts, das von der DFG gefördert wird und an dem sich insgesamt 6 Bibliotheken beteiligen: die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, die Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, die Staats- und Landesbibliothek Dresden, die Deutsche Nationalbibliothek, die Universitäts- und Landesbibliothek Halle sowie die Bayerische Staatsbibliothek. Im Gemeinschaftsprojekt sollen innerhalb von zwei Jahren (05/2013 – 04/2015) verschiedene Digitalisierungswege und -methoden erprobt und das Angebot von digital verfügbaren deutschsprachigen historischen Zeitungen insgesamt erweitert werden. Zusätzlich sind Funktionsanpassungen des DFG-Viewers, der Digitalisierungssoftware Goobi² und der Endnutzerschnittstelle der ZDB vorgesehen.

Für das von der DNB und der SBB durchgeführte Teilprojekt „Weiterentwicklung der Zeitschriftendatenbank (ZDB) zum Steuerungs- und Nachweisinstrument für Zeitungsdigitalisierungsprojekte und für Zeitungen“ ist eine Laufzeit von einem Jahr angesetzt. Im Fokus stand zunächst die Optimierung der Sicht auf Zeitungen in der ZDB. Die nähere Beschäftigung mit den auf diversen Workshops ermittelten Anforderungen hat jedoch deutlich werden lassen, dass diese für die ZDB insgesamt und nicht nur für den Teilbereich der Zeitungen relevant sind. Daher entsteht nun im Rahmen des Projekts ein neuer ZDB-Webkatalog, in dem die Unterstützung von Recherchen zu zeitungsbezogenen Fragestellungen einen wichtigen, aber nicht ausschließlichen Anwendungsfall darstellt. Der neue ZDB-Webkatalog setzt auf einer neuen technischen Plattform auf, die sich durch die strikte Trennung von Backend, Zwischenschicht und Frontend auszeichnet und somit größtmögliche

2 <http://www.goobi.org/> (13.11.2014).

Flexibilität für zukünftige Weiterentwicklungen bietet, und die Präsentation der Daten in einer neuen und zeitgemäßen Oberfläche ermöglicht. Nach extensiven Vorarbeiten wurden die konkreten Projektarbeiten im Februar dieses Jahres begonnen. Der neue ZDB-Webkatalog wird als Betadienst ab Frühjahr 2015 angeboten und für eine Übergangszeit neben dem bisherigen ZDB-OPAC nutzbar sein. Schrittweise werden dann alle Funktionalitäten in den neuen ZDB-Webkatalog integriert, bevor der gegenwärtige OPAC abgestellt wird.

3. Zeitungssuche im zukünftigen ZDB-Webkatalog

Im zukünftigen ZDB-Webkatalog wird es keine separate Zeitungssicht mehr geben, da die für Zeitungen relevanten Funktionen für andere Medientypen gleichermaßen bedeutsam sind. Informationssuchende haben aber natürlich die Möglichkeit, über angebotene Facetten eine Einschränkung auf den Medientyp „Zeitung“ vorzunehmen. Auch Verbreitungsorte von Zeitungen sowie deren Erscheinungsfrequenz können über Facetten ausgewählt werden. Zudem wird der neue ZDB-Webkatalog weitere Funktionen bieten, durch die der Zugriff auf Zeitungen signifikant verbessert wird.

Zeit- und ortsbezogene Recherchen, die im Zeitungskontext eine besondere Rolle spielen, werden durch eine einstellbare Zeitleiste und Selektionsmöglichkeiten von Erscheinungsländern unterstützt (s. Abb.1). Über ein neben dem Suchfeld stehendes Drill-Down-Menü kann auch der Verbreitungsort von Zeitungen als spezifisches Suchkriterium angewählt werden, wobei eine Autosuggest-Funktion Informationssuchende bei der Eingabe des gesuchten Verbreitungsortes unterstützt.

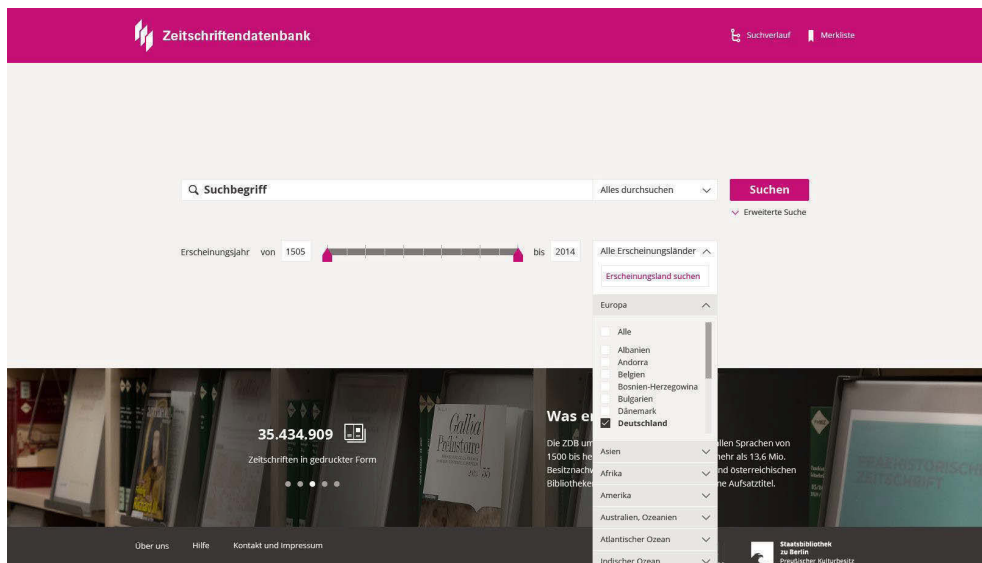


Abb. 1: Startseite des neuen ZDB-Webkatalogs (Designentwurf)

Eine Zeitleiste kann auch auf der Suchergebnisseite zur nachträglichen zeitlichen Treffereinschränkung genutzt werden. Für die Suche nach Verbreitungsorten von Zeitungen wird zudem unter Nutzung von Ortskoordinaten, die in der Gemeinsamen Normdatei (GND) gespeichert sind, eine Geovisualisierung angeboten werden. Allerdings wird es sich hier auch bei Produktivnahme des neuen ZDB-Webkatalogs im Frühjahr 2015 zunächst um eine noch im Aufbau befindliche Funktion handeln, da zur Zeit in der GND lediglich Koordinaten von etwa einem Drittel der im ZDB-Datenbestand vorkommenden Verbreitungsorte nachgewiesen sind. Eine nachträgliche Anreicherung der Normdatei ist in Planung.

3.1. Netzwerkgraph

Die Komplexität der häufig von Veränderungen geprägten Publikationsform „Zeitung“ ist in der ZDB durch verschiedene Verknüpfungen abgebildet. Die Namen einzelner Titel ändern sich, es gibt Vorgänger und Nachfolger, wechselnde Verlage und Beilagen sowie unterschiedliche Parallelausgaben. Allerdings erlauben die Verknüpfungen gegenwärtig lediglich eine Schlüssellochperspektive auf diese Komplexität, da nur schrittweise navigiert werden kann und der jeweilige Blick auf nur einen Datensatz dem leichten Erfassen des Gesamtzusammenhangs entgegensteht. Die graphische Visualisierung in Form eines Netzwerkgraphen wird hier Abhilfe schaffen. Ausgehend von einer ausgewählten Zeitung wird entweder deren unmittelbarer Kontext dargestellt – vorhandene Vorgänger, Nachfolger, Parallelausgaben und Beilagen, die ggf. jeweils wieder expandiert werden können – oder es wird ein vollständiger Netzwerkgraph mit sämtlichen Verästelungen angezeigt. Weil selbst eine grafische Darstellung im Einzelfall unübersichtlich wird, kann die Darstellung auf einzelne Relationstypen begrenzt werden – unterschieden wird zwischen folgenden Titelrelationen: hat Vorgänger, hat Nachfolger, hat Parallelausgabe, ist Beilage zu, enthält Beilage. Aus Gründen der Übersichtlichkeit werden nur unidirektionale Relationen ausgehend vom Ausgangstitel angezeigt. Nachfolgende Grafik bietet ein Beispiel für die anvisierte Darstellung.

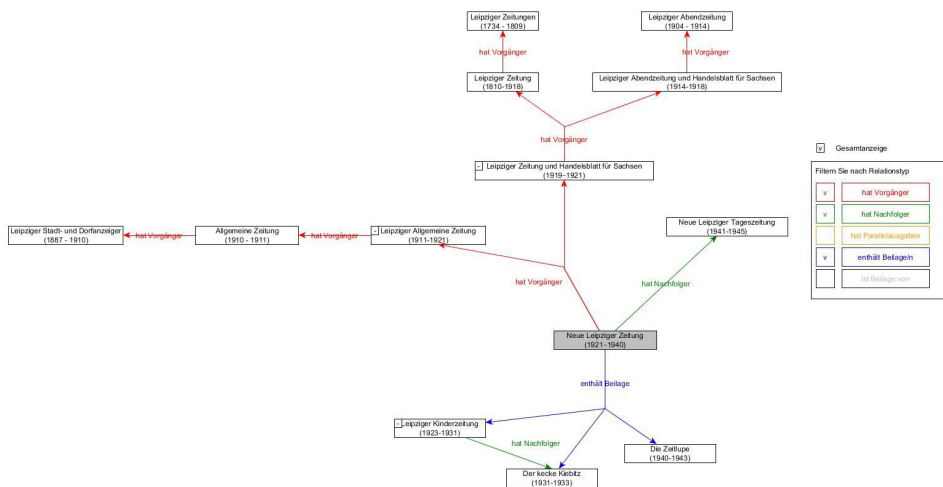


Abbildung 2: Darstellung des Relationsgeflechts der Neuen Leipziger Zeitung als Netzwerkgraph (Mockup)

3.2. Zeitungsstammbaum (Titel- und Beilagenhistorie)

Eine weitere Sicht auf zwischen Zeitungen bestehende Beziehungen präsentiert der „Zeitungsstammbaum“, der auch für andere Materialtypen von Bedeutung ist und daher einer generalisierenden Benennung bedarf. Differenziert werden kann zwischen Titel- und Beilagenhistorie.

In der Titelhistorie werden mittelbare und unmittelbare Vorgänger und Nachfolger eines Ausgangstitels in chronologischer Abfolge abgebildet, wenn für diese in der ZDB normierte Zeitangaben hinterlegt sind. Über eine Zeitleiste kann die Titelhistorie auf einen bestimmten zeitlichen Ausschnitt beschränkt werden. Durch eine klare Markierung wird kenntlich gemacht, welcher zeitliche Ausschnitt der Titelhistorie aktuell auf dem Bildschirm sichtbar ist. Die Zeitleiste kann auch genutzt werden, um zu eruieren, welche Zeitung zu welchem Zeitpunkt das entsprechende Pendant der Ausgangszeitung war. Nachfolgende Abbildung skizziert eine Titelhistorie.

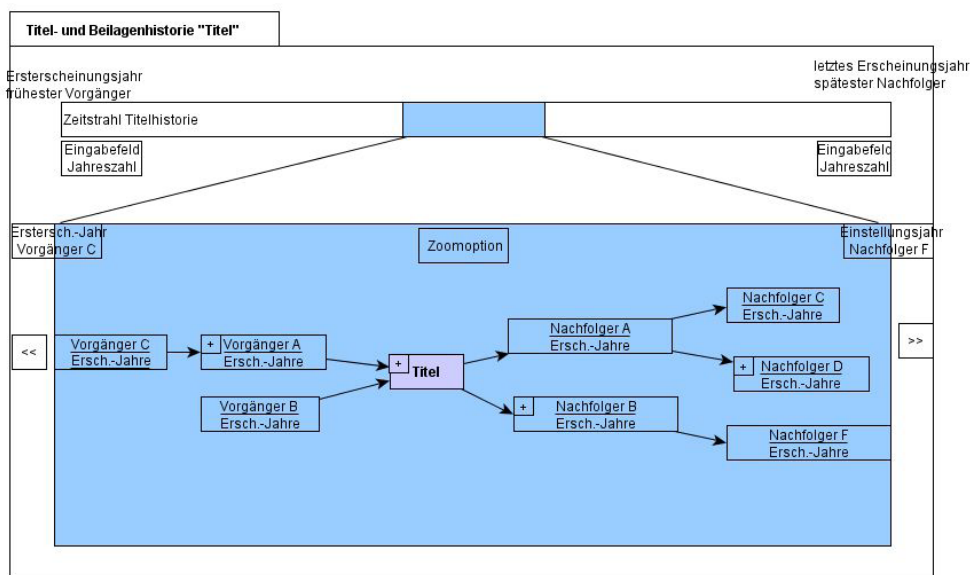


Abb. 3: Schematische Darstellung einer Titelhistorie (Mockup)

Die Beilagenhistorie ist ein in der Titelhistorie integriertes optionales Feature. Sie kann für jede Zeitung in der Titelhistorie aufgerufen werden, wenn entsprechende Beilagen vorhanden sind. Sind in der ZDB zu den enthaltenen Beilagen normierte Zeitangaben zum Erscheinungsverlauf hinterlegt, werden diese genutzt, um die Beilagen in ihrem zeitlichen Verlauf abzubilden. Wie dies aussehen könnte, zeigt ein Screenshot aus einem Prototyp für die Zeitungssuche, der im Vorfeld des Projekts entwickelt wurde, um zu testen, ob die anvisierte technische Plattform für die Umsetzung der Anforderungen an die Zeitungssuche geeignet ist.

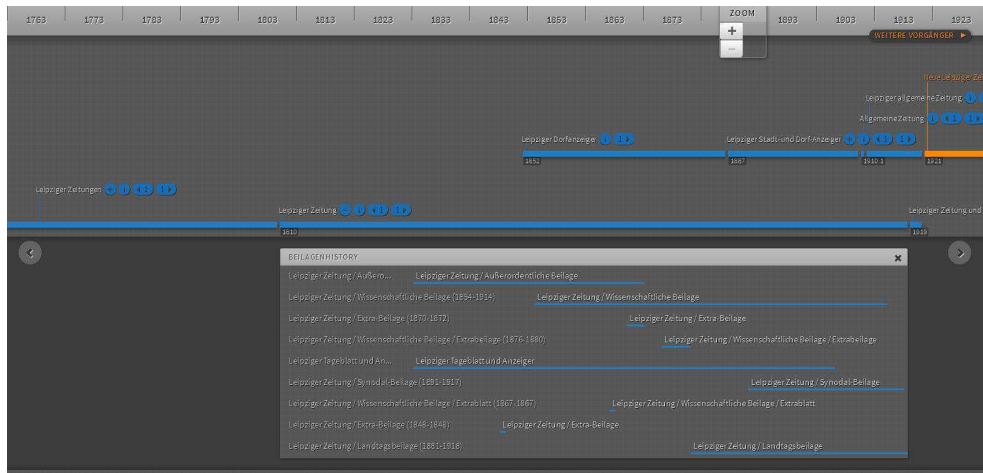


Abb. 4: Beilagenhistorie der Leipziger Zeitung (Screenshot aus DNB-Prototyp für die Zeitungssuche)

3.3. Digitalisierungsstatus und Bestandsvergleich

Neben den skizzierten Recherchemöglichkeiten und Visualisierungen erfordert der verstärkte Fokus der ZDB auf Steuerungsfunktionen für bibliothekarische Digitalisierungsvorhaben weitere verbesserte Services. So kann im neuen ZDB-Webkatalog auf der Seite der erweiterten Suche durch einfache Auswahl einer Checkbox nach geplanten Digitalisierungen eines Titels gesucht werden. Über den Digitalisierungsstatus eines bestimmten Titels – Digitalisierungsmaster / layoutgetreue Digitalisierungen / geplante Digitalisierung – kann auch durch Wahl einer Facette Klarheit gewonnen werden.

Bei kooperativen Digitalisierungsvorhaben, zu denken ist etwa an Zeitungen und Zeitschriften in den groß angelegten VD-Projekten, musste bislang relativ mühsam ermittelt werden, welche Bibliothek über die jeweiligen Bestände bzw. Bestandssegmente verfügt. Wegen fehlender entsprechender Funktionalitäten im ZDB-OPAC werden diese Auswertungen zentral von den ZDB-Teams durchgeführt und an die interessierten Bibliotheken übermittelt. Künftig wird ein visualisierter Bestandsvergleich (s. Abb. 5) hier Abhilfe schaffen. Auf einen Blick wird klar erkennbar, in welcher Bibliothek die meisten Jahrgänge eines Titels oder besonders seltene Bestandssegmente vorhanden sind. Digitalisierende Bibliothekarinnen und Bibliothekare werden sich so selbständig auf einfache Weise über die Verfügbarkeit der analogen Originale informieren können.

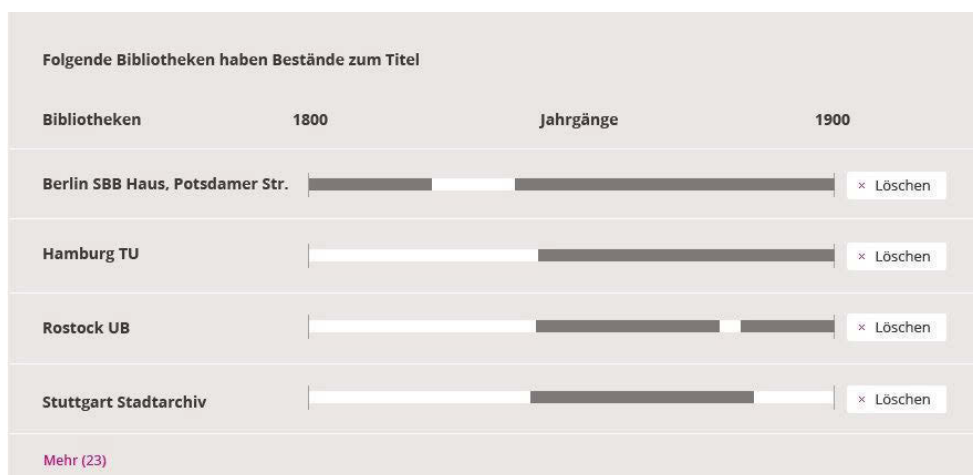


Abb. 5: Visualisierter Bestandsvergleich (Mockup)

4. Zusammenfassung und Ausblick

Der wichtigste Vorteil des neuen ZDB-Webkatalogs liegt sicherlich in der Abkehr von dem bisherigen OPAC-Modell, das stark auf den bibliographischen Nachweis eines Titels und den dazugehörigen Bibliotheksstandorten abzielte. Durch die Verwendung moderner Webtechnologien und das Zusammenspiel mit neuen Präsentationsformen und -werkzeugen wird der künftige ZDB-Webkatalog weitaus intuitiver zu benutzen sein und besser verstehbare Ergebnisse liefern. Die bislang für die Benutzung des OPAC benötigte Fachkompetenz wird, soweit dies möglich ist, nicht mehr den Nutzer/innen abverlangt, sondern so in die Software eingebettet, dass eine möglichst unkomplizierte, an zeitgemäßen Nutzererwartungen orientierte Bedienung möglich sein wird.

Selbstverständlich basieren sämtliche Software-Funktionalitäten auf einer soliden Datenbasis, und neue Anwendungsfälle können nicht immer vollständig innerhalb des bisherigen Datenmodells abgebildet werden, wie z.B. die teilweise Nichtverfügbarkeit von Geokoordinaten belegt. Die Anpassung der ZDB-Daten an moderne Such- und Präsentationsformen wird deshalb eine über das Projekt hinaus bestehende Aufgabe bleiben und zeigt – erneut – die Wichtigkeit einer zentralen, andauernden Redaktionstätigkeit durch die damit befassten ZDB-Teams in Berlin und Frankfurt.

Tagungsberichte

Der Nutzer als besserer Fachreferent?

Am 9. Juli 2014 veranstaltete der VDB-Regionalverband Südwest in Kooperation mit der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt / Main eine Fortbildungsveranstaltung zum Thema „Der Nutzer als besserer Fachreferent?“, die sich mit Formen von und Erfahrungen mit nutzergesteuerter Erwerbung (PDA) in wissenschaftlichen Bibliotheken beschäftigte.

Die Veranstaltung stieß auf großes Interesse: Über 60 Kolleginnen und Kollegen – überwiegend aus Hessen und dem Südwesten – nahmen daran teil und diskutierten lebhaft über die Themen.

Am Vormittag richtete sich der Fokus auf die Modelle nutzergesteuerter Erwerbung im E-Book-Bereich der Anbieter Ebrary (Dr. Irene Schumm, UB Mannheim), EBL (Dr. Klaus Junkes-Kirchen, UB Frankfurt / Main) und MyiLibrary (Katharina Krug, UB Kassel). Am Nachmittag wurde der Themenkreis um ein noch relativ neues Angebot nutzergesteuerter Erwerbung für gedruckte Bücher erweitert (Birgit Otzen, USB Köln), das eigenständig oder auch als Ergänzung zu PDA für E-Books verwendet werden kann.



Abb.1: Zu Gast in der Deutschen Nationalbibliothek. Foto: Heidrun Wiesenmüller

Die Beiträge machten anschaulich, dass diese Modelle durch ihre unterschiedliche Ausrichtung und Komplexität sehr leistungsfähig sind und durchaus Chancen bieten, die Nutzerinnen und Nutzer stärker in den Bestandsaufbau einzubinden. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, dass die Modelle den vielfältigen Bedürfnissen und Erwartungen der Bibliotheken noch nicht in allen Punkten genügen. Abgerundet wurde der Fortbildungsblock mit einem Beitrag zur Rolle einer Verbundzentrale im Kontext nutzergesteuerter Erwerbung (Rita Albrecht, HeBIS Verbundzentrale).

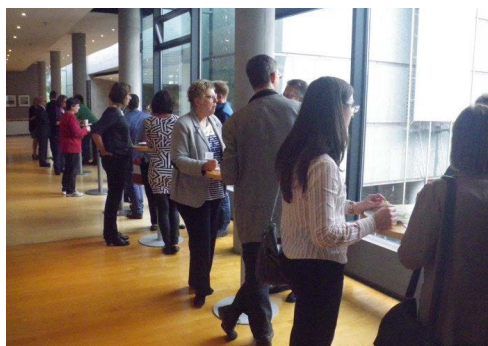


Abb.2: Rege Pausengespräche. Foto: Heidrun Wiesenmüller

Wie zu erwarten war, präsentierte die Veranstaltung keine Musterlösungen oder gar eine abschließende Antwort auf die provokative Leitfrage der Veranstaltung, dafür aber reichlich Praxiswissen, Anregungen und Austausch für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema.

Die Präsentationen zu allen fünf Referaten können auf der Veranstaltungsseite abgerufen werden: <http://www.vdb-online.org/veranstaltungen/644/> (14.10.2014). Ein herzlicher Dank an alle Referentinnen und Referenten für ihre Beiträge und die Bereitstellung der Folien!

Robert Scheuble, Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S312-313](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S312-313)

Statt endloser Berufsbild-Debatte: anforderungsgerechte Tätigkeiten wissenschaftlicher Bibliothekare planen und gestalten

Bericht über die VDB-Fortbildungsveranstaltung am 30. September 2014 in Frankfurt / Main

Die zweite Veranstaltung der VDB-Fortbildungsoffensive in Hessen, dieses Mal auf dem Campus Westend der Johann Wolfgang Goethe-Universität, bot vor allem denen, die ihre Arbeit reflektieren, nicht völlig in den Details des beruflichen Alltags aufgehen und in die Zukunft blicken wollen, reichlich Anregungen und Gesprächsstoff. Dr. Rainer Plappert (UB Erlangen-Nürnberg), Vorsitzender des veranstaltenden Regionalverbands Bayern, begrüßte 40 ganz überwiegend wissenschaftlich vorgebildete Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Hessen, den benachbarten Bundesländern und der Schweiz.



Abb. 1: Campus Westend. Foto: Gerhard Stumpf

Als Einstieg zur Veranstaltung passend, verband Ulrike Scholle (UB Duisburg-Essen) ihren Vortrag „Wissenschaftliche/r Bibliothekar/in: ein Beruf oder viele?“ mit einer empirischen Komponente (die Teilnehmenden wurden gebeten, die Zeitanteile ihrer Tätigkeiten in ein Raster einzutragen) und einer ausgiebigen Diskussion zu einer Art Workshop. Dabei erläuterte sie die Ergebnisse einer VDB-Arbeitsgruppe, die 2013/14 die Veränderungen im Tätigkeitsspektrum von Bibliothekar/innen mit wissenschaftlicher Vorbildung untersuchte und zu dem Positionspapier gelangte, das zum Bremer Bibliothekartag vorgestellt wurde. Ergänzend konnte auf eine analoge Berufsbild-Aktualisierung der Interessengruppe Wissenschaftliche BibliothekarInnen Schweiz (IG WBS) rekurriert werden. Zu einer außerordentlich regen Diskussion führten dann akute und akzentuierte Fragen: Wozu brauchen Bibliotheken überhaupt Personal mit Hochschulstudium bzw. Stellen des Höheren Dienstes? Auch die Zielrichtung des Positionspapiers stand zur Debatte: Soll es die aktuelle Vielfalt der Anforderungen und Tätigkeiten abbilden – was z.B. Berufsanfänger verunsichern kann – oder verfolgt es eine berufspolitische Zielrichtung? Frau Scholle betonte die bewusst nicht akademische Herangehensweise; das vorgelegte Papier sei eine Ausgangsbasis für weitere Diskussionen. Der ebenfalls teilnehmende VDB-Bundesvorsitzende Dr. Klaus-Rainer Brintzinger kündigte hierzu ein Round Table für Frühjahr 2015 an, wobei man sich davor hüten wolle, vorrangig Selbstschau zu betreiben.

In seinem Beitrag „Wissenschaftliche BibliothekarInnen – Qualifizierungswege und formale Anpassungsprobleme durch unterschiedliche Qualifikationsebenen“ lenkte Prof. Achim Oßwald (FH Köln) den Blick darauf, dass die Hochschulen bzw. Ausbildungsstätten mit ihren Bologna-Studiengängen inzwischen für eine bedarfsgerechte Qualifizierung für den wissenschaftlichen Dienst bzw. Leitungsfunktionen in Bibliotheken gut aufgestellt sind. Es gibt fachlich differenzierte, aber formal gleichwertige Qualifikationsprofile, so dass Bibliotheken auf formal einheitlicher Grundlage für unterschiedliche Aufgaben gezielt die passenden Absolvent/innen aus-/weiterbilden lassen und einstellen können. Freilich reagiert das Laufbahnrecht verzögert auf diese Entwicklung, doch

handelt es sich dabei um ein Übergangsphänomen, von dem man sich nicht entmutigen lassen darf. Klaus-Rainer Brintzinger gab zu bedenken, dass der fachliche Masterabschluss in den Universitäten weithin als Regel-Qualifikation für Stellen des höheren Dienstes gilt. Hemmend innerhalb der Hochschulen und Bibliotheken wirkt aber auch die noch verbreitete Orientierung an traditionellen Qualifikationsmustern, so dass Qualifizierungswillige zu selten ermutigt werden. In der Diskussion wurde dafür plädiert, Fachspezialisierung und Managementkompetenz stärker zu entkoppeln. Schließlich wurde darauf hingewiesen, dass es für die Arbeitgeber zunehmend problematisch wird, dass unter den Absolvent/innen kaum gut ausgebildete IT-Fachleute sind. Der Referent sieht im Angebot differenzierter Qualifikationen einen Ansatz, auch diesem Mangel längerfristig abzuhelpfen.



Abb. 2: Interessierte Teilnehmende. Foto: Gerhard Stumpf

Dr. Achim Bonte (SLUB Dresden) ging in seinem Referat „Der wissenschaftliche Dienst in der digitalen Bibliothek“ von der These aus, dass das Fachreferentensystem keine Zukunft hat, weil die notwendigen Stellen für Management, Stabs- und Sonderaufgaben darin zwangsläufig aus den Fachreferentenstellen gespeist, diese schleichend umgewidmet oder bestimmte Aufgaben auf temporäre Projektmitarbeiter oder externe Firmen verlagert werden und damit die Bibliothek zukunftsrelevantes Know-how verliert. Das gilt besonders für die Herausforderungen der digitalen Revolution, die weder nebenbei noch durch ständiges „Draufsatteln“ zu bewältigen sind. Bonte geht davon aus, dass die Destabilisierung des traditionellen Systems unvermeidlich fortschreitet. An der SLUB Dresden sieht man in einer Konzentration auf Wesentliches einen Ausweg, gemäß der Erkenntnis, dass jede Bibliothek heute genügend Merkmale zusammen bringen muss, die sie vor der Konkurrenz auszeichnen und von ausreichend vielen Menschen als Mehrwert geschätzt werden. Prioritäten setzen heißt allerdings immer auch Posterioritäten festzulegen (z.B. hat sich die SLUB aus der Subito-Dokumentlieferung verabschiedet). In der Überzeugung, dass der wissenschaftliche Dienst künftig wichtiger ist denn je, wurden vier Typen wissenschaftlich vorgebildeter Beschäftigter definiert:

- Wissensmanager, die sich vor allem um die regionale Studierendenversorgung kümmern,
- Forschungsbibliothekare für streng ausgewählte Bereiche, in denen die Bibliothek im Fach wirklich mitreden kann (z.B. Gegenwartskunst, Musikwissenschaft),
- IT-Spezialisten (die man jedenfalls im Haus haben muss),
- sonstige Experten (z.B. für betriebliche Steuerung, Ausbildung):

Ein Umbau des Fachreferentensystems in eine solche Struktur erfordert u.a. schonungslose Ehrlichkeit bei der Bestandsaufnahme, das Bekenntnis zu unternehmerischem Denken und eine tatsächliche Akzeptanz der unterschiedlichen Berufstypologie. Dem gegenüber stellt Bonte bei vielen Bibliotheken strategische Defizite fest. Herausforderungen und Gefahren werden unterschätzt, die Umsetzung von Strukturänderungen ist zu langsam, und überhaupt mangelt es an Zukunftskonzepten. Mit diesem kritischen Plädoyer für ein Umsteuern ging es nach kurzer Diskussion in die Mittagspause.

Danach berichtete Dr. André Schüller-Zwierlein aus der UB der LMU München von dem dort in Kauf zu nehmenden Zwang zum Multitasking, dem gerade die wissenschaftlichen Bibliothekare ausgesetzt sind. Multitasker dürfen aber nicht sich selbst überlassen, sondern müssen gemanagt werden, wenn auch ein eigentliches Training des Multitasking nicht möglich ist. Eine gründliche Analyse der Vor- und Nachteile des Zwanges, stets mehrere Aufgaben gleichzeitig oder in raschem Wechsel im Blick zu haben, gehört dazu. Multitasking kann projekthemmend oder projektfördernd, strategiefördernd oder -hemmend sein. Es erfordert geklärte betriebliche Strukturen und methodische Unterstützung, z.B. gute Dokumentation und das Vorhalten relevanter Daten an einer Stelle, Fortbildung in Projekt- und Selbstmanagement und in fachlichen Themen, familienfreundliche Arbeitsmodelle (da auch private Probleme zur kognitiven Belastung beitragen). Ebenso werden standardisierte Geschäftsgänge und Kommunikationswege und effizienzsteigernde Tools für deren Unterstützung und zum Controlling benötigt. Die UB der Universität München versucht ihr multitaskendes Führungspersonal auch damit zu entlasten, dass die Vermittlung von Informationskompetenz wo möglich mit E-Tutorials bestritten, keine verbale Sacherschließung mehr geleistet wird, usw. In der Diskussion betonte Klaus-Rainer Brintzinger die Sonderstellung der LMU München, an der die mühsame Aufgabe, das zersplitterte Bibliothekssystem organisatorisch zu straffen, Priorität hat. Der Referent sieht in den konventionellen Bibliothekstätigkeiten noch einigen Spielraum für mehr Effizienz.

An der UB Gießen gibt es, wie Claudia Martin-Konle berichtete, seit 2002 organisatorische Vorgaben für die „klassische“ Fachreferatsarbeit (Bibliotheksortnung, Vereinbarungen zwischen Hochschulleitung und Bibliothek). Die Erwerbungs kompetenz (Titelauswahl) wurde an die Wissenschaftler/innen abgegeben; es ist aber Aufgabe der Fachreferate, deren Wahrnehmung zu begleiten. Beim Fachreferat liegt auch die Etatverantwortung (inkl. Berufungsmittel). Hoch ist in Gießen die Beteiligung des höheren Dienstes an Schulungen (73 %). Das Fachreferat und die Leitung einer Teilbibliothek lasten z.B. die Referentin zu 100 % aus. Dadurch fehlen freie Kapazitäten für manche wünschenswerte Aktivitäten (z.B. Bestandsumstellung auf RVK, E-Learning, Open Access, Digitalisierung). Wenn wegen der Eingliederung der Teilbibliotheken in die Zentralbibliothek in einigen Jahren mehrere Leitungsfunktionen wegfallen werden, kann dies neben einer Arbeitsentlastung auch einen Verlust der damit verbundenen intensiven Kontakte zum Fachbereich bedeuten. Für die Erfüllung dieser Aufgaben kommt es aber weniger auf das spezifische Fachwissen als auf die aus der wissenschaftlichen Ausbildung als solcher resultierenden Kompetenzen an.

Ein wirklich neues perspektivisches Arbeitsfeld zeigte Lambert Heller in seinem abschließenden Vortrag auf. Seit 2013 gibt es an der TIB Hannover das Open Science Lab als Beitrag zum

Forschungsverbund Science 2.0 der Leibniz-Gemeinschaft. Da „online“ in der Wissenschaft noch nicht genügend angekommen ist, widmet man sich hier der Einübung in offene kollaborative Arbeitsweisen, z.B. „Book sprints“, bei denen das lebendige Wissen in den Köpfen von Expert/innen in kurzer Zeit aktiviert wird. Bei den Forschungsinformationssystemen besteht die Gefahr, dass Neuentwicklungen aufgekauft und in proprietäre Systeme der großen Cloud-Anbieter integriert werden. Ein Gegenbeispiel mit freier Software ist VIVO WGL Science 2.0. Sicher ist das Open Science Lab kein direktes Muster für die meisten wissenschaftlichen Bibliotheken, aber es gilt sich in diese Richtung stärker zu öffnen und wo möglich selbst zu forschen, zu lehren und zu entwickeln. Während früher viele Wissenschaftler/innen sehr zögernd auf innovative Angebote der digitalen Bibliothek reagierten, vollziehen sich zur Zeit im Bereich der E-Science Entwicklungen, die wiederum die Bibliotheken unter Handlungsdruck setzen. Hier bietet sich ihnen ein Ansatz, Anregungen und Unterstützung für eigene Open-Source-Initiativen zu erhalten. Andererseits schafft Open Source die Möglichkeit, Externe, die ein solches Projekt interessant finden, kostenlos als Kooperationspartner zu gewinnen.



Abb. 3: Get together. Foto. Gerhard Stumpf

Hellers Thesen bezüglich neuer Aufgaben und Tugenden von Bibliothekar/innen lauten u.a.:

- Digitale Arbeitsweisen von Forscher/innen zu kennen und selbst anzuwenden, ist wichtig.
- An das Potenzial von Openness darf man nicht nur glauben, sondern man muss es konkret verstehen, indem man sich an OpenCulture-Projekten beteiligt.
- Bibliotheken sollen sich als Arbeitgeber für Entwickler interessant machen.

Erwartungsgemäß kam in der Diskussion die Frage auf, ob und wie man die geforderte positive Einstellung zu offenen Infrastrukturen schon in der Ausbildung verankern kann. Prof. Oßwald plädierte dafür, das Thema nicht separat zu behandeln, sondern in konkrete Ausbildungsinhalte einzubauen. Für die Bibliotheksleitungen wiederum stellt sich die Frage, wie weit sie im Rahmen eines Innovationskonzepts neue Ideen zulassen wollen. Jedenfalls müssen diese für den Regelbetrieb relevant werden.

Die Abschlussdiskussion brachte noch zahlreiche Nachfragen und Anmerkungen. Prof. Oßwald bat seitens der Ausbildungseinrichtungen um Konkretisierung, für welche Tätigkeiten welche Qualifikationen gebraucht würden. Zwischen den Positionspapieren zum Berufsbild aus Deutschland und der Schweiz wurden Unterschiede, aber auch Vereinbarkeit hinsichtlich der modularen Qualifikationsprofile festgestellt. Auf die Außenwirkung der Diskussion in den Hochschulen wies Dr. Brintzinger hin: Die Notwendigkeit des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes in Frage zu stellen, könne leicht den Wegfall von Stellen des höheren Dienstes provozieren, womit der Erfüllung der Aufgaben nicht gedient sei, und allgemein eine geringere Bezahlung von Bibliothekspersonal. Sein

Fazit lautete: Die Existenzberechtigung wissenschaftlicher Bibliothekar/innen hängt, unabhängig von den Tätigkeiten im Einzelnen, letztlich von der positiven Rückmeldung zur Arbeit der Bibliothek aus dem Wissenschaftsbereich ab. Für eine positive Wahrnehmung ist es nicht entscheidend, ob sich die Bibliothek mehr mit papierenen oder digitalen Ressourcen befasst. Zum Begriff der Fachinformation merkte Dr. Plappert an, weder der Begriff noch das Konzept seien obsolet, nur die Inhalte und die gestellten Fragen hätten sich geändert.

Am Ende dankte Dr. Brintzinger Referenten und Teilnehmenden für die überaus lebhaftige Diskussion, erläuterte den Zweck dieser Veranstaltung im Rahmen des Berufsverbandes und bot Unterstützung bei der Organisation künftiger Fortbildungen in Hessen an. Beim anschließenden Get-together mit zahlreichen interessierten Teilnehmenden konnte auch die Frage erörtert werden, ob es Chancen gibt, wieder einen hessischen VDB-Regionalverband zu gründen, was für ein kontinuierliches regionales Fortbildungsangebot sicher die beste Lösung wäre.

Die Referate sind veröffentlicht unter: <http://www.vdb-online.org/veranstaltungen/657/> (14.10.2014)

Gerhard Stumpf, Universitätsbibliothek Augsburg

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S314-318](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S314-318)

Tagungsbericht: E-Books in wissenschaftlichen Bibliotheken*

Mehr als 130 Bibliothekarinnen und Bibliothekare kamen am 18. und 19. März 2014 zur Veranstaltung „E-Books in wissenschaftlichen Bibliotheken“ ins Leibnizhaus nach Hannover.

E-Books sind heute aus Bibliotheken nicht mehr wegzudenken und ein wichtiges Thema in vielen Bereichen des Bibliotheksalltags. „Thema und Programm sind richtig gewählt“, erklärte Dr. Irina Sens, stellvertretende Direktorin der Technischen Informationsbibliothek (TIB), bei ihrer Begrüßung. Das zeige sich deutlich am großen Interesse an der ausgebuchten Veranstaltung, die von der TIB und dem Verein Deutscher Bibliothekare (VDB) organisiert wurde.

Auf dem Programm standen verschiedene Aspekte, unter anderem zur Nutzung von E-Books, zu Erwerbungsmodellen und zu Lizenzverträgen – um nur einen kleinen Ausschnitt der Themenvielfalt zu nennen. Dr. Elzbieta Gabrys-Deutscher, VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit und Leitung Wissenschaftlicher Dienst an der TIB, freute sich auf informative und interessante Vorträge und wünschte sich für die Veranstaltung und das gemeinsame Abendessen am ersten Tag einen regen Erfahrungsaustausch unter Kolleginnen und Kollegen.

Keynote-Sprecher Prof. Rudolf Mumenthaler (HTW Chur, Schweiz) eröffnete die Veranstaltung mit seinem Vortrag „E-Books im Kontext von wissenschaftlichen Bibliotheken“. Darin ging er auf die verschiedenen Erscheinungsformen, die Akzeptanz von E-Books und deren Nutzung in Deutschland ein. Mumenthaler zeigte auf, wie E-Books den bisherigen Kernbereich von Bibliotheken verändern

und beschleunigen: E-Books haben Einfluss auf die klassischen bibliothekarischen Tätigkeiten – wie beispielsweise Erwerbung, Katalogisierung oder Bereitstellung – und stellen Bibliotheken vor neue Herausforderungen. Und auch bei der Vermittlung des E-Book-Angebots müssten neue Wege gegangen werden, etwa mit Aktionen wie E-Book-Wochen oder E-Book-Lesungen, so Mumenthaler.



Abb. 1: Keynote-Sprecher Prof. Rudolf Mumenthaler. Foto: TIB

* Der Tagungsbericht ist bereits erschienen im TIB|Blog (<http://blogs.tib.eu/wp/tib/2014/04/07/e-books-in-wissenschaftlichen-bibliotheken/>) und in: Bibliotheksdienst 48,7 (2014), S. 568-575.

Gabriella Padovan (ETH-Bibliothek Zürich, Schweiz) berichtete in ihrem Vortrag „E-Lending: Wissenschaftliche E-Books elektronisch ausleihen“ von dem an der ETH-Bibliothek durchgeführten E-Lending-Projekt. Im Rahmen dieses Projektes, das über eine Laufzeit von rund sieben Monaten lief, hatten externe Bibliothekskunden über das Wissensportal virtuellen, zeit- und ortsunabhängigen Zugang zu den erworbenen E-Books der ETH-Bibliothek. Das Angebot wurde gut angenommen und auch die abschließende Umfrage unter den Teilnehmenden fiel positiv aus, so dass das als Projekt erprobte E-Lending den Nutzerinnen und Nutzern ab Sommer 2014 als reguläre Dienstleistung zur Verfügung stehen soll.

Dr. Michaela Hammerl (BSB München) beschäftigte sich in ihrem Vortrag „Geschäftsmodelle für E-Books: Erfahrungen aus dem Bayern-Konsortium“ mit der E-Book-Erwerbung an wissenschaftlichen Bibliotheken und der Vielfalt von E-Book-Modellen. Sie zeigte die Vor- und Nachteile verschiedener Erwerbungsmodelle auf und sprach derzeitige Problemfelder bei der E-Book-Erwerbung an. Am Beispiel des Bayern-Konsortiums erläuterte sie anschaulich verschiedene Varianten von E-Book-Konsortialabschlüssen.

Dirk Pieper (UB Bielefeld) schilderte in seinem Vortrag „PDA im Praxistest – nutzergesteuerte E-Book-Erwerbung an der UB Bielefeld“ die Erfahrungen, die die Universitätsbibliothek Bielefeld im Rahmen eines Projektes mit Patron Driven Acquisition (PDA) – der Erwerbung eines E-Books erst nach dessen Benutzung – gemacht hat. Pieper berichtete von der Projektidee und der Finanzierung über die Evaluation der Anbieter und die Auswahl zweier PDA-Modelle bis hin zur Auswertung und der sich daran anschließenden Entwicklung einer Nachhaltigkeitsstrategie für PDA.

Reiner Diedrichs (Verbundzentrale des GBV) präsentierte in seinem Vortrag „Dienstleistungen der Verbundzentrale rund um E-Books“ das Dienstleistungsspektrum der Verbundzentrale (VZG). Von der Konvertierung über das Einspielen von Metadaten bis zur bibliotheksspezifischen Erzeugung von Nachweisen – die VZG bietet Bibliotheken beim Nachweis von E-Books umfassende Unterstützung. Verbesserungspotenzial sieht Diedrichs besonders bei der Qualität und Aktualität der an die VZG gelieferten Metadaten, bei der Qualität der Lizenzangaben sowie bei der Automatisierung von Geschäftsgängen.

Der zweite Tag startete mit dem Vortrag „Neue Anforderungen bedingen neue Strukturen – der Geschäftsgang E-Book-Erwerbung an der UB Erlangen-Nürnberg“ von Dr. Rainer Plappert (UB Erlangen-Nürnberg), der berichtete, wie die UB Erlangen-Nürnberg bei der Erwerbung von E-Books vorgeht. Dort wurde ein Kompetenzteam E-Books aufgebaut, das für alle Tätigkeiten rund um E-Books verantwortlich ist. Das Team ist zuständig für die Vorakzession, die Prüfung und Festlegung des Beschaffungsweges, die lizenzrechtliche Prüfung, die Katalogisierung und die Metadateneinspielung über den Verbund, die Aufnahme in DBIS, die Inventarisierung, die Information der Nutzerinnen und Nutzer und die Administration der Onlinezugänge.

Anke Rautenberg (UB Konstanz) stellte in ihrem Vortrag „Lizenzverwaltung“ die Lizenzverwaltung Filero vor, die die UB Konstanz seit 2010 nutzt. Das System bietet eine einheitliche Ablage der Lizenzverträge, eine frei modellierbare Archivstruktur, ermöglicht das Speichern jeder Art von Daten

und verfügt über eine Volltextsuche, die alle Felder und Dateihalte erfasst. Auch Erweiterungen sind jederzeit möglich. Alle Verträge seit 2010 sind in der Lizenzverwaltung erfasst, inzwischen auch alle Verträge für E-Books und Zeitschriften. Nach vier Jahren Erfahrung mit der Software ist das Fazit von Anke Rautenberg positiv, denn dank der zentralen Ablage sind Verträge sowie Vereinbarungen und Korrespondenzen zu den Verträgen schnell zu finden.

Dr. Oliver Obst (ULB Münster) stellte in seinem Vortrag „Die iPad-Toolbox ‘easyphysikum’: Das Lehrbuch der Zukunft?“ das Projekt „easyphysikum“ an der Zweigbibliothek Medizin der ULB Münster vor. Das Projekt, das im April 2014 startete, soll Studierende der Medizin beim Bestehen des Physikums (4. Semester) unterstützen. Die Idee: Die Studenten bekommen über ein Tablet Zugriff auf die wichtigsten Lernressourcen – zum Beispiel auf E-Books, Vorlesungsskripte, die sogenannten Kreuztools zur Examensvorbereitung und Apps zur Studienorganisation – und können diese entweder auf ihrem eigenen Tablet nutzen oder erhalten für das Prüfungssemester ein iPad von der Bibliothek geliehen.

Prof. Sebastian Mundt (Hochschule der Medien Stuttgart) gab in seinem Vortrag „Akzeptanz und Nutzungsperspektiven von E-Books in Lehre und Studium“ einen Einblick in die Ergebnisse von zwei 2011 und 2012 unter Studierenden und Lehrenden durchgeführten repräsentativen Umfragen, die Ursachen und Motive der Akzeptanz und Nutzung von E-Books ermittelt haben. Die Ergebnisse der Umfragen zeigen, dass E-Books von Lehrenden häufiger genutzt werden als von Studierenden. Insgesamt machen die Ergebnisse jedoch deutlich, dass E-Books bei den Nutzerinnen und Nutzern oft noch nicht angekommen sind. Hier sind Marketingmaßnahmen gefragt, mit denen das E-Book-Angebot der Bibliotheken bekannt gemacht wird.

Dr. Christoph Kümmel (Deutsche Forschungsgemeinschaft) informierte in seinem Vortrag „Digitale Medien und wissenschaftliche Nachfrage: E-Books im Rahmen der DFG-geförderten Fachinformationsdienste“ über das Förderprogramm „Fachinformationsdienste für die Wissenschaft“. Ziel des Programms ist es, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unabhängig von Standort und Forschungseinrichtung schnellen und direkten Zugriff auf relevante Literatur und weitere Fachinformationen zu bieten. Kümmel erläuterte im Zusammenhang mit den geförderten Fachinformationsdiensten die E-only-policy, die Erwerbungsgrundsätze, die Aufgaben des Kompetenzzentrums Lizenzierung sowie die Umsetzung auf Fachebene.

Thomas Hartmann (Max Planck Digital Library, München) widmete sich in seinem Vortrag „Lizenzrecht für E-Books“ dem urheberrechtlichen Aspekt von E-Books: Bisher dürfen Lizenzen nicht ohne Zustimmung des Rechteinhabers weitergegeben werden. Aber nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes (EuGH) vom 3. Juli 2012, das den Weiterverkauf von gebrauchter Software erlaubt, könne schon bald auch der Weiterverkauf von E-Books und Hörbüchern legal sein, so Hartmann. Eine solche Entscheidung bliebe auch für die E-Book-Nutzung nicht ohne Folgen. Laut Hartmann ergäben sich dadurch ganz neue Märkte, neue Anbieter, neue Geschäftsmodelle und auch neue Nutzungen.



Abb. 2: Mehr als 130 Bibliothekarinnen und Bibliothekare informierten sich im Leibnizhaus über E-Books in wissenschaftlichen Bibliotheken. Foto: TIB

„An zwei Tagen haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Vorträgen und Diskussionsbeiträgen viele interessante Informationen zu den unterschiedlichsten Aspekten von E-Books in wissenschaftlichen Bibliotheken erfahren“, lautete das Fazit von Dr. Elzbieta Gabrys-Deutscher zum Abschluss der Veranstaltung. Sie betonte, dass E-Books eine große Herausforderung seien und die Notwendigkeit von hoher Flexibilität und Veränderungsbereitschaft in Bibliotheken sehr deutlich machten. Gleichzeitig sei aber auch Stabilität ein wichtiger Faktor in Bibliotheken, denn ohne ein Mindestmaß an Stabilität sei weder Kundenbindung noch Personal- und Organisationsentwicklung möglich. „Ein wichtiger Schlüsselfaktor der Innovationsfähigkeit unserer Bibliotheken ist deshalb die ausgewogene Balance zwischen Flexibilität und Stabilität im Handeln“, so Gabrys-Deutscher. Sie versprach, dass die Kommission für Fachreferatsarbeit die Bibliothekarinnen und Bibliothekare auch in Zukunft mit praxisorientierten und bedarfsgerechten Fortbildungen unterstützen werde.

Die Vorträge der Veranstaltung „E-Books in wissenschaftlichen Bibliotheken“ stehen ab sofort auf der Webseite des VDB zur Verfügung: <http://www.vdb-online.org/veranstaltungen/620/> (31.10.2014).

Sandra Niemeyer, TIB, Hannover

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S319-322](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S319-322)

Library unchained – Neue Wege im Fachreferat Wirtschaftswissenschaften

VDB-Fortbildungsveranstaltung an der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften in Hamburg, 25./26. September 2014

Die in diesem Jahr von der Kommission für Fachreferatsarbeit des Vereins Deutscher Bibliothekare (VDB) zusammen mit der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften (ZBW) ausgerichtete Fortbildungsveranstaltung für Fachreferentinnen und Fachreferenten der Wirtschaftswissenschaften fand auch diesmal wieder reges Interesse bei den Kolleginnen und Kollegen. Über 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, Österreich, Italien und der Schweiz trafen sich vom 25. bis 26. September 2014 am ZBW-Standort in Hamburg an der Binnenalster, um sich über aktuelle und kommende Entwicklungen in der Bibliothekswelt zu informieren und auszutauschen. Seit dem Jahre 1997, als sich die Fachreferentinnen und Fachreferenten der Wirtschaftswissenschaften in Konstanz zum ersten Mal trafen, ist es bereits die neunte Veranstaltung ihrer Art. Bei der ZBW hatten sich dankenswerter Weise die Kolleginnen Karin Wortmann und Dr. Tamara Pianos sowie die Kollegen Manfred Faden und Tom Kammler der Organisation der Tagung angenommen und zum erfolgreichen Gelingen in nicht unerheblicher Weise beigetragen.

Schon am Vorabend trafen sich zahlreiche Kolleginnen und Kollegen zum inoffiziellen Gedankenaustausch und Kennenlernen beim Get-together im Blockbräu an den Landungsbrücken.

Die zweitägige Veranstaltung war in zwei Blöcke aufgeteilt. Am ersten Tagungstag ging es, gemäß dem Motto der Veranstaltung „Library unchained“, vor allem um die Rahmenbedingungen sowie die aktuellen Trends und zukünftige Entwicklungslinien in der Bibliothekswelt. Darauf aufbauend stand am zweiten Tag vor allem die neue Rolle der Fachreferentinnen und Fachreferenten in dieser offensichtlich „entfesselten“ Bibliothekswelt im Mittelpunkt der Diskussion. Hierbei wurden vor allem neue Wege im Fachreferat Wirtschaftswissenschaften aufgezeigt und mögliche Anpassungsstrategien identifiziert.¹

Nachdem Peter Bachofner (VDB) als Vertreter der Kommission für Fachreferatsarbeit einleitend einige Begrüßungsworte gesprochen hatte, wurde die Tagung von Karin Wortmann (ZBW) als Vertreterin des Organisationsteams eröffnet. Sie überbrachte zunächst in einer kurzen Begrüßungsrede die besten Grüße des leider aus beruflichen Gründen verhinderten Hausherrn, Direktor Prof. Klaus Tochtermann. Beide wünschten, auch im Namen aller Kolleginnen



Abb.1: Ein gut gefülltes Plenum im Konferenzraum der ZBW.
Foto: ZBW

¹ Das Tagungsprogramm ist auf der Homepage der ZBW abrufbar:
<http://www.zbw.eu/de/ueber-uns/veranstaltungen/vdb/> (07.11.2014).

und Kollegen der ZBW, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ein erfolgreiches Gelingen der Tagung, interessante Themen und anregende Gespräche für die kommenden zwei Tage.

Thorsten Meyer (ZBW, stellvertretender Direktor) widmete sich in seiner anschließenden Keynote der zukünftigen Rolle von wissenschaftlichen Bibliotheken in einer sich rasant verändernden Umwelt – vor allem in Bezug auf die digitale Informationsversorgung. Aufbauend auf den Grundannahmen des IFLA-Trend-Reports² sowie den 10 Thesen von Klaus Tochtermann³ bezeichnete Thorsten Meyer die zukünftigen zentralen Herausforderungen und Entwicklungslinien für wissenschaftliche Bibliotheken: v. a. technischer/digitaler Fortschritt, Lizenz- und Urheberrecht, cross-mediale Vernetzungen von Informationen, Social Web, Erwartungshaltung sowie Informations- und Medienkompetenz der Nutzerinnen und Nutzer („Born Digitals“), Datenschutz, Open Access und verändertes Forschungsverhalten (Science 2.0). Wissenschaftliche Bibliotheken müssten, wenn sie die Herausforderungen annehmen wollen, näher an den eigentlichen Forschungsprozess heranrücken, zum einen über dezentrale und virale Informationsangebote („Information Push“) und zum anderen über die Bereitstellung entsprechender technischer Plattformen, die den Wissenstransfer erleichtern, z.B. im Bereich des Forschungsdatenmanagements. Bibliotheken müssten weiterhin bereit sein, neue Wege im Bereich der formellen und inhaltlichen Sacherschließung zu gehen, z.B. über automatisierte Verfahren oder auf dem Gebiet der cross-medialen Vernetzung. Die Bibliotheken – und vor allem auch die Fachreferentinnen und Fachreferenten – sollen sich diesen Herausforderungen stellen und sie werden, so der Referent ausdrücklich, diese auch bewältigen, wenn sie neue Wege beschreiten und ihre Rolle bzw. Aufgaben entsprechend an die sich verändernden Rahmenbedingungen anpassen. Mit diesem verheißungsvollen Bild wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer für den weiteren Verlauf der Tagung positiv eingestimmt.

Mit Dr. Doreen Siegfried (ZBW) und ihrer Präsentation der Ergebnisse einer ZBW-Umfrage zum Thema „Wie arbeiten Wirtschaftswissenschaftler/innen im Social Web“ begannen die Fachvorträge. In dieser Befragung ging es vor allem darum herauszufinden, welche Kenntnisse die Wirtschaftswissenschaftlerinnen und Wirtschaftswissenschaftler von Social-Web-Diensten haben, wie die Art der Nutzung dieser Dienste ist (aktiv oder passiv), wie häufig diese Dienste genutzt werden, welchen Kontext die Nutzung hat (Lehre/Forschung; beruflich/privat) und welche Gründe für die (Nicht-)Nutzung im Rahmen der beruflichen Tätigkeit bestehen. Als zentrales Resultat konnte ermittelt werden, dass rund ein Drittel aller Befragten soziale Netzwerke mindestens einmal täglich nutzen. Die Nutzungsgründe für Social-Web-Anwendungen liegen sowohl in dem praktischen Einsatz bei der Unterstützung der eigenen Arbeit als auch in der Steigerung der wissenschaftlichen Reputation, hier vor allem durch die Mitgliedschaft in entsprechenden beruflichen sozialen Netzwerken (XING, Academia, Researchgate). In der Lehre werden hauptsächlich Wikipedia, Lernmanagementsysteme und Content-Sharing-Dienste genutzt. Im Bereich der Forschung finden vor allem Wikipedia,

2 Die Wellen reiten oder von der Flut überrascht werden? Die Herausforderungen eines dynamischen Informationsumfeldes meistern. IFLA-Trend-Report. 2013.

http://trends.ifla.org/files/trends/assets/ifla_trend_report_einsichten_de_final.pdf (07.11.2014).

3 Tochtermann, Klaus: 10 Thesen zum zukünftigen Profil wissenschaftlicher Informationsinfrastruktureinrichtungen mit überregionaler Bedeutung. 2013. <http://www.zbw-mediatalk.eu/2013/08/klaus-tochtermann-zehn-thesen-zum-zukunftigen-profil-von-wissenschaftlichen-informationsinfrastruktureinrichtungen-mit-uberregionaler-bedeutung/> (07.11.2014).

Content-Sharing-Dienste und Online-Literaturverwaltungsprogramme Anwendung. Bei der Kommunikation untereinander nutzen die Befragten in erster Linie berufliche soziale Netzwerke oder Web-2.0-Tools wie Skype oder Chatforen. In der Wissenschaftsadministration kommen vor allem Content-Sharing-Systeme zum Einsatz. Die Frage aus dem Teilnehmerkreis nach dem genauen Einsatz der anscheinend sehr beliebten Online-Enzyklopädie Wikipedia in Forschung und Lehre konnte anhand der Untersuchungsergebnisse nicht beantwortet werden, bietet aber Raum für weitergehende Studien und Befragungen.

Einen interessanten Einblick in „Wikimedia als Wissenschaftskommunikationsplattform“ gab anschließend Dr. Daniel Mietchen (Museum für Naturkunde, Berlin), der in seiner Freizeit ehrenamtlich auf verschiedenen Wikimedia-Plattformen aktiv ist. In seinem Vortrag wurde zunächst der klassische Publikationsprozess kritisiert. Dieser ist einerseits zu textlastig bzw. papierbezogen sowie andererseits, und das ist der entscheidende Faktor, vor allem zu langsam, weil in den renommierten Zeitschriften zumeist veraltete Forschungsergebnisse veröffentlicht werden. Der Referent plädierte deshalb für einen zunehmend offenen Wissenschaftsprozess („Open Science“), bei dem die Forscherinnen und Forscher nach außen hin in Echtzeit für alle einsehbar arbeiten („Blick ins Labor“). Diese Tätigkeit ist vor allem auch kollaborativ ausgestaltet, sowohl durch die Zusammenarbeit der Forscherinnen und Forscher untereinander als auch durch die Einbeziehung interessierter Laien in den Forschungsprozess. Weiterhin ist dieser offene, dynamische Forschungszyklus durch die Einbeziehung von Videos, Grafiken und Bildern, zunehmend multimedial ausgestaltet. Datenbestände werden gemeinsam generiert, öffentlich zugänglich gemacht bzw. gepflegt und können daher beliebig oft wiederverwendet werden. Als Plattform für diesen neuen Wissenschaftsprozess eignen sich die verschiedenen Wikimedia-Projekte, zu denen u.a. die Online-Enzyklopädie Wikipedia gehört. Daneben gibt es noch eine Reihe weiterer Projekte⁴, z. B. Wikidata (Zentralisierung von Daten und Fakten) oder Wikibooks (Sammlung frei zugänglicher Lehr-, Sach- und Fachbücher).

Einen aufschlussreichen Einblick in den Forschungsalltag eines Wirtschaftswissenschaftlers bot den Teilnehmerinnen und Teilnehmern anschließend der Vortrag von Prof. Ralf Dewenter (Helmut-Schmidt-Universität Hamburg). Die Arbeit eines Professors bzw. einer Professorin an einer Hochschule umfasst hauptsächlich drei Bereiche: Lehre, Forschung und Selbstverwaltung – wobei letzteres im Vortrag nicht näher beleuchtet worden ist. Im Rahmen der Lehre geht es vor allem um die Beschaffung und Sichtung aktueller Literatur. Hierzu werden vor allem Datenbanken und das WWW eingesetzt. Anschließend werden diese Informationen (Literatur, Tabellen, Grafiken, Folien) entsprechend aufbereitet und in einem Campus Management System den Studierenden zur Verfügung gestellt. In der Forschung nutzen Ökonominen und Ökonomen zur Unterstützung ihrer Arbeit Social-Web-Dienste, Content-Sharing-Dienste oder Literaturverwaltungsprogramme. Diese Aussagen deckten sich mit den Ergebnissen im Vortrag von Dr. Siegfried. Die Rolle und Aufgaben von wissenschaftlichen Bibliotheken für Wirtschaftswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler wurden deutlich, als der Referent den eigentlichen Forschungsprozess näher beleuchtete. Gerade bei der Entwicklung von Forschungsideen und der Methodensichtung/-entwicklung ist der Zugriff auf aktuelle und allgemeine ökonomische Literatur sowie umfangreiche Datenbestände erfolgskritisch.

4 Zu finden auf der Webseite <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikimedia> (07.11.2014).

Darüber hinaus müssen diese Informationen qualitativ hochwertig sein und möglichst online sowie kostenlos im Volltext vorliegen. Auch wenn wissenschaftliche Bibliotheken nicht in allen Bereichen des Forschungsalltages die erste Anlaufstelle für die Forscherinnen und Forscher darstellen, sind sie aber, so Prof. Dewenter ausdrücklich, deshalb nicht überflüssig. Bibliotheken haben sowohl in der Lehre als auch in der Forschung eine überaus wichtige Funktion.

Prof. Heiner Flassbeck referierte anschließend über die „Bedeutung von Blogs in den Wirtschaftswissenschaften“. Er erläuterte zunächst den Teilnehmerinnen und Teilnehmern den Anspruch und den Aufbau seines Blogs.⁵ Blogs in dieser Form, so betonte der Referent, werden in Zukunft in der Fachwelt an Bedeutung gewinnen, denn sie können als offenes System fernab der Zwänge und der Langsamkeit des klassischen Wissenschafts- und Forschungsprozesses einfach besser – vor allem zeitnaher – auf aktuelle Entwicklungen und Probleme reagieren. Darüber hinaus können mit diesem Format auch kritische Fragen gestellt und Probleme erörtert werden, die entweder keinen Eingang in den Mainstream der Fachcommunity gefunden haben oder die offenbar dort keine ausreichende Erklärung erhalten haben.



Abb.2: Referent Prof. Heiner Flassbeck neben Dr. Tamara Pianos.
Foto: ZBW

Eine grundlegende, generelle Umkehr des traditionellen Wissenschaftsprozesses durch Blogs wollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer jedoch nicht erkennen, wie die anschließenden Kommentare verdeutlichten. Blogs wie Flassbeck-economics oder derjenige von Paul Krugman⁶, hätten primär journalistischen Charakter und seien deshalb eher ein Mittel der Politikberatung. Die wissenschaftlichen Meriten würden aber (noch nicht) über Blogs verdient.

Im Anschluss an die vier Fachvorträge am Vormittag gab es für die Kolleginnen und Kollegen die Möglichkeit, sich für einen der fünf 2,5-stündigen Workshops am Nachmittag zu entscheiden.

Im ersten Workshop gingen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter der Moderation von Kirsten Jeude (ZBW) der Frage nach, welche Rolle wissenschaftliche Bibliotheken bei den sogenannten MOOCs (Massive Open Online Courses) einnehmen können. Diese Form von Online-Kursen wird hauptsächlich von kommerziellen Anbietern und oft nur für einzelne Einrichtungen angeboten. Zudem haben sie oft schnelllebigen Charakter, verschwinden also nach kurzer Zeit wieder aus dem WWW. Weiterhin werden MOOCs oft in proprietären Formaten angeboten. Damit diese Form von Kursen der Nachwelt auch langfristig zur Verfügung gestellt werden kann, könnten Bibliotheken beispielsweise als Dienstleister auftreten und hier entweder die technische Basis bereitstellen oder mögliche Standardisierungsformate anbieten.

5 <http://www.flassbeck-economics.de/> (07.11.2014).

6 <http://krugman.blogs.nytimes.com/> (07.11.2014).

In einem zweiten Workshop, geleitet von Nicole Krüger (ZBW) und Christine Brandenburger (SLUB Dresden), wurde das Thema Informationskompetenz behandelt. Mittlerweile hat sich bei allen wissenschaftlichen Bibliotheken die Erkenntnis durchgesetzt, dass das Angebot von entsprechenden Veranstaltungen ein zentraler Aufgabenbereich ist. Allerdings, so die Erfahrungen, werden die Kurse, wenn nicht mit Credit Points belegt, nur wenig von den Studierenden nachgefragt. Im Workshop wurden zudem Best-Practice-Beispiele gesammelt und diskutiert. Entscheidend ist eine enge Kooperation der Fachreferentinnen und Fachreferenten mit den jeweiligen Lehrstühlen. Darüber hinaus sollten die bibliothekarischen Schulungen in das Lehrangebot der Universität integriert werden. Mögliche Schulungsformate sind z.B. Online-Tutorials, Schreibkurse oder Drop-In-Workshops.

Sebastian Nix (Wissenschaftszentrum Berlin, Bibliothek) und Dr. Doreen Siegfried (ZBW) fragten im dritten Workshop danach, „Was Kunden wollen?“ und erörterten anhand von Fallbeispielen, mit welchen Ansätzen und Methoden bibliothekarische Nutzerforschung am besten konzipiert und anschließend möglichst effektiv umgesetzt werden kann.⁷

Im vierten Workshop wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von André Vatter (ZBW) in das Thema Social Media eingeführt. Es wurden mögliche Anwendungsszenarien von Social-Media-Tools bzw. Diensten diskutiert, vor allem unter Rückgriff auf Erfahrungen, die die ZBW damit gemacht hat.

Der fünfte Workshop unter der Leitung von Dr. Daniel Mietchen (Wikimedia) bot die Möglichkeit, tiefer in die Wikimedia-Welt einzutauchen und einige Grundprinzipien und Funktionsweisen vor allem in Bezug auf Wikipedia kennenzulernen und anzuwenden.

Mit der Präsentation der Workshopergebnisse vor dem Plenum endete der erste Fortbildungstag. Gut besucht war ebenfalls die sich daran anschließende Abendveranstaltung. Bei einer dreistündigen Alsterkreuzfahrt wurden in lockerer Atmosphäre die Fachgespräche vertieft und es gab die Gelegenheit, die Kolleginnen und Kollegen näher kennenzulernen.

Der zweite Fortbildungstag widmete sich der zukünftigen Rolle der Fachreferentinnen und Fachreferenten der Wirtschaftswissenschaften. Er begann mit zwei Kurzvorträgen unter dem Leitthema „Typisierung Fachreferat“. Dr. Marcus Schröter (UB Freiburg) präsentierte zunächst die Ergebnisse einer Umfrage des VDB zur Veränderung des Berufsbildes aus dem Jahre 2011.⁸ Darin wird deutlich, dass das originäre Fachstudium für die Fachreferentinnen und Fachreferenten immer noch einen hohen Stellenwert in Bezug auf die Qualität der eigentlichen Fachreferatsarbeit hat. Es zeigt sich aber auch, dass die Rahmenbedingungen (u.a. Rückgang der Erwerbungssetats, Lizenz-/Urheberrechtsfragen), vor allem aber auch zusätzliche Aufgaben (Leitungsfunktionen, Projektarbeit u.a.), die Notwendigkeit von Fachkenntnissen zunehmend in den Hintergrund drängen. Dieses

7 Weiterführende Anmerkungen hierzu finden sich in: Siegfried, Doreen; Nix, Sebastian: Nutzerbezogene Marktforschung für Bibliotheken. Eine Praxiseinführung. Berlin: Walter de Gruyter, 2014.

8 Schröter, Marcus: Der wissenschaftliche Bibliothekar – eine aussterbende Spezies? Umfrage der VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit zum Thema „Fachreferat: gestern – heute – morgen“. In: Ulrich Hohoff; Daniela Lülfig (Hg.): Bibliotheken für die Zukunft – Zukunft für die Bibliotheken. 100. Deutscher Bibliothekartag in Berlin 2011. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 2012, S. 188-208.

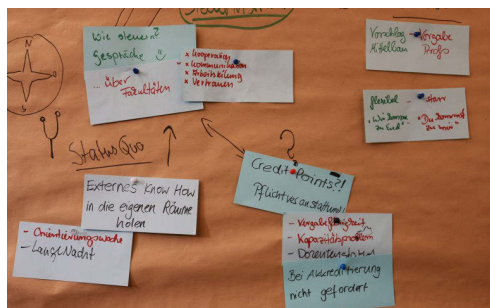
Problem wurde von vielen befragten Kolleginnen und Kollegen genannt, die die Zukunft des Fachreferates eher kritisch sehen. Karin Wortmann (ZBW) stellte anschließend die Ergebnisse einer Online-Umfrage vor, die die ZBW im Vorfeld dieser Veranstaltung unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern durchgeführt hatte, um zentrale Zukunftsthemen und wichtige Herausforderungen für die Fachreferatsarbeit zu ermitteln.

Ausgestattet mit einer Vielzahl an Informationen und Diskussionsansätzen ging es anschließend in die einstündige Kleingruppenarbeit. Aufbauend auf den ZBW-Befragungsergebnissen wurden von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern vier Themenkreise bearbeitet und anschließend im Plenum kurz präsentiert.

Im ersten Themenkreis ging es um den Lernort Bibliothek unter Berücksichtigung der Nutzersicht. Hierbei wurde deutlich, dass die Bibliothek von den Studierenden zunehmend als ein sozialer bzw. kommunikativer Ort verstanden wird, an dem sie sich immer länger aufhalten. Deshalb erwarten sie auch eine entsprechende räumliche und technische Ausstattung, insbesondere die Möglichkeit zur Gruppenarbeit und zur Nutzung ihrer mobilen Endgeräte. Die Aufgabe der Fachreferentinnen und Fachreferenten ist es, für die entsprechende Infrastruktur zu sorgen.

Der zweite Themenbereich, in dem die Vermittlung von Informationskompetenz im Mittelpunkt stand, bestätigte einen Trend, den alle Fachreferentinnen und Fachreferenten seit einigen Jahren schon beobachten. Die personellen Ressourcen an der eigenen Hochschulbibliothek reichen oft nicht aus, um den Studierenden eine effiziente Informationsbeschaffung und –bewertung jenseits von Google zu vermitteln.

Der dritte Themenkreis „E-Medien-Strategie und E-Medien-Management“ diskutierte darüber, inwieweit digitale Informationen angesichts rechtlicher und finanzieller Restriktionen möglichst umfassend angeboten werden können. Open Access und Lizenzmodelle wurden als mögliche Lösungen identifiziert. Weiterhin wurde der flüchtige Charakter digitaler Informationen und dessen Auswirkung auf das bibliothekarische Informationsangebot diskutiert.



Ab. 3: Aus der Gruppenarbeit. Foto: ZBW

Im vierten und letzten Themenkreis ging es um die Zukunft der Fachreferatsarbeit. Deutlich wurde hier die Veränderungsbereitschaft der Kolleginnen und Kollegen, aber auch deren Befürchtungen, den vielfältigen neuen Aufgaben nicht gerecht werden zu können. Als Anpassungsstrategien wurden einerseits Fortbildungen und Schulungen genannt sowie andererseits ein engerer Austausch der Kolleginnen und Kollegen untereinander, gerne durch entsprechende Kooperationen mit anderen Bibliotheken.

Im anschließenden Vortragsblock stand die Zukunft des Fachreferates Wirtschaftswissenschaften im Zentrum der Diskussion. Aufbauend auf einer generellen Standortbestimmung des Fachreferates, die auch seine Entstehung und bisherige Entwicklung mit einschloss, wurden vor allem die aktuellen und zukünftigen Herausforderungen für die Fachreferentinnen und Fachreferenten diskutiert.

Prof. Inka Tappenbeck (FH Köln) gab in ihrem Vortrag den anwesenden Kolleginnen und Kollegen einen verhalten optimistischen Blick in die Zukunft, in dem sie aus Sicht einer Ausbildungseinrichtung eine Vision des Fachreferates für das Jahr 2020 zeichnete. Demnach wird es auch im Jahre 2020 noch Fachreferentinnen und Fachreferenten geben, weil nicht zuletzt deren fachwissenschaftliche Expertise eine zentrale Funktion innerhalb des Forschungsprozesses einnehmen wird. Der Wissenschaftsprozess wird zunehmend daten- und technikintensiv sowie kollaborativ ausgerichtet sein. Daran müssen sich bibliothekarische Dienstleistungen anpassen. Das Fachwissen der wissenschaftlichen Bibliothekarinnen und Bibliothekare ist hierbei das entscheidende Fundament, um überhaupt an der Schnittstelle zwischen Forschung und Lehre als „Experte für fachliche Informationsberatung“ tätig sein zu können. Die Fachreferentinnen und Fachreferenten des Jahres 2020 benötigen deshalb neben der fachlichen und disziplinären Qualifikation vor allem auch entsprechendes Grundlagenwissen in den Bereichen Forschungsprozess, Forschungsdatenmanagement, Informationskompetenz, rechtliche und technologische Rahmenbedingungen und Metadatenmanagement. Den Ausblick auf die Zukunft des Fachreferates fasste Prof. Tappenbeck fokussiert in folgender These zusammen: „Nur wenn es wissenschaftlichen Bibliotheken gelingt, sich in der Wissenschaftslandschaft neu zu positionieren und eine Schnittstellenfunktion („Liaison“) zwischen den Lehrenden/Forschenden und anderen am Wissenschaftsprozess beteiligten Akteuren (Bibliotheken, Rechenzentren, Förderinstitutionen, Verlagen, Repositorien, Forschungsnetzwerken etc.) aufzubauen, haben sie eine Zukunft.“

Konstanze Söllner (UB Erlangen-Nürnberg) schilderte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern anschließend „Das Fachreferat aus der Sicht einer Bibliotheksdirektorin“. Ihr zufolge weist das Aufgabenprofil des Fachreferats heute einen sehr hohen Institutionalierungsgrad auf. Fachreferentinnen und Fachreferenten an Hochschulbibliotheken sind heutzutage in eine Vielzahl von Tätigkeiten eingebunden: Informationskompetenzseminare, Projektmanagement, Lizenzverhandlungen, E-Publishing, Forschungsdatenmanagement. Diese Diffe-



Abb. 4: Referentin Konstanze Söllner. Foto: ZBW

renzierung der Aufgaben führt zu einer Professionalisierung des Berufsstandes. Dabei zerfällt das Fachreferat eben nicht, wie oft zu hören ist, in klassische Kernaufgaben einerseits (Bestandsaufbau, Sacherschließung, Informationsvermittlung), die vor allem auf das universitär erworbene Fachwissen aufsetzen, und zusätzliche Aufgaben andererseits (Leistungsverantwortung, Managementaufgaben). Fachreferentinnen und Fachreferenten definieren sich heute nicht mehr über eine solche Unterscheidung ihrer Tätigkeit in Kern- und Zusatzaufgaben, sondern über ihre Aufgaben bzw. Mitarbeit

in verschiedensten Projekten und bibliothekarischen Dienstleistungen. Durch die mittelfristige Zunahme an Managementaufgaben sind gerade die Kolleginnen und Kollegen mit wirtschaftswissenschaftlichem Fachstudium bestens für die Zukunft aufgestellt. Mit diesem positiven Ausblick endeten die Fachvorträge.

Im Rückblick auf die zwei Tage kann festgehalten werden, dass der Grundtenor zur Zukunft des Fachreferates Wirtschaftswissenschaften überwiegend positiv ausgefallen ist, auch wenn es im Plenum oder in den Diskussionen an der einen oder anderen Stelle deutlich skeptische (Unter-)Töne und kritische Anmerkungen gab. Das Fachreferat wandelt sich, so wie es sich in den Jahrzehnten vorher entsprechend der Rahmenbedingungen auch verändert hat. Doch gerade in der Rückbesinnung auf die ursprüngliche Fachkompetenz der Kolleginnen und Kollegen, ergänzt mit einer Qualifizierung in zukünftigen Tätigkeitsfeldern (u.a. Forschungsdatenmanagement, Lizenzmanagement), liegt die eigentliche Stärke, mit der die Kolleginnen und Kollegen die Zukunft nicht bloß hinnehmen, sondern auch aktiv mitgestalten können.

In diesem Sinne wird auch für die nächste Fachreferententagung in zwei Jahren wieder genug Stoff und Gesprächspotential geboten sein, zu der Frau Dr. Dagmar Gärtner (UB Frankfurt/Main) im Namen von Herrn Direktor Dr. Heiner Schnelling (UB Frankfurt/Main) einlud. Zum Abschluss dankte Peter Bachofner (VDB) noch einmal allen Referentinnen und Referenten für ihre interessanten Vorträge, den Sponsoren⁹ für ihre finanzielle Unterstützung und natürlich dem Organisationsteam der ZBW für die professionelle und erfolgreiche Ausrichtung dieser Tagung.

Als Zugabe zum Tagungsprogramm bot Daniel Stettler (Zentralbibliothek Zürich) in einem kurzen Werkstattbericht allen Interessierten die Möglichkeit, sich über die Funktionsweise des in Zürich eingesetzten „Digitalen Assistenten“ zu informieren. Hierbei handelt es sich um ein Programm zur computerunterstützten Sacherschließung. Parallel nutzten einige Kolleginnen und Kollegen die Chance, in den angebotenen Führungen den ZBW-Standort in Hamburg näher kennenzulernen.

Thomas Groß, Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften Kiel

Zitierfähiger Link (DOI): [10.5282/o-bib/2014H1S323-330](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S323-330)

⁹ GBI-Genios Deutsche Wirtschaftsdatenbank GmbH, Schweitzer Fachinformation, Massmann Internationale Buchhandlung, OECD und Lehmanns Media GmbH.

Vorstand und Vereinsausschuss

Verabschiedung der Vorstandskollegin Anke Berghaus-Sprengel als Kassenwartin



Seit 2009 hatte Anke Berghaus-Sprengel für den VDB eine Funktion wahrgenommen, die mit der etwas spröden Bezeichnung unserer Satzung als „Kassenwartin“ nur unzureichend beschrieben ist. Als für Finanzen zuständiges Vorstandsmitglied oblag ihr die Verwaltung unserer Mitgliedsbeiträge und sonstiger Einnahmen, die gesamte Vereinsbuchhaltung, aber im Besonderen die gesamte Finanzplanung, deren Erfolg Anke Berghaus-Sprengel mit norddeutscher Nüchternheit regelmäßig auf der Mitgliederversammlung präsentieren konnte: Nicht nur, dass die Kassenprüfer jedes Jahr aufs Neue eine vorbildliche Kassen- und Haushaltsführung attestieren konnten, vor

allem das Jahresergebnis fiel jedes Jahr äußerst erfreulich aus – eine gute Basis für die Arbeit unseres Verbandes. Dass dies keinesfalls eine Selbstverständlichkeit ist, weiß, wer in der Vergangenheit regelmäßig die VDB-Mitgliederversammlungen besuchte. Vor etwa einem Jahrzehnt war der VDB infolge von nicht eingeplanten hohen Steuerforderungen an den Rand seiner Handlungsfähigkeit gekommen. Damals mussten alle Ausgaben zur Disposition gestellt werden – und die Existenz unseres Verbandes war keineswegs gesichert. Dass nun schon seit einigen Jahren unser Verband auf einer soliden finanziellen Basis steht, ist zu einem großen Teil Anke Berghaus-Sprengel zu verdanken. Sie sorgte dafür, dass sich der Vorsitzende nie um Steuerfragen oder den Kassenstand zu kümmern brauchte und brachte dabei alles mit, was man für dieses Amt benötigt: ein gutes Zahlenverständnis, Fleiß, Verantwortungsbewusstsein, aber auch eine gewisse Strenge, wenn einmal Ausgabenwünsche nur unzureichend begründet wurden. Wenn hier von Fleiß und einem großen Arbeitspensum die Rede ist, dann muss daran erinnert werden, dass unser Verband rein ehrenamtlich geführt wird und die günstige Beitragsstruktur bzw. die niedrigen Kostenbeiträge der Fortbildungsveranstaltungen nur möglich sind, weil nahezu alle Verwaltungsaufgaben von Vorstandsmitgliedern unentgeltlich übernommen werden. Das Amt der Kassenwartin gehört dabei zu den besonders arbeitsintensiven Vorstandspositionen.

Nach über fünf Jahren hatte sich Anke Berghaus-Sprengel bei der Mitgliederversammlung von ihrem Vorstandsamt verabschiedet. Sie wird an anderer Stelle, etwa in der gemeinsamen Management-Kommission und dem Wahlausschuss, weiterhin für den VDB aktiv bleiben. Wir danken Anke Berghaus-Sprengel für ihr großes und erfolgreiches Engagement für den Verein Deutscher Bibliothekare!

Klaus-Rainer Brintzinger, Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München (Vorsitzender des VDB)

Verabschiedung von Dr. Renke Siems als Vorsitzender der Fachreferats-Kommission



Verabschiedet wurde bei der Mitgliederversammlung auch der Kollege Dr. Renke Siems aus seiner Funktion als Vorsitzender der Fachreferats-Kommission. Die Fachreferats-Kommission ist eine der ganz zentralen Säulen der inhaltlichen Arbeit des Vereins Deutscher Bibliothekare – den von ihr organisierten Fortbildungen kommt ein Alleinstellungsmerkmal zu. Besonders erfolgreich sind die jeweils für Fachreferenten und Fachreferentinnen eines Faches oder einer Fächergruppe ausgerichteten Fortbildungsveranstaltungen. Der schon fast „vorprogrammiert“ erscheinende Erfolg und die regelmäßig hohen Teilnehmerzahlen dieser Veranstaltungen dürfen nicht darüber hinweg täuschen, dass jede dieser Veranstaltungen geplant und vorbereitet werden muss. Dies macht einen großen Teil der Arbeit der Fachreferatskommission aus. Die Zahlen sind dabei beeindruckend. 2009 hatte Renke Siems den Vorsitz der Fachreferats-Kommission übernommen. In diesen fünf Jahren führte die Kommission nicht weniger als 28 Fortbildungsveranstaltungen durch. Neben den fachlich ausgerichteten Fortbildungen hatte die Kommission auch Veranstaltungen zu den Virtuellen Fachbibliotheken, zur Sacherschließung oder zu Nutzungs- und Erwerbungsfragen von E-Books konzipiert. Eine gemeinsame Veranstaltung mit der VÖB festigte die Kooperation zwischen den Verbänden der Nachbarländer. Zugleich widmete sich die Kommission unter Renke Siems' Vorsitz der Frage nach den künftigen Aufgaben im Fachreferat und der Weiterentwicklung unseres Berufes. Wir danken Renke Siems ganz herzlich für sein langjähriges Engagement als Mitglied und für seine erfolgreiche Arbeit als Vorsitzender der Fachreferats-Kommission.

Klaus-Rainer Brintzinger, Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München (Vorsitzender des VDB)

Zitierfähiger Link (DOI) der Rubrik Vorstand und Vereinsausschuss: [10.5282/o-bib/2014H1S331-332](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S331-332)

Kommissionen

Neue Mitglieder in der Kommission für berufliche Qualifikation



Britta Werner

Meine bibliothekarische Laufbahn begann 1992 in Oldenburg mit der Ausbildung zur Bibliotheksassistentin für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und führte mich in den vergangenen 20 Jahren über Hannover nach Wiesbaden, Frankfurt / Main und schließlich wieder zurück in den Norden, wo ich seit 2008 Direktionsassistentin an der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen bin. Eine kontinuierliche Fort- und Weiterbildung war und ist für mich selbstverständlich, daher habe ich berufsbegleitend zunächst einen Magisterabschluss in den Fächern Pädagogik und Sportwissenschaft erworben und 2011 den Master of Library and Information Science an der Humboldt Universität in Berlin erlangt. An der Kommissionsarbeit reizt mich besonders die Möglichkeit der Vernetzung und des Austausches sowie die Grundeinstellung, dass nur mit einer qualifizierten bibliothekarischen Aus- und Fortbildung den permanenten Veränderungen im Bibliothekswesen begegnet werden kann.



Gerald Langhanke

Ich bin seit 2013 Bibliotheksreferendar an der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt und absolviere in diesem Rahmen das Fernstudium in Bibliotheks- und Informationswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zuvor habe ich in Heidelberg und Stockholm Physik und Mathematik studiert.

Seit Juni 2014 bin ich Mitglied der Kommission für berufliche Qualifikation als Vertreter und Ansprechpartner für alle, die sich in der Aus- und Weiterbildung für das wissenschaftliche Bibliothekswesen befinden. Mich interessiert besonders der Austausch über die verschiedenen Ausbildungswege und die in meinen Augen noch ausbaufähige Vernetzung der Berufseinsteiger/innen untereinander, also der Referendar/inn/e/n nach Berliner und Münchener Modell, der Seiteneinsteiger/innen und insbesondere der „freien“ Studierenden. Die Veränderung und Ausdifferenzierung des Berufs, den wir ergreifen, spiegelt sich auch in den verschiedenen Ausbildungswegen wider und erfordert neue Wege des Austausches. Darüber hinaus sind Forschungsdatenmanagement und die Open-Access-Bewegung meine Herzensanliegen. Ich bin unter langhanke@ulb.tu-darmstadt.de zu erreichen und freue mich über Anregungen zu allen Themen der Kommission und insbesondere zur Vernetzung. Bis zum nächsten Bibliothekartag 2015 möchte ich gerne ein informelles Projekt dazu entwickeln.

Neue Aktive in der Kommission für Fachreferatsarbeit



Nadine Keßler

Seit Oktober 2013 bin ich als Fachreferentin für Slavistik, Osteuropäische Geschichte, Pädagogik, Psychologie, Philosophie, Kunst und Musik an der Universitätsbibliothek Passau tätig. Im Juli 2014 habe ich zudem die stellvertretende Leitung des Referats Wissenschaftliche Dienste übernommen.

Nach dem Studium der Slavistik, Osteuropäischen Geschichte und Theaterwissenschaft in Jena, Minsk und Prag habe ich zunächst als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Slavistik der Universität Jena gearbeitet.

Mein Bibliotheksreferendariat, das ich an der UB Freiburg und der Bibliotheksakademie Bayern absolviert habe, liegt noch nicht allzu lange zurück. Dennoch möchte ich mich in der Kommission für Fachreferatsarbeit engagieren, denn ich halte es für ausgesprochen wichtig, dass junge Kolleg/inn/en in den Kommissionen des VDB mitarbeiten und sich an Diskussionen über innovative bibliotheksspezifische Themen beteiligen. Einsetzen möchte ich mich insbesondere für die Weiterentwicklung der Fortbildungsangebote für Fachreferent/inn/en.



Kai Steffen

Seit 1998 bin ich als wissenschaftlicher Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Greifswald beschäftigt und gehöre seit 2014 dem Landesvorstand des VDB in Mecklenburg-Vorpommern an.

Als Fachreferent betreue ich im einschichtigen System die Fächer Geschichte, Politikwissenschaft, Soziologie, Kunst und Architektur, Anglistik und Romanistik. Außerdem bin ich für Projektsteuerungen und Sacherschließungsfragen zuständig. Meine momentanen Schwerpunkte in der Gremienarbeit und in der Organisation von Fortbildungen sind Umbrüche der Erschließung, die Verbundklassifikation RVK, Auswahlmethoden bei der Erwerbung und Informationskompetenz.



Eva Elisabeth Kopp

Nach dem Studium der Soziologie, Psychologie und Pädagogik in Saarbrücken und Marburg folgte das Bibliotheksreferendariat an der SULB Saarbrücken. Eine knapp einjährige Vertretungsstelle an der Bibliothek des Saarländischen Rundfunks bescherte mir eine angenehme Übergangszeit bis zum Beginn meiner Tätigkeit im Jahr 2003 als Fachreferentin für Psychologie und Soziologie an der SULB Saarbrücken. Die Betreuung des DFG Sondersammelgebietes Psychologie ist seit diesem Zeitpunkt ein immanenter Bestandteil meiner täglichen Arbeit. Teil dieses überregionalen Systems des Gebens und Nehmens

wissenschaftlicher Literatur zu sein und somit Teil des Prozesses von Wissenschaft und Lehre sein zu dürfen, ist eine hohe Motivation. Bald gehört dies aber der Vergangenheit an, da die SULB Saarbrücken keinen Folgeantrag stellen wird und es somit keinen Fachinformationsdienst (FID) Psychologie geben wird. Über die Konsequenzen der Transformierung des SSG System hin zum Konzept der FID in Bezug auf die Versorgung mit Fachliteratur werden wir sicherlich noch ausreichend zu berichten wissen in den nächsten Jahren und ggf. auch intensiv auf der einen oder anderen Fortbildung, wenn die Lücken im System der überregionalen Literaturversorgung zu Tage treten werden.

Seit 2013 habe ich das Fachreferat Bildungswissenschaften übernommen. Neben den klassischen Aspekten der Betreuung eines Fachreferates spielt die Vermittlung von Informationskompetenz eine große Rolle für mein Selbstverständnis als Bibliothekarin, so dass der Lehr- und Lernprozess gemeinsam mit den Studierenden und auch Schüler/inne/n für mich immer wieder ein positives Erlebnis ist.

Im August 2014 wurde ich in die VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit gewählt, und ich freue mich schon sehr darauf, die Arbeit in diesem Gremium aufzunehmen. Motiviert durch die Teilnahme an bereits einigen Fachfortbildungen für meine Fächer und die Ausrichtung der VDB-Fortbildung für die Psychologie im letzten Jahr an der SULB Saarbrücken, möchte ich mich aktiv an der Fortführung der Ideen und Ziele dieser Kommission beteiligen und freue mich auf die Zusammenarbeit mit den Kollegen und Kolleginnen.

Zitierfähiger Link (DOI) der Rubrik Kommissionen: [10.5282/o-bib/2014H1S333-335](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S333-335)

Landes- und Regionalverbände

Innovation und Innovationsmanagement: Der VDB-Südwest am Puls der Zeit

Ein Bericht von der Jahresversammlung 2014 in der Badischen Landesbibliothek

Der Landesverband Baden-Württemberg zählt seit seiner Gründung zu den aktivsten und mitgliederstärksten regionalen Gliederungen des Vereins Deutscher Bibliothekare. Daran änderte sich nichts, als er im Jahre 1999 durch Einbeziehung der Mitglieder aus Rheinland-Pfalz und dem Saarland zum Regionalverband erweitert wurde. Allerdings dehnte sich sein Einzugsgebiet erheblich aus und umfasst nun den Raum zwischen Saarbrücken im Westen, Ulm im Osten, Konstanz im Süden und Koblenz im Norden. Dass es dadurch nicht leichter wurde, zentral gelegene, leicht erreichbare Orte für die jährliche Mitgliederversammlung zu finden, will man sich nicht allein auf die geographische Mitte des Südwestens und damit auf einige wenige Bibliotheken konzentrieren, liegt auf der Hand. Lebt doch die Attraktivität der Jahresversammlungen ganz wesentlich von der Möglichkeit, jedes Jahr eine andere Bibliothek näher kennenzulernen oder neu zu entdecken.

Dass in diesem Jahr über 70 Kolleginnen und Kollegen an der Jahresversammlung teilgenommen haben, hatte gewiss mehrere Ursachen. Die verkehrsgünstige Lage Karlsruhes ist vermutlich ein Aspekt gewesen. Bedeutsamer waren aber wohl zwei andere Gründe, nämlich das attraktive Tagungsthema einerseits und die gastgebende Bibliothek andererseits. Dass sich in der Badischen Landesbibliothek Bemerkenswertes getan hat, scheint sich inzwischen herumgesprochen zu haben. Insofern korrespondierten Ort und Thema in treffender Weise.



Abb. 1: Come together. Foto: Raina Saalman, BLB Karlsruhe

Entwicklungsagenda der BLB

Nach einer kurzen Begrüßung durch die Vorsitzende des Regionalverbands, Heidrun Wiesenmüller, Professorin an der Hochschule der Medien in Stuttgart, zeichnete die Direktorin der Badischen Landesbibliothek, Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen, ein prägnantes Gegenwartsporträt ihrer Bibliothek. Sie benannte fünf zentrale Felder, die gegenwärtig auf der Entwicklungsagenda der Bibliothek stehen:

- Die Weiterentwicklung der Sammlungen durch die Einbeziehung von Netzpublikationen, insbesondere in Form elektronischer Pflichtexemplare, durch den Ausbau des zu diesem Zweck installierten Repositoriums BOA (Baden-Württembergisches Online-Archiv) und

der Entwicklung eines adäquaten Geschäftsgangs und eines Rechteverwaltungsmodells.

- Die Globalisierung des überlieferten Kulturguts durch seine Präsentation im Internet. Die Veröffentlichung digitalisierter Handschriften und Alter Drucke eröffnet der interessierten Öffentlichkeit die Möglichkeit zur Teilhabe am kulturellen Erbe und trägt zugleich zur Stimulierung von Bildung und Forschung bei.
- Die Etablierung der Bibliothek als Lernort durch die Bereitstellung von Benutzer/innen/arbeitsplätzen. Durch den Betrieb des Learning Centers *Wissenstor* geschieht dies bereits, könnte aber durch die geplante Einrichtung eines Outdoor-Lesebereichs noch eine unkonventionelle Ergänzung erfahren.
- Die Vermittlung von Informationskompetenz im Rahmen eines differenzierten Teaching-Library-Konzepts, dessen Zielgruppe im ersten Schritt die Schüler/innen gewesen sind und nun im zweiten Schritt die (Bachelor-)Studierenden.
- Die Musealisierung des kulturellen Erbes im Rahmen von niveauvollen Wechselausstellungen einerseits und einer Präsentation absoluter Spitzenstücke in einer (geplanten) Schatzkammer andererseits.



Abb. 2: Begrüßung durch die Vorsitzende Prof. Heidrun Wiesener-Hiller. Foto: Raina Saalman, BLB Karlsruhe



Abb. 3: Begrüßung durch die Hausherrin, Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen. Foto: Raina Saalman, BLB Karlsruhe

Besichtigungsprogramm

Zwei Aspekte dieses Fünf-Punkte-Programms wurden anschließend im Rahmen der angebotenen Besichtigungen vertieft. Die Gäste konnten sich entscheiden: entweder für eine Führung durch das Gebäude unter architektonischen Gesichtspunkten, bei der auch bibliothekarische und bauliche Änderungsperspektiven zur Sprache kamen, oder für eine von zwei Spezialführungen. Die erste widmete sich der Teaching Library und rückte besonders das 2012 eröffnete, mit Hilfe von Sponsoren möblierte und aufgefrischte Lernzentrum in den Fokus, das wegen seiner architektonischen Gestalt den Namen *Wissenstor* trägt. Dieses Nachbargebäude, in dem sich zuvor die Staatliche Fachstelle für das Öffentliche Bibliothekswesen befand, enthält neben einem Schulungsraum mehrere Räume mit Einzel- und Gruppenarbeitsplätzen sowie eine Lounge und einen Eltern-Kind-Arbeitsraum. Es bietet, da es ohne bibliothekarisches Personal auskommt, Öffnungszeiten an, die deutlich über die des Haupthauses hinausgehen: Es hat täglich bis 24 Uhr geöffnet. Natürlich wurden die Führungsteilnehmenden auch mit dem Konzept und dem modular aufgebauten Schulungsangebot der

BLB für Schüler/innen, Studierende und andere Nutzergruppen bekannt gemacht. Die didaktisch anspruchsvollen Konzepte wurden an aufgebauten Stationen diskutiert, die jeweils einer Zielgruppe gewidmet waren.



Abb. 4: Führungsprogramm. Foto: Heidrun Wiesenmüller, HdM Stuttgart

Die zweite Spezialführung setzte den Schwerpunkt bei der Digitalisierung. Nach einleitenden Erläuterungen zum baulichen, technischen und personellen Aufbau der Digitalisierungswerkstatt seit 2010 und dem eingeschlagenen Digitalisierungskonzept, das vorwiegend auf mittelalterliche Handschriften, handgeschriebene und gedruckte Musikalien sowie regionale Druckwerke zielt, konnten die Führungsteilnehmer/innen die Hardware besichtigen. Drei Typen kommen gemäß der Digitalisierungsstrategie des Hauses zum Einsatz, nämlich ein Aufsichtsscanner (Copibook von i2s), ein Grazer Buchtisch (mit Canon 1Ds Mark III) und ein V-Scanner (book2net Cobra von Mikrobox) – ein

Gerät, das für viele Handschriften eine Scanalternative zum Kameratisch ist. Wie sehr ein neues Modul der von der BLB mit großem Erfolg (ca. eine Million Images in drei Jahren) eingesetzten Digitalisierungssoftware Visual Library den Arbeitsvorgang der Strukturierung unterstützt, konnte den Führungsteilnehmenden am Beispiel der Zeitungssegmentierung demonstriert werden. Die BLB setzt das in einem Pilotprojekt an der ULB Halle entwickelte Tool als erste VL-Bibliothek in Routinebetrieb ein, um in diesem Jahr 400.000 Zeitungsseiten rationell zu gliedern.

Fortbildungsblock: Innovation und Innovationsmanagement

Die diesjährige Fortbildungsveranstaltung¹ war dem Themenschwerpunkt „Innovation und Innovationsmanagement“ gewidmet. Den theoretischen Hintergrund des Themas steuerte eingangs Prof. Dr. Rudolf Mumenthaler von der HTW Chur bei. Wie entstehen aus Ideen neue Produkte bzw. Dienstleistungen und aus diesen neue Geschäftsmodelle, und welche neuen Prozesse sind dafür nötig? Zu betrachten sind folgende Gesichtspunkte: Innovationsstrategie (als Pionier vorangehen oder abwarten, um das Risiko gering zu halten), Innovationsgrad (radikaler Umbau oder partielle Weiterentwicklung), Innovationsmanagement (Ideen entwickeln, Prozesse organisieren, Ziele und Verantwortlichkeiten bestimmen). Mumenthaler plädierte dafür, durch geeignete Verfahren (Befragung, Workshop, Wettbewerb) nicht nur die Mitarbeiter/innen, sondern auch die Nutzer/innen in die Ideenfindung einzubeziehen und so etwas wie eine betriebliche Innovationskultur zu schaffen. Die Sammlung von Ideen, für die manche Betriebe Zeit und Spielwiesen (Labore) zur Verfügung stellen, dürfe freilich keine Beliebigkeit fördern, sondern müsse strukturiert ablaufen,

¹ Die Vortragsfolien aus dem Fortbildungsteil sind auf der Veranstaltungssseite abrufbar: <http://www.vdb-online.org/veranstaltungen/622/> (06.11.2014)

beispielsweise durch die vorherige Definition von Suchfeldern. Um die Ressourcen nicht zu überdehnen, gehöre zur Innovation auch der Mut, eingespielte Dienste und Aufgaben zu überprüfen und gegebenenfalls einzustellen.

An mehreren Beispielen aus der Praxis der Bibliotheken wurde das Thema Innovation sodann illustriert. Rike Balzuweit stellte ihre Gedanken zu Innovation unter die vier Leitfragen: Bedeutung, Beispiele, Prozess und Faktoren. Sie hob hervor, welcher Stellenwert Innovationen in der UB Heidelberg zukommt. Anstöße zur Entwicklung von Neuem gingen von Bibliotheksmitarbeiterinnen und -mitarbeitern, Studierenden und Lehrenden aus und bildeten nicht selten eine Reaktion auf Anforderungen, die sich nicht zuletzt aus neuen Forschungsfeldern der Wissenschaft ergäben, beispielsweise den E-Humanities. Unter den stichwortartig aufgeführten Feldern wie Digitalisierung, E-Bibliothek durch Medienwandel, Bilddatenbank,



Abb. 5: Drei der Referent/inn/en des Fortbildungsprogramms: Frank Scholze (KIT Karlsruhe), Prof. Dr. Rudolf Mumenthaler (HTW Chur), Rike Balzuweit (UB Heidelberg).
Foto: Heidrun Wiesenmüller, HdM Stuttgart

Umwandlung der Sondersammelgebiete in Fachinformationsdienste, Open Access, Data mining/ Linked Open Data, hybrider Universitätsverlag fand sich auch das überraschende Stichwort „Eroberung des Vatikans“; diese nahm ihren Ausgang bei der Digitalisierung der Bestände der Bibliotheca Palatina in Rom. Für den Innovationsprozess stünden, so führte Rike Balzuweit weiter aus, diverse Steuerungsinstrumente wie Personalauswahl, Prozessanalyse und Marktbeobachtung bereit. Die Etablierung einer Innovation vollziehe sich dann in sechs Schritten: 1. Idee, 2. Bedarfsprüfung, 3. Geschäftsgangsentwicklung, 4. Testbetrieb, 5. Inbetriebnahme und 6. Überführung in den Regelbetrieb. Unter den Faktoren, die den Innovationsprozess beeinflussen, finden sich naturgemäß sowohl hemmende als auch aktivierende: Mit Offenheit, Mut, Kreativität, der Wahl des richtigen Zeitpunktes und dem Ergreifen des Kairos kann eine Innovation im Kleinen wie im Großen gelingen.

Aus Sicht der Bibliothek des KIT Karlsruhe reflektierte Frank Scholze das Thema Innovation. Für ihn gibt es dort kein besseres Beispiel für Innovation als den Karlsruher Virtuellen Katalog, der 1996 für die Öffentlichkeit freigegeben wurde, 1,5 Millionen Suchanfragen pro Monat beantwortet und dank seiner inzwischen 16 Fach- und Spezialkataloge sogar zu einem Unternehmen geworden ist, das sich ökonomisch rechnet. Innovation entstehe immer dann, wenn Mensch und Informationstechnologie zusammenkämen, wenn aus einem Wagnis ein Geschäftsmodell werde. Auch in der Konzeption der 24-Stunden-Bibliothek, die rund um die Uhr offen hat, spiegele sich der Geist der Erneuerung. Als weiteres gelungenes Beispiel nannte Scholze den 2003 gegründeten Universitätsverlag KIT Scientific Publishing, der sich teilweise selbst trägt, den Recommender Dienst BibTip, der aus einem DFG-Projekt hervorging, sich als Ausgründung 2009 aber verselbständigt hat, und die Installation eines Leitsystems für freie Lern- und Arbeitsplätze, einem auf WLAN und Ethernetnutzung basierenden maschinellen Verfahren. Dieses wurde vor dem Hintergrund, dass die 1.000

Arbeitsplätze im Alt- und Neubau der KIT-Bibliothek ungemein stark frequentiert sind, entwickelt. Noch im Entwicklungsstadium ist das Projekt Registry of Research Data Repositories, kurz re3data, eine Antwort auf die zunehmende Bedeutung der Bereitstellung von Forschungsdaten. Obwohl es in der KIT-Bibliothek eigentlich kein organisiertes Innovationsmanagement gebe, so bilanzierte Scholze abschließend, setze die Bibliothek aufgrund ihres Selbstverständnisses und ihres Anspruchs an sich selbst sowie ihres aufmerksamen Blicks auf die Außenwirkung laufend neue Ideen zu innovativen Produkten und Diensten um.



Abb. 6: Blick ins Auditorium. Foto: Raina Saalmann, BLB Karlsruhe

Die folgenden Erfahrungsberichte kamen zwar aus deutlich kleineren Bibliotheken, nämlich dezentralen Fachbibliotheken eines zweischichtigen Bibliothekssystems, belegten aber, dass auch dort im Einzelfall wichtige und nachhaltige Neuerungen erdacht und erfolgreich umgesetzt werden können. Thomas Hilberer zeigte dieses am Beispiel der Brechtbau-Bibliothek (früher: Fakultätsbibliothek Neuphilologie) der Universität Tübingen, für die er

das Portal Neuphilologie entwickelte. Es ging aus der Fakultätsbibliographie hervor und stellt eine Open-Access-Publikationsplattform dar, in erster Linie für Zweitveröffentlichungen von Aufsätzen (mittlerweile über 700 sowie zwei Monographien). Dieser Erfolg gründet neben einer kontinuierlichen Einwerbung nicht zuletzt darin, dass die Autorinnen und Autoren der Bibliothek lediglich die Erlaubnis zur Publikation zu geben brauchen: das Scannen und die Erfassung von Metadaten leistet die Bibliothek. Der Bibliotheksleiter ist Herausgeber und übernimmt damit die rechtliche Absicherung. Darüber hinaus konnte für die 2012 verabschiedete neue Promotionsordnung erreicht werden, dass der Doktorand die Pflicht zur Veröffentlichung seiner Dissertation nur noch durch Ablieferung einer elektronischen Version oder einer Verlagsausgabe erfüllen kann. Eine Abgabe selbst hergestellter Exemplare auf Papier oder gar Mikrofiche ist nicht mehr möglich. Dies war zu diesem Zeitpunkt in Deutschland einzigartig, mittlerweile sind mehrere andere Fakultäten dem Beispiel gefolgt.

Ein anderes Produkt wurde im Juristischen Seminar, der Juristischen Fakultätsbibliothek der Universität Tübingen, entwickelt. Wie können die Benutzerinnen und Benutzer des Juristischen Seminars (22 Lehrstühle, 3.000 Studierende, 540 abonnierte Printzeitschriften, Zugriff auf 6.000 elektronische Zeitschriften) automatisch und tagesaktuell über die neu erschienenen Hefte von E-Journals informiert werden? Sabine Krauch verdeutlichte in ihrem Vortrag, dass für einen Großteil der juristischen Zeitschriften keine RSS-Feeds zur Verfügung stehen. In Zusammenarbeit mit dem Computer-Zentrum der Juristischen Fakultät entwickelte das Juristische Seminar daher den Informationsdienst ZID Jura. Das System sucht die Homepages der einschlägigen Verlage regelmäßig nach neuen Zeitschriftenheften ab und versendet an die Abonent/inn/en des ZID Jura

eine Mailbenachrichtigung, die auf das neue Heft hinweist und über einen entsprechenden Link den Zugriff unmittelbar auf die Volltexte anbietet. ZID Jura wird intensiv von den Lehrstühlen und den Studierenden benutzt. Seit Einführung des Dienstes konnten konventionelle Zeitschriftenumläufe eingestellt und die eine oder andere Printzeitschrift abbestellt werden. Das für die Juristen entwickelte System ist auch von anderen Einrichtungen und Fachdisziplinen nachnutzbar. Neben anderen Tübinger Fachbibliotheken setzt inzwischen die Bibliothek des Deutschen Bundestages ZID Jura ein. Es ist wie das vorgenannte Praxisbeispiel ein Beleg dafür, dass die Umsetzung von Innovationen nicht an die Größe einer Bibliothek gebunden ist.

Die Erfahrungsberichte aus Heidelberg, Karlsruhe und Tübingen waren anschauliche Konkretisierungen der theoretischen Ausführungen von Prof. Mumenthaler. Die abschließende Diskussion kreiste um die Frage, ob Innovationsmanagement in ein formalisiertes Verfahren transferiert oder eher anlassbezogen realisiert werden sollte. Dass nicht jede Änderung in einer Bibliothek oder im deutschen Bibliothekswesen mit dem Label „Innovation“ geadelt werden sollte – auch dafür ließen sich gewiss genügend Beispiele finden.



Abb. 7: Mittagspause. Foto: Raina Saalman, BLB Karlsruhe

Mitgliederversammlung

In der Mitgliederversammlung, die sich wie gewohnt an die Fortbildungsveranstaltung angeschlossen, standen neben den satzungsgemäßen Tagesordnungspunkten, neben einem Rückblick auf die vergangene und einem Ausblick auf die kommende Amtsperiode in diesem Jahr Vorstandswahlen auf dem Programm. Für eine weitere, aber zum Teil wohl letzte Amtszeit erklärten sich die Kolleginnen und Kollegen des amtierenden Vorstands gerne bereit. Demnach führen den Regionalverband Südwest in den nächsten zwei Jahren wieder Prof. Heidrun Wiesenmüller (HdM Stuttgart) als Vorsitzende, Robert Scheuble (Bibliothek der PH Freiburg) als stellvertretender Vorsitzender, Ute Bahrs (LBZ Speyer) als Schriftführerin und Carlheinz Straub (UB Trier) als Kassenwart. Im Amt bestätigt wurden auch die beiden Kassenprüfer/innen, Imma Hinrichs und Bernd-Christoph Kämper (beide UB Stuttgart). Einen kurzen Blick auf die aktuellen Aktivitäten des BIB warfen Isabell Leibing und Sarah Kees, Vorstandsmitglieder der beiden BIB-Landesgruppen Baden-Württemberg und Saarland.

Mit einem gemeinsamen Abendessen im Traditionsgasthaus Kaiserhof am Karlsruher Marktplatz, der gegenwärtig wegen des U-Bahnbaus in eine Baustellenlandschaft verwandelt ist, klang die anregende und erfolgreiche Veranstaltung aus. Der VDB des Südwestens hat mit der Jahrestagung in Karlsruhe die lange Tradition der beliebten Treffen unter Kolleginnen und Kollegen in gelungener Weise fortgesetzt.

Ludger Syré, Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Wie geht es weiter mit dem VDB-Landesverband für Hessen? Bilanz nach zwei stark nachgefragten Fortbildungen in Frankfurt/Main

Viele hessische VDB-Mitglieder und Interessierte nutzten die beiden gut besuchten Fortbildungen des Regionalverbands Südwest und des Landesverbands Bayern am 9. Juli¹ und 30. September² 2014 in Frankfurt/Main für den fachlichen Austausch und das berufliche Networking. Im Zentrum stand natürlich die Frage: Wie geht es weiter mit dem Landesverband Hessen? Die anwesenden Vorstandsmitglieder Ewald Brahms, Klaus-Rainer Brintzinger, Ulrike Scholle und Konstanze Söllner standen Frage und Antwort und nutzten die Gelegenheit, um mit den hessischen VDB-Mitgliedern ins Gespräch zu kommen.

Dabei standen die Wünsche der hessischen VDB-Mitglieder nach mehr kollegialer Vernetzung und einem auf regionale Bedürfnisse inhaltlich und fachlich zugeschnittenen Fortbildungsprogramm des Verbandes im Vordergrund. Der Vorstand des VDB will die Anregungen aufnehmen und wird anlässlich des Hessischen Bibliothekstags im Mai 2015 in Darmstadt zu einer Mitgliederversammlung der hessischen VDB-Mitglieder einladen.

Konstanze Söllner, Universitätsbibliothek der FAU Erlangen-Nürnberg (Stellvertretende Vorsitzende des VDB)

Zitierfähiger Link (DOI) der Rubrik Landes- und Regionalverbände: [10.5282/o-bib/2014H1S336-342](https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S336-342)

1 <http://dx.doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S312-313>

2 <http://dx.doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S314-318>